

Zu diesem Heft

Mit Heft 3/86 beginnen wir versuchsweise uns einem Themenschwerpunkt zuzuwenden, der bisher in den Heften der „Badischen Heimat“ kaum Beachtung gefunden hat: *dem Thema Stadt- und Dorfsanierung*. Mit Objekt-sanierung — besonders von Fachwerkhäusern — haben sich schon verschiedentlich Aufsätze unserer Hefte beschäftigt, Sanierung eines Stadtkerns, eines Quartiers, eines Dorfes, blieben bisher ausgespart. Vielleicht war diese Zurückhaltung auch angebracht, weil erst am Ende der 80er Jahre genügend zeitlicher Abstand gewonnen worden ist, um eine kritische Bestandsaufnahme zuzulassen. Für die beiden ersten Projekte, mit denen sich dieses Heft schwerpunktmäßig beschäftigt — Markdorf und Kürnbach — konnten Bürgermeister Eugen Baur und Diplomingenieur Edmund Kiehle gewonnen werden. Ein Anfang wäre gemacht. Wünschenswert wäre es, daß in den Heften der „Badischen Heimat“ eine kontinuierliche Fortsetzung der Bestandsaufnahme von Stadt- und Dorfsanierungen möglich wäre. Wenn Heimat in den 80er Jahren zunehmend als „Heimat vor Ort“, als Beheimatung im Quartier erlebt wird, dann ist in Zukunft das Problem der Sanierung ein ganz wesentlicher Teil lokalpolitischer Aktivität der an Heimat Interessierten, darüber hinaus auch unverzichtbarer Teil der Heimatkunde in der Schule.

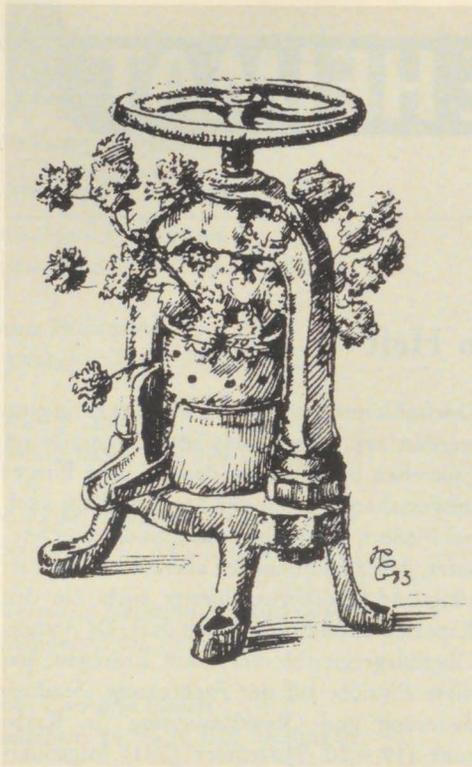
Auf vielen Gebieten ist Heimat Heimatpflege Gewordenes überliefernd, bewahrend, wiederbelebend, auf dem Gebiete der Stadt- und

Dorfsanierung ist Heimat, wenn es denn eine werden soll, etwas, das jeweils gerade im Entstehen begriffen ist und an dem Bürger mitgestalten können. So hat sich denn auch bei Planern inzwischen die Einsicht durchgesetzt, daß Sanierung, vor allem Flächensanierung und Stadtkernsanierung, nicht nur den Experten überlassen bleiben darf. Dr. Vetter, Oberbürgermeister der Stadt Ettlingen, hat diese Einsicht auf der Fachtagung „Stadterneuerung und Objektsanierung“ in Karlsruhe (19.—20. November 1981) folgendermaßen formuliert:

„Die Stadt ist stark, in der die Stadterneuerung zwar von der Verwaltung initiiert und geplant, aber von den mitplanenden Bürgern selbst vollzogen wird. Die Stadt ist stark, die die Bürokratie schwach und die Bürger einflußreich sein läßt. Mehr als bisher soll an die Stelle technokratischer Planspiele die Förderung der Bürgerinitiative in der Stadterneuerung Vorrang haben. Alt oder neu? Das Geheimnis scheint, daß die Bürger in der Stadt oft besser wissen, was sie brauchen als die sie interpretierenden Ideologen“ (In: „Karlsruher Beiträge“, Nr. 2, Juni 1984, S. 87).

Somit ist Stadtsanierung auch ein Problem der Zeit, des Zeit-Lassens für eine sich auszubildende Öffentlichkeit. Darauf wurde auf der schon genannten Fachtagung von Dipl.-Ing. Englert hingewiesen:

„Wir sollten uns gemeinsam energisch gegen kurzfristiges Taktieren stemmen. Das Nicht-



Zeit-Haben, das Verwerfen von Ideen, die Zeit brauchen, das Machen des gerade Machbaren ist eine der Quellen einer baulichen Misere, die so offen zutage liegt, daß das Bedauern darüber heute fast den einzigen Konsens darstellt . . . Im Stadterneuerungsbereich spielt die Öffentlichkeit als eine Funktion der Information eine wesentliche Rolle. Dabei sind die Informationsträger in der Regel nicht die Betroffenen, auch nicht die betroffenen und autorisierten Gremien der Gemeinden, sondern Medienträger: Rundfunk — Fernsehen — Presse. Ihre Argumente bleiben oft im Täglichen, Kurzfristigen und Aktuellen hängen“ (Karlsruher Beiträge, Nr. 2, Juni 1984, S. 23).

Heinrich Hauß
Schriftleitung

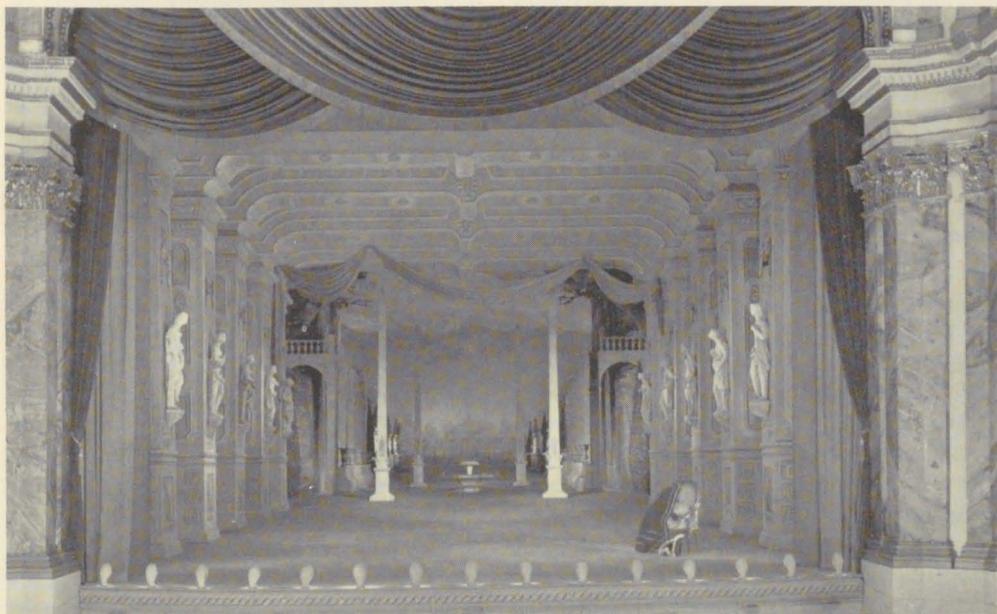
Hinweis:

Für 1/87 plant die Badische Heimat ein *Hansjakob-Heft*. Autoren, die für dieses Heft einen Beitrag liefern wollen, werden gebeten, Aufsätze bis zum 31. 12. 1986 einzusenden.

Auszug aus dem Protokoll der geschlossenen Mitgliederversammlung des Landesvereins „Badische Heimat e. V.“ am 15. Juni 1986 in Schwetzingen

Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden für die Zeit vom 21. 5. 1984 bis 15. 6. 1986

Ludwig Vögely, Karlsruhe



Das weltberühmte Rokokotheater in Schwetzingen

A) Den Landesverein selbst betreffend

1.)
Während im letzten Geschäftsbericht für die Jahre 1982—1984 vom Neuaufbau der Verwaltung berichtet werden mußte, ist darüber heute nur zu sagen, daß diese Verwaltung in

einwandfreier Weise arbeitet und großen Dank verdient. Dieser Dank gilt Frau Beck und Herrn Kohler, aber auch der Schriftleiter Herr Hauß muß in diese Danksagung einbezogen werden. Es kann heute nach vierjähriger Amtszeit des Landesvorsitzenden festgestellt werden, daß wir mit Frau Beck,

dem Landesrechner Herrn Kohler und dem Schriftleiter Herrn Hauß eine glückliche Wahl getroffen haben, und ich hoffe, daß uns ihre Mitarbeit noch lange erhalten bleibt.

2.)

2a)

Für die vergangenen zwei Jahre gibt es über mehrere größere Ereignisse zu berichten. Das 75jährige Jubiläum des Landesvereins war dabei von zentraler Bedeutung, weil es dem Verein die Möglichkeit bot, in herausgehobener Weise an die Öffentlichkeit zu treten. Der Festakt im Bürgersaal des Rathauses zu Karlsruhe am 22. September 1984 war eine hervorragend verlaufene und beeindruckende Veranstaltung, die erfreulicherweise sehr gut besucht war und von der Stadt Karlsruhe finanziell großzügig unterstützt wurde. Dafür sei ihr auch heute noch einmal freundlichst gedankt. Die große Aufmerksamkeit hervorrufende Festrede hielt Herr Minister Prof. Dr. Engler. Auch der „Badische Abend“, der am gleichen Tage durchgeführt wurde, wird allen Teilnehmern in guter Erinnerung bleiben. Er entsprach in seiner Konzeption ganz der Tradition des Landesvereins, indem er den Mundartdichtern von Süd und Nord Gelegenheit bot, aus ihrem Schaffen vorzulesen. Ein solcher Tag, wie es der 22. September 1984 war, zählt wohl zu den Sternstunden unseres Landesvereins. Aus Anlaß des Jubiläums erschienen als Publikationen das Jubiläumsheft und die Chronik des Landesvereins. Beide Hefte haben weite Beachtung gefunden. Das Jubiläumsheft beinhaltet eine geistige Bestandsaufnahme unseres Landes, ein Vorhaben, das notwendig geworden war, zumal die Badische Heimat nicht mehr über die Jahressbände vergangener Jahrzehnte verfügen kann. Wir glauben, daß wir mit diesem Heft die gute publikatorische Vergangenheit des Landesvereins fortgesetzt und gezeigt haben, wie kulturell facettenreich unsere Heimat ist. Daß nach 75 Jahren eine ausführlichere Chronik notwendig wurde, ist selbstverständlich, zu schnell ge-

hen in unserer Zeit Tatsachen und Erinnerungen verloren.

2b)

Eine weitere für das Leben des Landesvereins wichtige Leistung haben Vorstand, Beirat und die Mitglieder durch die Beratung und Diskussion und Beschlußfassung der überarbeiteten Satzung auf der Mitgliederversammlung am 20. Mai 1984 in Freiburg und der außerordentlichen Mitgliederversammlung am 28. April 1985 in Baden-Baden erbracht. Dieses, den Bedürfnissen der Zeit angepaßte „Hausgesetz“, ermöglicht ein geregeltes Vereinsleben auf viele Jahre hinaus. Allen, die an der Gestaltung der Satzung mitgearbeitet haben, an der Spitze Herr Lindinger, sei noch einmal herzlich gedankt. Die Satzung wurde am 2. Dezember 1985 beim Registergericht in Freiburg eingetragen und hat damit ihre Gültigkeit erlangt.

2c)

Das Haus Badische Heimat in der Hansjakobstraße in Freiburg stellt weiterhin große Anforderungen an unsere finanziellen Mittel, obwohl in den letzten 2 Jahren eine wahre Sisyphusarbeit vollendet wurde. Der Jahrzehnte alte Staub, der auf dem Speicher die dort lagernden Hefte und vielleicht 200 Ordner zentimeterdick unter sich begrub, ist verschwunden. Der Speicher ist sauber und rein. Alle im Haus, Speicher und auf den Schränken lagernden Hefte aller Jahrgänge wurden in einem großen, lichten Kellerraum nach Jahrgängen geordnet gelagert und stehen nun unseren Ortsgruppen und Mitgliedern zur Verfügung. Man kann im Haus der Badischen Heimat wieder freier atmen. Alte, gefährlich herum- und herunterhängende Lichtleitungen wurden erneuert, Regale, Schreibtisch und elektrische Schreibmaschine beschafft. Alle diese Arbeiten hat Herr Kohler vorangetrieben und mit Studenten bewältigt. Wir können ihm dafür nicht dankbar genug sein.

Eine weitere dringende Arbeit, die ansteht, ist das Kürzen der Pappeln, an denen seit ihrer Pflanzung im Jahre 1926 wohl nichts gemacht wurde und die in ihrem jetzigen Zustand Menschen, Autos usw. gefährden, Kostenvoranschlag DM 3500,— bis 4000,— bis DM 12 000,—. An zwei Ecken des Hauses dringt Feuchtigkeit ein (hierfür liegt ein Kostenvoranschlag noch nicht vor), die herrlichen Schmiedearbeiten über den Einfahrten sind völlig verrostet — Kostenvoranschlag DM 10 000,—, die Fenster im Dachgeschoß müssen erneuert werden — Kostenvoranschlag DM 11 000,—, und die Heizung, die viele Jahre alt ist, beobachten wir mit Sorge. Sie sehen, die Arbeiten reißen auf Jahre hinaus nicht ab, denn wir können nur schrittweise vorgehen in einem Tempo, das uns unsere Finanzen vorschreiben. Trotzdem sind wir stolz auf dieses schöne Haus, das auf meinen Antrag hin am 26. November 1985 in das Denkmalsbuch eingetragen wurde und so in seinem Bestand wohl für immer gesichert worden ist.

3.)

Eine Feststellung, die leider immer wieder gemacht werden muß, ist die Sorge um die Mitgliederbewegung. Im Geschäftsbericht 1984 mußte ich bekanntgeben, daß in der Berichtszeit 1982—1984 385 Abgängen 225 Zugänge gegenüberstanden, was einen Verlust von 160 Mitgliedern bedeutete. Für die Berichtszeit 1984—1986 gelten folgende Zahlen:

Zugänge: 356

Abgänge: 550

Verlust: 195

Der Mitgliederstand liegt damit jetzt bei 3750, ohne Direktbezieher und Buchhandlungen. Meine Damen und Herren, das ist eine sehr bedenkliche Zahl, denn mit dem Schwund der Mitglieder schwinden auch die Einnahmen durch die Mitgliedsbeiträge, und im gleichen Verhältnis wird es schwerer für uns, die Kosten für unsere Hefte zu bezahlen. Wir werden wohl bei der nächsten Mit-

gliederversammlung über die Erhöhung des Beitrages reden und beschließen müssen, wollen wir unsere Hefte, die doch das Band um alle Mitglieder darstellen, in gleicher Qualität und Ausstattung erhalten. Ich weise mit allem Ernst und allem Nachdruck auf diese Lage des Landesvereins hin. Vorstand und Beirat allein können die Tatsache des Mitgliederschwundes, der ja weitaus durch Alter und Tod bedingt ist, nicht aus der Welt schaffen. Sie alle, meine Damen und Herren, sind aufgerufen, Mitglieder zu werben. Wir wären aus aller Bedrängnis, wenn uns einmal wenigstens die Hälfte unserer Mitglieder ein neues Mitglied bringen würden. Ich bin überzeugt, daß manche gute Gelegenheit zur Werbung ungenützt dahingeht, und ich bitte Sie herzlich, ihre persönlichen Möglichkeiten zu nützen. Die ungewisse Zukunft hat eben auch hier begonnen.

4.)

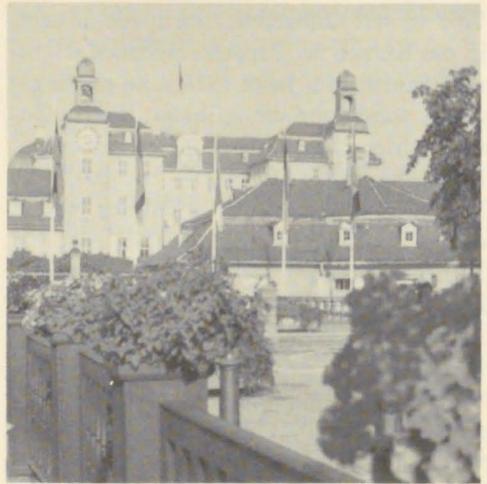
Die Ortsgruppen

Die bisherigen 13 Ortsgruppen besitzen zusammen 2680 Mitglieder, das sind etwa 70% der Gesamtmitgliederzahl des Landesvereins. Diese Zahlen sagen folgendes aus: Früher waren in den Ortsgruppen etwa 40—45% der Mitglieder organisiert. 60% waren über das Land verstreute Einzelmitglieder. Nun sind 70% Mitglieder einer Ortsgruppe und 30% Einzelmitglieder. Das Verhältnis hat sich in etwa umgekehrt. Folgende Schlüsse sind daraus zu ziehen: Gehen die Einzelmitglieder durch Alter und Tod verloren, so werden sie kaum einmal durch die Weiterführung der Mitgliedschaft durch die Angehörigen ersetzt. Bei den Ortsgruppen hingegen ist die Situation besser, denn sie haben durch ein gutes kulturelles Angebot die Möglichkeit, neue Mitglieder zu gewinnen, sie haben es dadurch leichter mit der Werbung.

Aus diesem Grund hat der Landesvorsitzende immer danach gestrebt, durch oft mühsame Verhandlungen Mitglieder zu neuen Ortsgruppen zusammenzufassen oder



Der burgenähnliche Mittelbau des Schlosses.



Blick auf das Schwetzingen Schloß.

ehemalige zu reaktivieren. Nachdem in Säckingen durch das Entgegenkommen des jetzigen Leiters der Ortsgruppe Herr Burkart und seinen Freunden die Wiedergründung verhältnismäßig leicht zu bewältigen war, schlug der Versuch in Kehl nach langen Bemühungen fehl. Die Lage in Waldshut verschlechterte sich durch den Tod von Peter Max Boppel, des jahrzehntelangen Vorsitzenden, erheblich. Hier ist es gelungen, die Ortsgruppe am 15. Juni 1985 auf eine neue Basis zu stellen. Dies ist in der Hauptsache Herrn Fritz Schächtelin zu verdanken, der sich der Ortsgruppe annahm und sie nun in Verbindung mit dem Geschichtsverein leitet. Große Mühe und Geduld waren erforderlich, um im Wiesental und Markgräflerland wieder einen Schwerpunkt zu bilden. Aber auch das ist schließlich geglückt, und die Ortsgruppe Markgräflerland mit Sitz Lörrach konnte vor wenigen Wochen gebildet werden. Ich teile dies mit besonderer Freude mit, weil es drei Frauen waren, die hier maßgeblich zum Erfolg beigetragen haben: Frau Maurer, Frau Vortisch und Frau Dr. Heilmann-Schwarzweber. Frau Maurer und Frau Vortisch, beide Lörrach, sind bis zur ersten

Mitgliederversammlung die Bezugspersonen des Landesvereins. Somit besitzt der Landesverein Badische Heimat wieder 14 Ortsgruppen.

5.)

In der Berichtszeit fanden vier Vorstand- und Beiratssitzungen, zwei weitere Vorstandssitzungen und die außerordentliche Mitgliederversammlung am 28. 4. 1985 in Baden-Baden statt.

B)

Zusammenarbeit mit anderen Verbänden und Organisationen

a)

Der Landesverein Badische Heimat ist nach wie vor Mitglied in der Dachorganisation des „Deutschen Heimatbundes“. Die enorme Beitragssteigerung auf jährlich DM 2400,— macht uns diese Mitgliedschaft nicht gerade leicht. Der Informationsfluß des DHB zu den ihm angeschlossenen 12 Landesverbänden ist seit Dr. Ruland die Geschäfte führt besser geworden. Erfreulich ist, daß im Zuge der Arbeit der Fachgruppe „Grundfragen der

Heimatarbeit“ ein Seminar am 23. Mai 1986 in Aspach-Kleinaspach stattfand mit dem Thema „Heimatkunde in Lehrplan und Unterricht von Grundschule und Sekundarstufe I, Versuch einer Standortbestimmung“. Diese Tagung war nach vielen Versuchen und Besprechungen zustande gekommen, und das Ziel war ihre Auswirkung auf die Kultusministerien der Bundesländer. Damit ist der DHB nun endlich bezüglich Heimatkunde an den Schulen aktiv geworden und versucht nun überregional mit den Ministerien zu einem Konsens zu kommen. Der Landesverein war bei der Tagung durch Dr. Laubenberger und Rektor Guth, Karlsruhe, vertreten, die Auswertung steht noch aus, und wir werden das Ergebnis seinerzeit publizieren.

Der Vertreter des Landesvereins in Bonn ist Herr Dr. Laubenberger, Freiburg. Er hat in der Berichtszeit an 6 Sitzungen des DHB in München, Bonn, Bremen, Frechen, Aspach und Braubach teilgenommen. In allen diesen Sitzungen ging es um die Fachgruppenberichte, die Satzung des DHB, Gründung der Fachgruppe Trachtenverbände, Stiftung Denkmalschutz, Umwelttag 1986 und wie immer um den Haushalt des DHB.

b)

Im letzten Rechenschaftsbericht konnte ich Ihnen mitteilen, daß im Zuge der Neuordnung der Heimatarbeit in unserem Lande 1983 in Freiburg der alemannische Arbeitskreis Heimatpflege gegründet wurde und die Badische Heimat durch ihren Vorsitzenden im ständigen Ausschuß, dem maßgeblichen Organ, vertreten ist. Eine derartige Zusammenfassung aller Heimatvereine und der Heimatpflege verpflichteten Vereinigungen bestand in Nordbaden noch nicht. Durch die Initiative des Landesvorsitzenden kamen aber auch hier die Dinge in Fluß, und am 25. Juni 1984 konnte der Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden gegründet werden, dem inzwischen über 50 Organisationen und Kommunen angehören. Vorsitzender wurde

Reg.-Präs. Dr. Müller, und ich als Landesvorsitzender wurde zu seinem Stellvertreter gewählt. Dadurch ist dem Landesvorsitzenden eine weitere verantwortungsvolle Tätigkeit zugewachsen. Dem Vorbild Nordbadens folgend, wurden in Stuttgart und Tübingen gleiche Arbeitskreise gebildet und damit der Neuaufbau der Heimatpflege in Baden-Württemberg vollendet. Am wichtigsten ist, daß durch diese vier Arbeitskreise bei den Regierungspräsidien die Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege aufgelöst werden konnte samt dem Arbeitskreis Heimattage Baden-Württemberg. Damit wurde die alte Forderung der Heimatverbände erfüllt, die nach einer neuen Form der Gestaltung der Heimatpflege, der Durchführung der Heimattage und besseren Anwendung der halben Million DM, die das Land für diese Arbeit ausgibt, riefen. Die Heimattage Baden-Württemberg werden nun nicht mehr zentral von Stuttgart aus gesteuert, sondern sind den Arbeitskreisen im Wechsel überlassen worden. Sie dauern auch nicht mehr eine ganze Woche, sondern werden auf drei Tage beschränkt. Die Aufgabe, diese neue Form erstmals zu praktizieren, fiel Nordbaden zu. Die Heimattage Baden-Württemberg 1986 finden vom 12.—14. September in Buchen statt, und das Programm wurde nach vielen Sitzungen in eine endgültige Form gebracht. Es ist von hoher Qualität und Vielseitigkeit, und ich fordere Sie auf, meine Damen und Herren, wenigstens an einem Tag die Heimattage in Buchen zu besuchen. Sie werden es nicht bereuen.

c.)

Am 27. Juni 1985 wurde in Maulbronn nach vorausgegangenen Sitzungen im Staatsministerium die „Denkmalstiftung Baden-Württemberg“ konstituiert. Die Stiftung hat die Aufgabe, zur Erhaltung von Kulturdenkmälern im Sinne des Denkmalschutzgesetzes beizutragen. Dieser Zweck soll vorrangig durch die Förderung privater Initiativen auf dem Gebiet der Denkmalpflege verwirklicht wer-

den. Die Stiftung wird insbesondere dort tätig, wo die staatliche Denkmalpflege nicht oder nur in beschränktem Umfang wirken kann. Das Stiftungsvermögen besteht in den Jahren 1985/86 aus den Leistungen des Landes in Höhe von 10 Millionen DM, zu dem Spenden aus Industrie und Wirtschaft in ansehnlicher Höhe erwartet werden. Rund 1,5 Mill. DM sind inzwischen eingegangen. Am 3. Juni 1985 wurde ich als Landesvorsitzender der Badischen Heimat vom Ministerrat in das Kuratorium der Denkmalstiftung Baden-Württemberg berufen, dessen Vorsitzender der Innenminister ist. Dieses Kuratorium legt die Grundsätze der Arbeit der Stiftung fest und stellt Richtlinien für die Vergabe und satzungsgemäße Verwendung der Zuwendungen auf und unterstützt den Vorstand bei der Erfüllung seiner Aufgaben und der Stiftungsgeschäfte. Es bestellt den Vorstand, stellt Haushalts- und Wirtschaftsplan fest, nimmt die Jahresrechnung und den Tätigkeitsbericht des Vorstandes entgegen usw. Neben der Badischen Heimat und dem Schwäbischen Heimatbund ist sonst kein Heimatverein in der Denkmalstiftung vertreten. Die Mitarbeit bedeutet für den Landes-

vorsitzenden Reisen in alle Richtungen des Landes und bringt neben interessanten Aufgaben eine Portion weiterer Belastung mit sich, die er aber im Interesse der Sache gerne auf sich nimmt.

Liebe Mitglieder, damit will ich den Geschäftsbereich 1984—1986 abschließen. Selbstverständlich stehe ich Ihnen zu weiteren Anfragen und Auskünften zur Verfügung.

Aus meinen Ausführungen über die Mitgliederentwicklung ist Ihnen meine Sorge um den Landesverein deutlich geworden, und ich bitte Sie, nehmen auch Sie diese Sorge ernst. Wir alle sind verpflichtet, die Zukunft unseres Landesvereins, der schon so viel Gutes für unsere Heimat geleistet hat, zu sichern. Wir wollen unsere Badische Heimat ungefährdet zum vollen Jahrhundert ihres Bestehens und darüber hinaus steuern. In allen schweren Zeiten ihres Bestehens sind die Mitglieder zusammengedrückt und haben gemeinsame Anstrengungen unternommen, den Landesverein über die Klippen zu bringen. Möge dies auch für uns richtungsweisend für die Zukunft sein.

Die Mitgliederversammlung nahm die Berichte des Landesrechners und der Rechnungsprüfer entgegen, die einstimmig gebilligt wurden. Daraufhin wurde der Vorstand entlastet.

Neuwahl des Vorstandes

Die Wahl zum Vorstand des Landesvereins wurde zügig und harmonisch durchgeführt. Alle Mitglieder des Vorstandes und die Kassenprüfer wurden per Akklamation gewählt. Die Wahl hatte folgendes Ergebnis:

1. Landesvorsitzender: Ludwig Vögely, Karlsruhe,
2. Stellvertretender Landesvorsitzender: Gerd Biegel, Freiburg,
3. Schriftführer: Helmut Gräßlin, Mannheim,
4. Landesrechner: Rolf Kohler, Freiburg.

Zu den Rechnungsprüfern wurden gewählt:

Herr W. Bickel, Bretten und Dr. Zimmermann, Freiburg.

Herr Dr. Laubenberger, der nicht mehr für das Amt des stellvertr. Landesvorsitzenden kandidiert hatte, wurde von Herrn Vögely mit Dank für die jahrelang geleistete Arbeit und mit guten Wünschen für die Gesundheit verabschiedet.

Die öffentliche Festversammlung

Die Festversammlung im Rokoko-Theater des Schlosses Schwetzingen nahm einen hervorragenden Verlauf und wurde zu einer Werbung für den Landesverein. Der herrliche Raum bildete den denkbar schönsten Rahmen, für dessen kostenlose Überlassung der Oberfinanzdirektion Karlsruhe besonders gedankt sei.

Nach der einleitenden kurzen Ansprache des Ortsgruppenvorsitzenden Karl Wörn konnte der Landesvorsitzende zahlreiche Ehrengäste begrüßen. Stellvertretend aus der großen Anzahl seien genannt die Herren M.d.L. Wettstein, Innenminister a.D. Krause, Regierungspräsident a.D. Dr. Müller, Kreisverwaltungsdirektor Wiest in Vertretung des Landrates Dr. Schütz, Bürgermeisterstellvertreter der Stadt Schwetzingen Bährle, für die Grimmelshausenrunde Bürgermeister i.R. Huber, Renchen, Frau Dr. Heimann-Schwarzweber, Lörrach.

In seiner Ansprache stellte der Landesvorsitzende Vögely den Umweltschutz, besonders die Erhaltung des Waldes als zentrale Aufgabe des Landesvereins in den Mittelpunkt. Seine Ansprache war ein Plädoyer für den Wald und eine gesunde und natürliche Landschaft als Gegengewicht zu der heutigen Wirtschafts- und Arbeitswelt.

Den Landesverein ehrende Grußworte sprachen Herr M.d.L. Wettstein, Herr Direktor Wiest und Herr Bährle.

Für den Festvortrag hatte sich Herr Regierungspräsident i.R. Dr. Trudpert Müller zur Verfügung gestellt. Er sprach über das Thema „Die deutsch-französische Zusammenarbeit am Oberrhein“, ein Thema, das dem Redner seit vielen Jahren am Herzen liegt und das auch ein Anliegen des Landesvereins ist. Es gelang Herrn Dr. Müller durch seine engagierte Argumentation die Zuhörer zu fesseln und nach der Darstellung deutsch-französischer Gegensätze und Gemeinsamkeiten mit dem Schluß zu überzeugen, daß Freundschaft die beste Lösung der Probleme zwischen den Völkern ist.

Wir sind Herrn Dr. Müller für diesen Festvortrag sehr dankbar.

Die Feierstunde wurde durch die ausgezeichnete Darbietung des Orchester-Quartetts C-Dur von Carl Stamitz durch das Schwetzingen-Kammerorchester unter der Leitung von Hermann Lutz würdig umrahmt.

Am Nachmittag wurde den Mitgliedern mit sachkundigen Führungen im Schloß, im Schloßgarten, durch die Ausstellung „Heimat“ im Palais Hirsch und durch das Tabakmuseum Hockenheim ein schönes und gerne angenommenes Programm geboten.

Bäume

Bäume sind für mich immer die eindringlichsten Prediger gewesen. Ich verehere sie, wenn sie in Völkern und Familien leben, in Wäldern und Hainen. Und noch mehr verehere ich sie, wenn sie einzeln stehen. Sie sind wie Einsame. Nicht wie Einsiedler, welche aus irgendeiner Schwäche sich davongestohlen haben, sondern wie große, vereinsamte Menschen, wie Beethoven und Nietzsche. In ihren Wipfeln rauscht die Welt, ihre Wurzeln ruhen im Unendlichen; allein sie verlieren sich nicht darin, sondern erstreben mit aller Kraft ihres Lebens nur das Eine: ihr eigenes, in ihnen wohnendes Gesetz zu erfüllen, ihre eigene Gestalt auszubauen, sich selbst darzustellen. Nichts ist heiliger, nichts ist vorbildlicher als ein schöner, starker Baum.

Wenn ein Baum umgesägt worden ist und seine nackte Todeswunde der Sonne zeigt, dann kann man auf der lichten Scheibe seines Stumpfes und Grabmals seine ganze Geschichte lesen: in den Jahresringen und Verwachsungen steht aller Kampf, alles Leid, alle Krankheit, alles Glück und Gedeihen treu geschrieben, schmale Jahre und üppige Jahre, überstandene Angriffe, überdauerte Stürme. Und jeder Bauernjunge weiß, daß das härteste und edelste Holz die engsten Ringe hat, daß hoch auf Bergen und in immerwährender Gefahr die unzerstörbarsten, kraftvollsten, vorbildlichsten Stämme wachsen. Bäume sind Heiligtümer. Wer mit ihnen zu sprechen, wer ihnen zuzuhören weiß, der erfährt die Wahrheit. Sie predigen nicht Lehren und Rezepte, sie predigen, um das Einzelne unbekümmert, das Urgesetz des Lebens. Ein Baum spricht: In mir ist ein Kern, ein Funke, ein Gedanke verborgen, ich bin Leben vom ewigen Leben. Einmalig ist der Versuch und Wurf, den die ewige Mutter mit mir gewagt hat, einmalig ist meine Gestalt und das Geäder meiner Haut, einmalig das kleinste Blätterspiel meines Wipfels und die kleinste Narbe meiner Rinde. Mein Amt ist, im ausgeprägten Einmaligen das Ewige zu gestalten und zu zeigen.

Ein Baum spricht: Meine Kraft ist das Vertrauen. Ich weiß nichts von meinen Vätern, ich weiß nichts von den tausend Kindern, die in jedem Jahr aus mir entstehen. Ich lebe das Geheimnis meines Samens zu Ende, nichts anderes ist meine Sorge. Ich vertraue, daß Gott in mir ist. Ich vertraue, daß meine Aufgabe heilig ist. Aus diesem Vertrauen lebe ich. Wenn wir traurig sind und das Leben nicht mehr gut ertragen können, dann kann ein Baum zu uns sprechen: Sei still! Sei Still! Sieh mich an! Leben ist nicht leicht, Leben ist nicht schwer. Das sind Kindergedanken. Laß Gott in dir reden, so schweigen sie. Du bangst, weil dich dein Weg von der Mutter und Heimat wegführt. Aber jeder Schritt und Tag führt dich neu der Mutter entgegen. Heimat ist nicht da oder dort. Heimat ist in dir innen, oder nirgends.

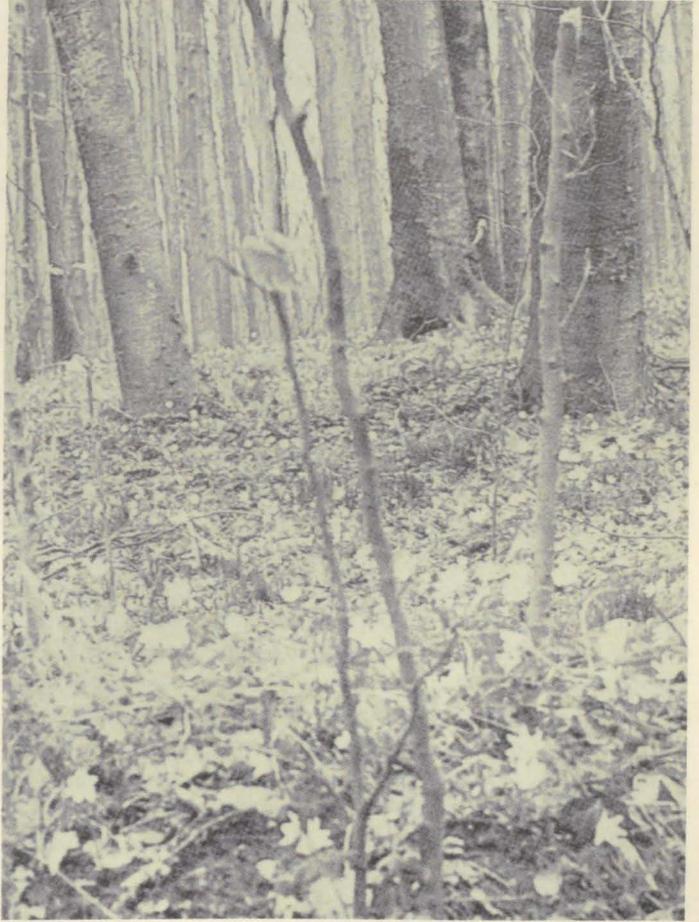
Wandersehnsucht reißt mir am Herzen, wenn ich Bäume höre, die abends im Wind rauschen. Hört man still und lange zu, so zeigt auch die Wandersehnsucht ihren Kern und Sinn. Sie ist nicht Fortlaufenwollen vor dem Leide, wie es schien. Sie ist Sehnsucht nach Heimat, nach Gedächtnis der Mutter, nach neuen Gleichnissen des Lebens. Sie führt nach Hause. Jeder Weg führt nach Hause, jeder Schritt ist Geburt, jeder Schritt ist Tod, jedes Grab ist Mutter.

So rauscht der Baum am Abend, wenn wir Angst vor unsern eigenen Kindergedanken haben. Bäume haben lange Gedanken, langatmige und ruhige, wie sie ein längeres Leben haben als wir. Sie sind weiser als wir, solange wir nicht auf sie hören. Aber wenn wir gelernt haben, die Bäume anzuhören, dann gewinnt gerade die Kürze und Schnelligkeit und Kinderhast unserer Gedanken eine Freudigkeit ohnegleichen. Wer gelernt hat, Bäumen zuzuhören, begehrt nicht mehr, ein Baum zu sein. Er begehrt nichts zu sein, als was er ist. Das ist Heimat. Das ist Glück.

Aus: Hermann Hesse, Bäume
Betrachtungen und Gedichte mit Photographien
von J. Techentin, Insel Taschenbuch

Hans Thoma und die Pflege des Waldes

Eine Rede in der Ersten Badischen Kammer



Der Wald (Foto: Friedrich Keller)

Als es um das Budget des Großherzoglichen Finanzministers für die Jahre 1906 und 1907 in der Ersten Badischen Kammer ging, deren Mitglied Thoma als Vertreter der Kunst war, debattierte man über den Ausgabetitel IV und Einnahmetitel I der Forst- und Domä-

nenverwaltung. Der Berichterstatter Dr. Freiherr von Stotzingen regte an, daß in allen Privatjagden und auch in der Regiejagd Abschußgelder für Erlegung von Raubvögeln gezahlt werden mögen. Mit einem Blick auf Thoma schloß er seine Ausführungen mit

den Sätzen: „Über das jetzt so moderne Thema der Waldschönheitspflege erlassen Sie mir zu sprechen, vielleicht geschieht dies von berufener Seite. Mir scheint der Wald eine künstliche Schönheitspflege nicht zu ertragen und je natürlicher, ja unberührter desto schöner.“ Darauf hielt Hans Thoma folgende damals stark beachtete und auch gerade heute bemerkenswerte Rede: „Der Herr Berichterstatter, als er im Laufe seiner Rede von der Schönheit des Waldes gesprochen hat und der Erhaltung dieser Schönheit, hat dabei einen Blick zu mir hinüber geworfen, der mich dazu verführt, jetzt das Wort zu ergreifen, obgleich ich gar nicht darauf gefaßt bin.

Seit ich die große Ehre habe, Mitglied dieses Hohen Hauses zu sein, habe ich manchmal darüber nachgedacht, was wohl die Kunst im Staatshaushalt für eine Aufgabe haben könne, und wie sie auch hier ihr Scherflein beitragen könne zum guten Gedeihen des Allgemeinen.

Es ist gar nicht leicht, dies zu finden, und ich weiß ja, wie es sich im Staatshaushalt um sachliche, nüchterne Erwägungen handelt und so ist es schwer für die Kunst, die sich doch ganz auf einer Gefühlswelt, auf einer Vorstellungswelt aufbaut, hier eine Verbindungsbrücke zu finden. Man könnte mir auch gar leicht den Vorwurf machen: Kunst ist Privatsache. Dankbar bin ich daher dem Herrn Berichterstatter für seinen freundlichen Wink, wo auch die Kunst in Wirksamkeit treten könnte, um mit einiger Berechtigung am Staatsleben teilzunehmen.

Die Kunst dürfte im Staate berufen sein zum Schutze für die vorhandenen Schönheiten unseres Landes wie auch zur Mehrung derselben, indem sie Natur- und Kunstdenkmäler in ihrem Bestande zu erhalten versucht — daß sie auf das Schöne hinweist und es nicht geschädigt wissen will, wo dies nicht durch eine Notwendigkeit bedingt ist; in solchen Dingen darf auch die Kunst mitreden.

Da jetzt von dem Walde die Rede ist und dabei auch seiner Schönheit gedacht worden,

so will ich gerne feststellen, daß zwischen Forstbeamten und Künstlern von jeher das beste Einvernehmen herrscht. — Der Künstler wird als das konservativere Element über das was am Walde schön ist wohl manchmal in Meinungsverschiedenheiten mit dem Forstmann geraten — aber das schadet nichts — beide sind große Naturfreunde und die Verständigung ist auf diesem großen Boden dann wieder leicht.

Der Wald war für uns Deutsche von jeher auch ein ideales Gut und wie viel geheimnisvoll schöne Poesie entströmt ihm! Unsere Voreltern haben einst in den Urwäldern gewohnt — dadurch sitzt uns Deutschen die Liebe zum Walde tief in der Seele. Daß er einträglich ist, eine melkende Kuh, das ist ja um so besser — aber es soll nicht der einzige Standpunkt sein, den wir diesem Nationalgut gegenüber einnehmen, er sei eine Stätte des Genusses, der Erholung für jung und alt. Aus den Landwirtschaftsverhandlungen habe ich übrigens gemerkt, daß man Wert darauf legt, daß auch die Kühe, die wir melken, schön sein sollen.

Sodann möchte ich noch etwas vorbringen; ich fühle mich sozusagen auch als Anwalt unserer Waldeskünstler, der Singvögel, die nicht nur poetisch schwärmen und musizieren, sondern auch gegen das schädliche Gewürm in Wald und Feld eine gute Schutztruppe sind.

Die Singvögel haben sich in einer Petition an mich gewendet — wie sie es erfahren haben, daß ich Mitglied der Ersten Kammer bin, weiß ich nicht —, auch einige Raubvögel haben mit unterschrieben, und weil sie so schön sind, möchte ich auch für sie ein gutes Wort einlegen, daß man sie nicht so unbedingt ausrotten möchte; ich denke, der Haushalt der Natur ist doch wohl noch komplizierter als der Haushalt des Staates und wer will so genau wissen, ob nicht am Ende auch diese Räuber eine Aufgabe zu erfüllen haben.

Wenn die Singvögel in Italien verspeist werden, so bleibt uns in Deutschland doch nicht viel anderes übrig, als daß wir es ihnen in ih-

rer Heimat so bequem wie möglich machen — so daß sie von ihrer Winterreise gerne wieder zurückkommen mit dem Bewußtsein, daß sie hier ihre richtige Heimat haben, in der sie leben, lieben und sich vermehren können.

So wäre es wohl möglich, auch ein wenig an die gewohnten Niststätten der Vögel zu denken. — Da dürften die Forstverwaltungen und auch Gemeindebehörden sich daran erinnern, daß die Sänger gerne an den Wasserbächen wohnen, und daß das unbarmherzige Weghauen des Buschwerkes an den Bächen her, wie es besonders im Schwarzwald durch Jahre hindurch verübt wurden, vielen Vögeln ihre Brutstätten zerstört — und wenn sie aus den Gefahren des Welschlandes wieder heimkehren, können sie nicht so froh werden, wie sie wollen — da sie aufs neue überlegen müssen: Wohin jetzt? Auch auf unseren Feldern, auf den Viehweiden im Schwarzwald sind all die jungen Tännchen und andere Gebüsch, die vogelfrei vor dem eigentlichen Wald sich selbst aufgepflanzt haben, wegrasiert worden. Mir scheint, daß

dies ohne vernünftigen Grund geschehen ist, wenn auch ordnungshalber — denn diese Vorposten des Waldes hielten viel Feuchtigkeit zurück und das Vieh fand gewiß kräftige Nahrung um sie herum — jetzt sehe ich die Weidehalden so dürre und ausgetrocknet.

In diesen kleineren Gebüsch auf Feld und Heide habe ich in meiner Jugend viele Vogelnester entdeckt — ich habe aber keine ausgenommen — ich weiß, daß die Vögel dort gebrütet haben und wenn sie singen konnten, sind sie erst in den Hochwald gezogen.

Der Übergang, der von dem Weidefeld durch dies Vorholz gebildet war, war auch landschaftlich recht schön, jetzt steht der Wald oft da fast feindlich und trotzig, so wie ein Regiment Soldaten; — aber auch das kann schön sein, wenn das Auge sich einmal daran gewöhnt hat — der Wald hat wie so viele Dinge der Natur, die Macht in sich, unter allen Bedingungen schön zu bleiben — und so will ich schließen, sonst möchte man von mir sagen: „Wie kommt der unter die Kritiker?“

Reiseerinnerungen
in 5 Bänden
Kommentierte
Ausgabe in der
Originalausstattung
mit Anmerkungen

Waldkircher
Verlag



Heinrich Hansjakob VERLASSENE WEGE

456 Seiten, Efalim-Leinen, DM 28.-
Nachwort und Anmerkungen von Dr. Helmut Bender, Präsident der Hansjakob-Gesellschaft.
Hansjakobs Reiseerinnerungen bilden einen beachtlichen Teil seines Gesamtwerkes. Seine Zeit und seine Ansichten haben sich darin manifestiert.

Helmut Bender: **Hansjakob und Freiburg**
96 Seiten, DM 16.80

Helmut Bender: **Hansjakob · Leben Wirken Werk**
148 Seiten, DM 19.80



Stadtentwicklung und Denkmalpflege

Eine Betrachtung über 10 Jahre Stadtсанierung in Markdorf

Bürgermeister Eugen Baur, Markdorf

Es hat eine reiche und bewegte Geschichte aufzuweisen — das alte Linzgau-Städtchen am Südhang des Gehrenbergs. Markdorf wird zum erstenmal in einer Schenkungsurkunde des Klosters St. Gallen im Jahre 817 als „maracdorf“, also als Dorf an der Grenze, der Mark, erwähnt. Im zwölften bis vierzehnten Jahrhundert herrschten die Freiherren von Markdorf, die mit den nahegelegenen Raderachern verwandt waren, woraus auch das Stadtwappen mit dem Acht-Speichen-Rad abgeleitet werden kann. Die Markdorfer Ritter umgaben um 1250 den Ort mit Wall und Graben, Mauern und Türmen und schufen aus dem Marktflecken eine befestigte Stadt. Während des Konzils zu Konstanz (1414—1418) kam Markdorf dann unter die Herrschaft der Bischöfe von Konstanz und für ihre Hilfe bei der Finanzierung der Pfandsomme erhielten die Bürger eine Reihe von bemerkenswerten Freiheiten. Die Stadt wurde dann 1803 badisch, war einige Jahre Sitz eines eigenen großherzoglich-badischen Bezirksamtes, bevor sie zum Amt Meersburg und später zum Landkreis Überlingen kam.

Die Stadt heute

Nach dem Krieg hat sich die Einwohnerzahl in den Fünfziger- und Sechzigerjahren verdreifacht. Markdorf ist mit seiner herrlichen

Wohnlage am Südhang des Gehrenbergs mit Blick auf den Bodensee und die Alpen bekannter und begehrtter Wohnplatz geworden. Nach Friedrichshafen, Überlingen und Tettlingen ist Markdorf die viertgrößte Stadt des Bodenseekreises und zählt mit den 1972 eingemeindeten Orten Riedheim und Ittendorf nahezu 11 000 Einwohner. Das einst verschlafene Landstädtchen liegt heute im Herzen des Bodenseekreises und hat sich durch den Ausbau seiner Infrastruktur und einer konsequenten und homogenen Stadtсанierung zu einem attraktiven Unterzentrum entwickelt mit zahlreichen zentralörtlichen Einrichtungen, wie Bildungszentrum (als Modellschule), Krankenhaus, Altersheim und bedeutenden Gewerbe- und Industrieansiedlungen.

Die Ziele der Stadtentwicklung

Wie in vielen anderen Städten in Land und Bund hat man auch in Markdorf nach der stürmischen, quantitativen Entwicklung erkannt, daß die Stadtentwicklung nicht allein darin bestehen kann, möglichst viele moderne Neubaugebiete entstehen zu lassen, sondern auch die Innenstadt aktiviert und nach dem Grundsatz der „erhaltenden Erneuerung“ ihrer eigentlichen, früheren Funktion wieder verstärkt zugeführt werden muß. Die Voraussetzungen hierfür waren bei uns



Gesamtansicht des Wohn- und Geschäftszentrums „Ochsenplatz“ mit Parkhaus

Seite 334:

Fußgängerzone Marktstraße mit Untertor

(Foto-Studio R. Strauch, 7780 Markdorf)



Teilansicht vom „Ochsenplatz“ mit Bischofschloß und Kirche im Hintergrund

selten günstig: Die Zeugen der Geschichte mit Untertor, Obertor, Hexenturm, Bischofschloß und Stadtmauer waren — zwar heruntergekommen — aber dennoch unversehrt von den Wirren des Krieges vorhanden und haben die historische und heimelige Atmosphäre, die Kleinteiligkeit und die Fußläufigkeit in unserer Innenstadt immer mitgeprägt. Völlig unbestritten war nun, daß im Rahmen der Denkmalpflege diese Gebäude alle zu erhalten sind, jedoch einer neuen Funktion und Aufgabe zugeführt werden müssen — und dazu benötigte man viel Geld und viel Bereitschaft und Vertrauen aller Beteiligten.

Die einzelnen Sanierungsabschnitte

Begonnen wurde das gesamte Sanierungsprogramm mit der Neugestaltung des beim

Stadtbrand 1842 entstandenen Marktplatzes. Niemand konnte sich so richtig vorstellen, wie dieser bisher nur mit einer Spritzdecke versehene Platz funktionell für den ruhenden und fließenden Verkehr und selbstverständlich auch für den Fußgänger getrennt und trotzdem seinen historischen Charakter beibehalten und seinen vielfältigen Aufgaben im Laufe des Jahres gerecht werden könnte. Der Widerstand und die Skepsis aus dem Kreis der Anlieger war dann auch schnell verflogen, als im Frühjahr 1977 der gepflasterte Platz fertiggestellt und Anlaß für das erste Stadtfest war.

Der Ochsenplatz

Die eigentliche Stadtsanierung hat in Form einer Flächensanierung eines etwa ein

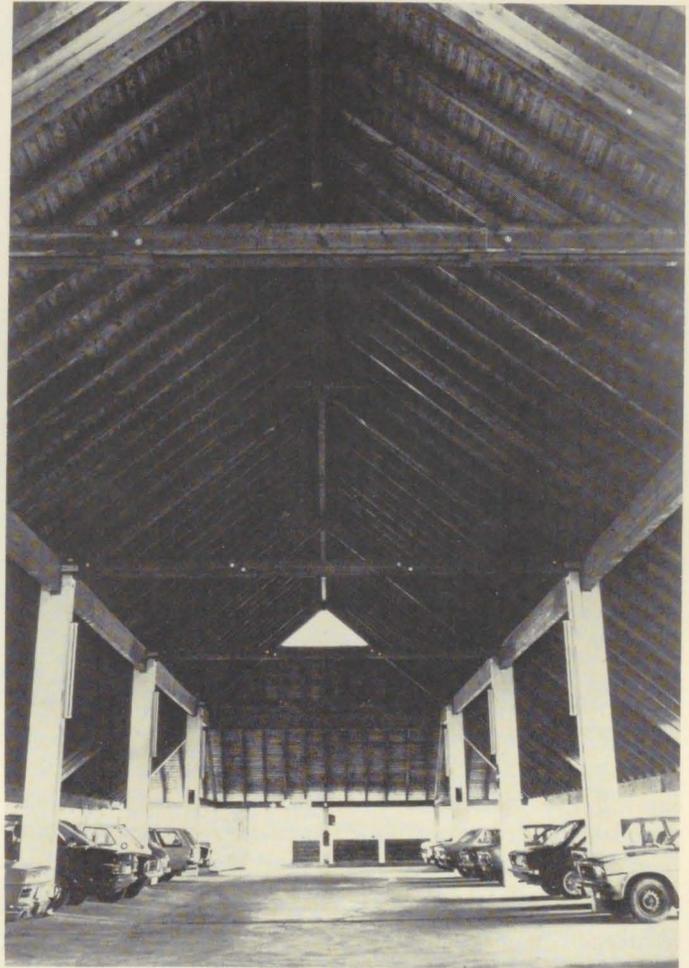


*Teilansicht des Innenhofes
„Ochsenplatz“*

Hektar großen Gebietes westlich, also außerhalb der historischen Innenstadt, begonnen. Mit dem Erwerb sämtlicher Grundstücke bzw. Gebäude durch die Stadt und deren Abbruch waren die Voraussetzungen für eine Neubebauung in Form von 17 Wohn- und Geschäftshäusern mit einem städtischen Parkhaus geschaffen.

Die Aufgabenstellung hat sich hierfür 1975 klar ergeben:

Nach dem Abbruch verschiedener Gebäude im Zuge des Ausbaues der Hauptstraße 1970/71 war im Herzen der Stadt eine Baulücke entstanden, die zur Wiederherstellung des Kerngebietes schnellstmöglich wieder geschlossen werden mußte. Daß dies die Stadt aus eigener Kraft nicht schaffen kann, war ebenso klar wie die Erkenntnis, daß durch Einzelmaßnahmen, also die sukzessive Erstellung von neuen Gebäuden entlang der



Innenansicht des Parkhauses

Hauptstraße, das städtebauliche Ziel der Gesamtanierung nicht erreicht werden kann. Vielmehr war bei näherer Betrachtung unbestritten, daß die noch vorhandenen Gebäude zwischen Hauptstraße und Bundesstraße nicht mehr erhaltenswert sind und für eine städtebaulich sinnvolle Gesamtlösung ebenfalls abgebrochen werden müssen.

Mit dieser Zielrichtung hat 1976 der Gemeinderat bei der Kommunalentwicklung

Stuttgart (KE) einen „städtebaulichen Rahmenplan“ in Auftrag gegeben, dem für die Ausweisung des Sanierungsgebietes die „vorbereitenden Untersuchungen“ folgten. Der Extrakt dieser Arbeit unter wesentlicher Beteiligung der Bürgerschaft war dann die Grundlage für den Antrag der Stadt auf Aufnahme in das Bund-Länder-Programm für Sanierungs- und Entwicklungsmaßnahmen (SE-Programm), dem bereits mit Wirkung



Fußgängerzone Ulrichstraße

(Foto-Studio R. Strauch, 7780 Markdorf)

vom 1. Januar 1977 stattgegeben wurde. Die rechtliche Grundlage für das weitere Vorgehen wurde durch die förmliche Ausweisung des Sanierungsgebietes als Satzung geschaffen. Damit konnte der Erwerb der Grundstücke und Gebäude beginnen, die noch nicht im Besitz der Stadt waren. Parallel dazu mußten sowohl die Planungen als auch die Verhandlungen mit dem potentiellen Sanierungsträger vorgenommen werden.

Bei einem kleinen Architektenwettbewerb wurden 1977 verschiedene planerische Vorstellungen für die Bebauung der „Ochsenlücke“ entwickelt, auf der Grundlage dessen schließlich nach langen Verhandlungen der Sanierungsvertrag zwischen Stadt und der Investorengruppe Wollhändler/Ceszkowski, Frankfurt, unterzeichnet und Architekt

Kästle, Markdorf, mit der endgültigen Planung beauftragt wurde.

Aufgrund der starken Nachfrage und idealen Finanzierungshilfen durch die Landeskreditbank war es möglich, nach dem ersten Teil auch den zweiten Teil und damit die Gesamtsanierung in Form der Neubebauung unverzüglich in Angriff zu nehmen. Nach der sukzessiven Erstellung der Gebäude und der Bezugsfertigkeit der einzelnen Geschäfte und Wohnungen war jedermann klar, daß hier ein „Jahrhundertbauwerk“ entstanden ist: Zeitraum und Lokalität der Abwicklung, das Bauvolumen selbst, die maßgeschneiderte Einbindung in die vorhandene Bausubstanz sowie die Erstmaligkeit der Schaffung eines Fußgängerbereichs und eines öffentlichen Parkhauses in unserer Stadt, verdienten

dieses Prädikat. Dabei wurden die Anforderungen an dieses Projekt von vornherein von allen Beteiligten sehr hoch angesetzt. Die „Ochsenlücke“ sollte nicht mit einem monolithischen Betonklotz, sondern durch vertikal getrennte, maßgerechte Einzelhäuser geschlossen werden. Die Bebauung durfte zu keiner Zeit dem Zufall überlassen, sondern mußte durch eine klare Konzeption zielstrebig verfolgt werden. Sie konnte keine Kopie irgendeines Sanierungsmodelles einer Mittel- oder Großstadt sein, sondern „handgestrickt“ der Markdorfer Situation und der umgebenden Bausubstanz angepaßt werden. Das Objekt durfte weiterhin nicht steril wirken, sondern eine urbane Atmosphäre entstehen lassen durch Fußgängerpassagen und den Innenhof.

Aber auch der Autofahrer mußte seinen „Platz“ in diesem Zentrum erhalten. Nachdem die flächenmäßige Anlage von Parkplätzen viel zu kostspielig war und zu Lasten der Gebäude im Teil II gegangen wäre, waren von vornherein die Bemühungen auf ein Parkhaus ausgerichtet, das gleichzeitig mit seiner Dachgestaltung die Funktion eines „Lärmschutzwalles“ zur B 33 übernehmen mußte.

In wirtschaftlicher Hinsicht waren die Vorstellungen und Forderungen, die Attraktivität und die Zentralität der Stadt zu verbessern. Mit besseren Einkaufsmöglichkeiten, besonders auf dem Sektor des Einzelhandels, sollte die Wirtschaftsstruktur gestärkt und gleichzeitig der Kaufkraftabfluß gebremst werden. Schließlich sollte das neue Zentrum nicht nur „Einkaufszentrum“ werden mit der Gefahr einer „Rolladen-Stadt“ außerhalb der Einkaufszeiten, sondern mit vielen Wohnungen die Innenstadt beleben und das Stadthaus wieder aktivieren.

Seit der Inbetriebnahme der Gesamtanlage im Frühjahr 1981 kann festgestellt werden, daß diese hohen Ziele in städtebaulicher wie in wirtschaftlicher Hinsicht nicht nur in vollem Umfang erreicht, sondern die Erwartungen bei weitem übertroffen hat.

Die Bevölkerung hat sich von Anfang an mit dem „Ochsenplatz“ identifiziert und ihn einfach als ein „weiteres Stück Markdorf“ betrachtet. Geschäftsleute und Kundschaft fühlen sich in diesem neuen Zentrum gleichermaßen wohl und sind voll auf ihre Kosten gekommen — die Geschäftsleute durch viele neue Kunden in einem wesentlich vergrößerten Einzugsbereich, die Kunden durch ein spürbar verbessertes und erweitertes Angebot. Nicht zuletzt hat auch die kostenlose Parkmöglichkeit im städtischen Parkhaus mit 100 Stellplätzen ihren Teil zu diesem Erfolg beigetragen.

Bischofschloß und historische Innenstadt

Während beim „Ochsenplatz“ bewußt eine Flächensanierung vorgenommen und ein neues, erweitertes Stadtzentrum geschaffen wurde, lag der Schwerpunkt der Sanierung der historischen Innenstadt in der „erhaltenen Erneuerung“, in der Objektsanierung, in der Denkmalpflege. Ein ganzes Maßnahmenbündel wurde 1981 bis 1985 in der Altstadt realisiert: Restaurierung des Bischofschlosses mit Schloßturm und Schloßscheuer, Bau einer Tiefgarage (gleichzeitig als öffentlicher Schutzraum) mit 62 Stellplätzen, öffentliche Grünanlagen im Schloßbereich, Restaurierung des städtischen Fachwerkhäuses „Alte Kaplanei“ und des Hexenturmes, Neubebauung „Kleine Steige“ mit 4 Geschäften und 18 Wohnungen sowie Ausbau der Kirchstraße und der Marktstraße mit Porphyrfloster als Fußgängerzone. Für diese Maßnahmen sind etwa 17 Mio DM durch die Stadt und von privaten Investoren im Bereich der Altstadt und weitere 16 Mio DM im Bereich des „Ochsenplatzes“ investiert worden!

Um die Dimension der Restaurierung des Bischofschlosses als Wahrzeichen der Gehrenbergstadt ermessen zu können, muß man nochmals einen kurzen Blick in die Stadtchronik werfen: Das unmittelbar an der freien Landstraße Ravensburg — Meersburg — Buchhorn (Friedrichshafen) und Pfullen-



English House at the Kilmorie Hotel



*Fußgängerzone beim
„Hexenturm“
(Foto-Studio R. Strauch,
7780 Markdorf)*

dorf gelegene Südwestbollwerk der Markdorfer Stadtbefestigung wurde 1510 durch den Bischof Hugo von Hohenlandenberg in seiner heutigen äußeren Gestalt erbaut. Dieser überaus geschäftstüchtige Mann hatte durch das Prägen von Münzen solchen Profit geschlagen, daß er „die drei Schlösser Arbon, Meersburg und Markdorf gar schier erbauen konnte“. Bischof Hugo erstellte den Markdorfer Bau ganz von Grund auf und die mächtigen Pfeiler aus behauenen Steinen

im Keller und die darauf sich abstützenden gewaltigen Eichenbalken stammen aus jener Zeit. Sie trugen die gesamten inneren Decken und enden im obersten Stockwerk, dem sogenannten Rittersaal, in zwei schön geschnitzten spätgotischen Säulen, die heute noch im Originalzustand vorhanden sind. Die Wände waren teils mit Malereien bedeckt, teils mit Holzgetäfel, ebenso auch die Decken. Beim Umbau im 18. Jahrhundert wurden sie fast alle entfernt, der Rest fiel Re-



Südansicht des Bischofschlosses mit Schloßscheuer und Neubebauung „Kleine Steige“

(Foto-Studio R. Strauch, 7780 Markdorf)

novierungen und Ausbauten zu Wohnungen späterer Zeit zum Opfer.

Bischof Hugo zog sich selbst in das Schloß von 1529—31 als Alterssitz zurück und es diente regelmäßig den Nachfolgern als Sommerresidenz und Alterssitz. Nach dem Dreißigjährigen Krieg brauchten Stadt und Umland Jahrzehnte, um sich wieder wirtschaftlich erholen zu können.

Durch Fürstbischof Johann Franz Schenk von Stauffenberg wurde 1704—40 eine Großbaustelle errichtet, um den Schloßturm völlig in barockem Stil umzubauen, wovon heute noch das 4. Obergeschoß in der ursprünglichen Pracht der Stuckdecken erhalten ist. Stauffenberg erbaute auch das Langhaus zwischen Schloßturm und Untertor, der

bisherigen Schloßapotheke, sowie die große Schloßscheuer (1737), die bis zur Sanierung bestand und mit der Sanierungsmaßnahme in der äußeren Gestalt neu erstanden ist.

Das Schloß und die anderen Baulichkeiten wurden als Amtsräume, als Wohnung für den Obervogt und auch für die Bediensteten, sowie die Scheuer und der Keller als Lageräume für die umfangreichen Ernteerträge benützt. Insbesondere Wein wurde eingelagert und die übliche Ernte betrug vor 200 Jahren noch eine runde Million Liter in einem normalen Herbst. Man traf sich zu ausgedehnten Gastmählern und die ansonsten recht trockenen Stadtrechnungen geben auch Auskunft über eine Fasnachtszeche, welche bis ins 18. Jahrhundert hinein von den Hono-



Historische Altstadt von Südosten

(Foto-Studio R. Strauch, 7780 Markdorf)

rationen der Stadt auf Einladung von Obervoigt und Bürgermeister abgehalten wurde. Letzter großer Besuch durch einen Fürstbischof war dann 1778, als Maximilian Konrad von Rodt mit starkem Gefolge die Stadt besuchte und der Schützengilde einen kostbaren silbernen Pokal schenkte, der heute noch wertvoller Besitz der Stadt Markdorf ist.

Mit der Gründung des Großherzogtums Baden 1803 wurde das Konstanzer Bistum aufgehoben, das Gebiet neu verteilt und das Erzbistum in Freiburg eingerichtet.

Bei diesem geschichtlichen Gewicht einerseits und der völlig desolaten Bausubstanz andererseits war der Schwierigkeitsgrad für dieses Sanierungsobjekt leicht erkennbar.

Hinzu kam die jahrelange Diskussion über eine zweckmäßige und insbesondere auch öffentlich vertretbare neue Nutzung, denn das Schloß war seit 20 Jahren unbewohnt, nachdem es zuvor als Notwohnung für verschiedene Familien gedient hatte.

Die Nutzungsvorschläge zielten aus verständlichen Gründen immer wieder darauf ab, eine möglichst breite öffentliche, sprich städtische, Nutzung in diesem Haus zu ermöglichen. Man mußte jedoch dabei bald erkennen, daß dies bei einem Gesamtinstandsetzungsaufwand von nahezu 10 Mio DM für Turm und Scheuer einfach nicht finanzierbar war und darüber hinaus die Stadt anschließend mit dem Unterhaltungsaufwand hoffnungslos überfordert gewesen wäre. So



*Südost-Ansicht des Bischof-
schlosses und „Alte Kaplanei“
vor der Sanierung*
(Foto Lauterwasser,
7770 Überlingen/Bodensee)

ist schließlich das Nutzungskonzept entstanden, das sich heute nach der abgeschlossenen Sanierung präsentiert und insgesamt als optimal bezeichnet werden kann. Die Stadt ist Eigentümerin in der Gesamtanlage geblieben und hat nur den überbauten Bereich von Schloßturn und Schloßscheuer im Wege des Erbbaurechts an die Nutzungsberechtigten in Form eines „Bauherrenmodells“ abgegeben. Sie ist darüber hinaus Eigentümerin des Rittersaales und hat ihn in dieser Form zum erstenmal als „gute Stube“ ausgebaut für Empfänge, kleine Konzerte und sonstige festliche Veranstaltungen. Das Restaurant (in der Schloßscheuer) und der Weinkeller (im Schloßturn) waren feste Bestandteile des Sanierungskonzeptes, tragen zur Bereicherung des Angebotes der örtlichen Gastronomie bei und gewährleisten ebenfalls eine gewisse öffentliche Zugänglichkeit. Die übrigen Flächen sind als Wohnappartements im Wege des Teileigentums durch die Bauherrengemeinschaft hergestellt worden. Aufgrund des Interesses des Betreibers des Restaurants ist jedoch keine Einzelvermietung

erfolgt, sondern eine globale Verpachtung an den Restaurantbesitzer, der dann wiederum gediegene Hotelzimmer eingerichtet hat und nunmehr den Gesamtkomplex als Hotel/Restaurant betreibt.

Neue Stadtqualität

Nach dem Abschluß dieser gesamten Sanierung in der historischen Altstadt kann in Markdorf von einer neuen Stadtqualität gesprochen werden, von einer lebens- und lebenswerten Stadt, mit heimeliger Atmosphäre. Nicht nur städtebaulich, sondern auch wirtschaftlich sind hier völlig neue Akzente gesetzt und inzwischen längst spürbar geworden. Dies alles wäre natürlich nicht möglich gewesen, ohne laufende, kräftige finanzielle Zuwendungen aus den staatlichen Sanierungstöpfen von Bund und Land. Die Stadt ist deshalb dem Regierungspräsidium Tübingen und dem Innenministerium Stuttgart für die namhafte Unterstützung zu großem Dank verbunden.

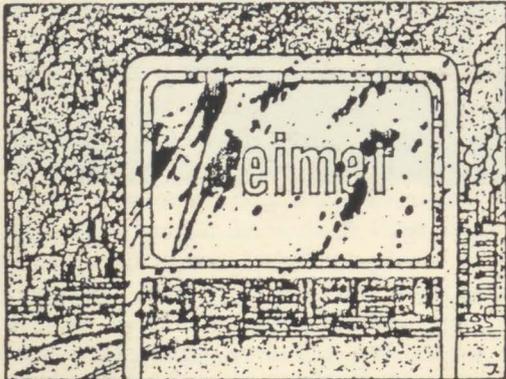
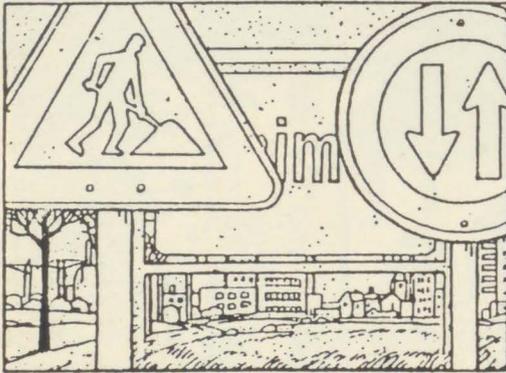
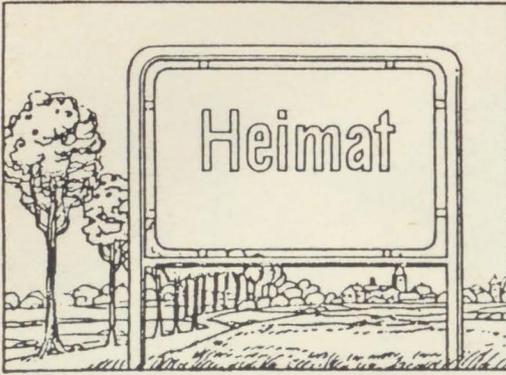
Die Sanierung in unserer Stadt ist damit na-



*Ansicht des Bischofsschlusses
mit Hotel vom Schloßhof her*
(Foto-Studio R. Strauch, 7780 Markdorf)

türlich noch lange nicht zu Ende. Sie wird im Bereich des Stadtkerns in den nächsten 4 bis 5 Jahren weitergehen, allerdings wesentlich behutsamer als in den vergangenen 10 Jahren! Erfreuliche Begleiterscheinung — neben allen anderen Komponenten — ist die Tatsache, daß die Stadt Markdorf mit dieser Stadtsanierung auch ein Stadtfest kreiert hat.

Jedes Jahr, erstmals nach Instandsetzung des Marktplatzes 1977, wurden die Fortschritte und Erfolge der Stadtsanierung mit der ganzen Bevölkerung und allen Vereinen mitten in der historischen Altstadt drei Tage lang gefeiert. Heute ist dieses Fest aus dem Jahresablauf nicht mehr wegzudenken. Auch das ist und wird ein Stück Stadtgeschichte.



Cartoon: H. D. Junker

Die Zeitschrift „Kunst + Unterricht“ bat in einem ihrer letzten Hefte zur Mitarbeit am Thema „Heimat“ aufgefördert. Der Einladung zur Mitarbeit ist das Cartoon von H. D. Junker beigegeben.

Kürnbach (Kraichgau) Fachwerkromantik und Sanierungsmodell

Edmund Kiehle, Eppingen



Altes Hauffe-Haus

(Staatl. Amt für Denkmalpflege Karlsruhe, 1967)

Der Fremdenverkehrsort, zugleich liebenswerte Fachwerk-Weinbaugemeinde, liegt landschaftlich schön am Westrand der Eppinger Hardt. Dahinter schiebt sich von Süden die höhere Waldkulisse des Strombergs heran. Wanderwege, ein Wildgehege mit Märchenpark, das historische Aktienmuseum und Parkanlagen um den Stausee laden zu einem unbeschwerten Urlaub ein. Das ist

neueste amtliche Werbung¹⁾), liest sich gut, ist auch schön dort. Dem war aber nicht immer so.

Einführung

Früher handelte es sich um ein Weinbauern- und Steinhauerdorf und wurde so beschrieben:



Neues Rathaus und gotische Kirche

„Marktflecken, vom Amtsort Bretten 3 St. nordöstlich entfernt, mit 548 evang. und 1 kath. Einw., liegt 946 Fuß über d. M., und ist Condominat mit Hessen, wovon die erwähnte Einwohnerzahl zu Baden gehört. Die Nahrungsquellen sind Feld-, Weinbau und Viehzucht. Der badische Antheil wurde im J. 1810 von Württemberg erworben“²⁾. Die Höhenlage entspricht 203 m, die Einwohner nach den verschiedenen Obrigkeiten aufzugliedern, fand der Chronist wohl zu mühevoll. 1871 wohnten dort schon 1370 Einwohner (darunter 697 weiblich), 1910 sank die Zahl auf 1275, 1933 auf 1202 und 1939 gar auf 1145, schnellte nach dem Kriege (1950) auf 1665 hoch, wuchs bis 1961 auf 1851 an, um jetzt 2367 zu erreichen³⁾.

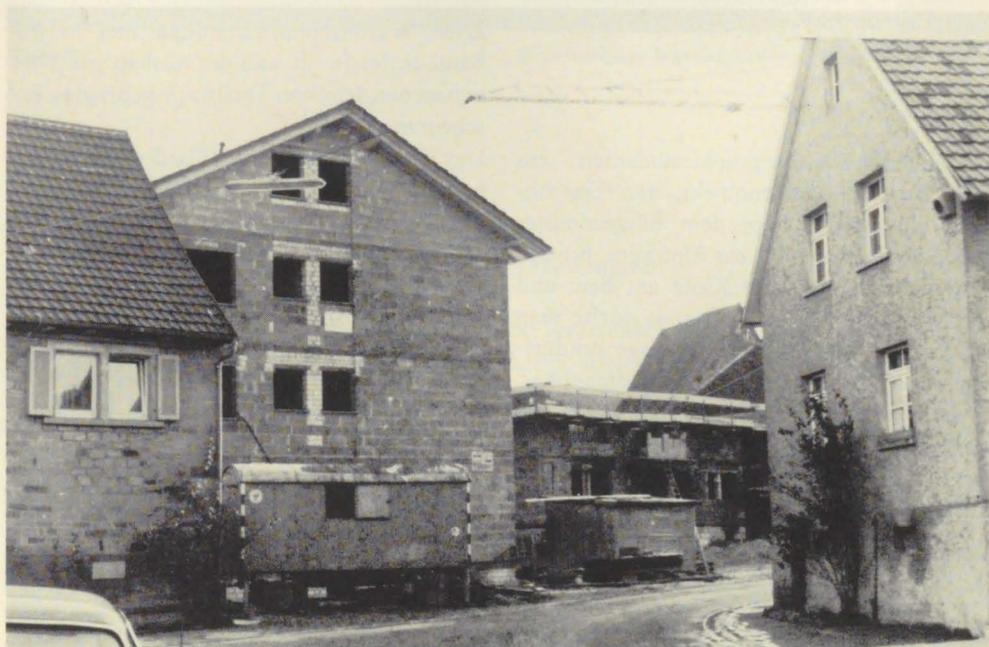
Heute spricht man von „der sehr günstigen Verkehrslage zu den industriell-gewerblichen Zentren“⁴⁾, 1945 war diese katastro-

phal. Nach Bretten (11,3 km) konnte man zu Fuß laufen, durfte sich aber von den Befreierern jenseits des Rheins nicht erwischen lassen und blieb besser dort über Nacht. Nach Eppingen (9,3 km) mit dem Fahrrad hin und zurück war gerade noch zu schaffen, aber die vielen Steigungen. Als die Eisenbahn wieder fahren lernte, wurde es nur wenig besser, so daß der ehrenamtliche Bürgermeister sich ein Auto kaufte⁵⁾, um in der „fernen“ Kreisstadt Sinsheim überhaupt Amtsgeschäfte tätigen zu können. Umgekehrt lag für die Kreisbehörden Kürnbach weit weg, für die Oberbehörden irgendwo dahinten, es war der Schrecken der Straßenbauer, das Sorgenkind der Wasserwirtschaftler⁶⁾, ein Versuchsfeld für Architekten und Städtebauer, ein Greuel den Baupolizisten, das Bedauern der Denkmalmalpfleger, eine enge Übungsstätte für die Feuerwehr, unterentwickelt für die Re-



Kuhgespann

(Foto: Gemeindearchiv Kürnbach, Böckle)



Ersatzwohnungen erwünscht, Gestaltung paßt nicht in alten Dorfkern



*Schönes stabiles Fachwerk,
1968 abgerissen*

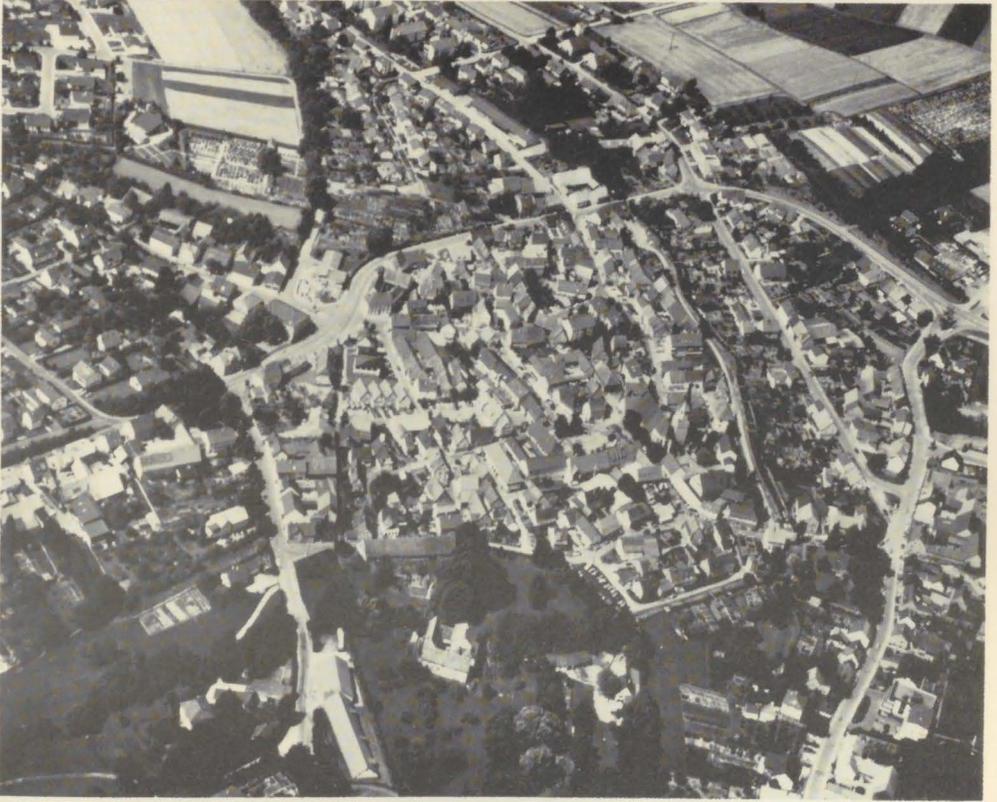
gionalplanung, Geographiestudenten ein willkommenes Studienobjekt, den Einwohnern ein altes Klump, dem Bürgermeister und dem Gemeinderat ein Alptraum, für den Schloßbesitzer dies ein Klotz am Bein und den vielen Neubürgern (damals durfte man noch Flüchtlinge sagen) eine enge notdürftige neue Zuflucht. Nur wenige Romantiker, Heimatfreunde und Wanderer fanden, daß da doch etwas dran sei, und bei Weinkennern galt es als Geheimtyp. Dabei hatte das romantische Kraichgaurdorf doch in die Literatur Eingang gefunden⁷⁾ und immerhin stehen in Kürnbach eines der schönsten Renaissance-Grabmäler Südwestdeutschlands⁸⁾ und der einzige hölzerne Perkeo außerhalb Heidelberg⁹⁾.

Geschichtliche Entwicklung

Die Lage am Zusammenfluß der Quellbäche des Humsterbachs war schon in der Bronzezeit und der merowingischen Zeit besiedelt. Wie sich das im Kraichgau gehört, besaß Kürnbach etwa seit 1100 eigenen Ortsadel, der sich dort eine Wasserburg baute. 1278 werden Ort und Wein urkundlich faßbar¹⁰⁾. Die Kürnbacher Edlen nannten sich seit Mitte 13. Jh. von Sternenfels, weil sie sich dort oberhalb des Ortes eine Burg errichtet hatten. Um 1320 kam ein Teil Kürnbachs an Württemberg, wurde 1543 zum Markt Flecken erhoben und bald durch leichte Befestigung umgrenzt¹¹⁾. Auf Umwegen fiel der größere Teil des Dorfes 1567 an Hessen-Darmstadt¹²⁾. Seitdem regierten in Kürnbach aus der Ferne zwei selbständige Staaten (Kondominat)¹³⁾. Geradezu einmalig dürfte sein, wie diese Rechtsverhältnisse in die bauliche Struktur des Dorfes eingreifen, sie nachteilig verändern und so einen Hauptgrund zur späteren Sanierung verursachen. Das heute noch außerhalb, aber unmittelbar am Ostrand des Weichbildes sich anschließende Wasserschloß stammt aus dem 13. Jh., Bauteile des 16. Jh. und der Ausbau von 1764 bestimmen sein von Fachwerk geprägtes Erscheinungsbild.

Das Kloster Weißenburg/Elsaß war hier vermutlich im 8. Jh. begütert. Der älteste Teil des Kirchturmes stammt aus romanischer Zeit. Die evang. Liebfrauenkirche mit netzgewölbtem Chor ist 1499 erbaut. Bis zum Ende des Mittelalters gehörten Leonbronn, Ochsenburg und Sternenfels zur Pfarrei¹⁴⁾. Im 15. Jh. war einmal die Weinernte so reichlich, daß man Mauermörtel damit anmachte¹⁵⁾.

Durch Staatsvertrag fiel der württembergische Anteil 1810 an Baden, erst 1905 infolge Tausch gegen Wald trat Hessen seinen Teil an Baden ab, womit das Kondominat sein Ende fand. Bis dahin befanden sich $\frac{2}{3}$ der durcheinander liegenden Hausgrundstücke in hessischem, $\frac{1}{3}$ in badischem Besitz, was



Dorfkern

(Foto: freigegeben Regierungspräsidium Stuttgart Nr. 120—2057)

sich u. a. an der unterschiedlichen Größe der beiden Keltergebäude ablesen läßt.

Begünstigen Armut und Realteilung Miteigentum und Stockwerkseigentum, so führte der Sog ins Hessische zur Verstärkung dieser unerquicklichen Rechtslage und zusätzlichem weiteren Aus- und Zubau auf den kleinen Hausgrundstücken innerhalb der Mauer. Denn wer auf hessischem Grund wohnt, ist Hesse und genießt viele Vorteile. Ergötzlich ist dieser Zustand nur in der anekdotischen Überlieferung¹⁶). Ansonsten bringt er Vernachlässigung, überstarke Belegung und großen Verschleiß an den Gebäuden.

Alter Zustand

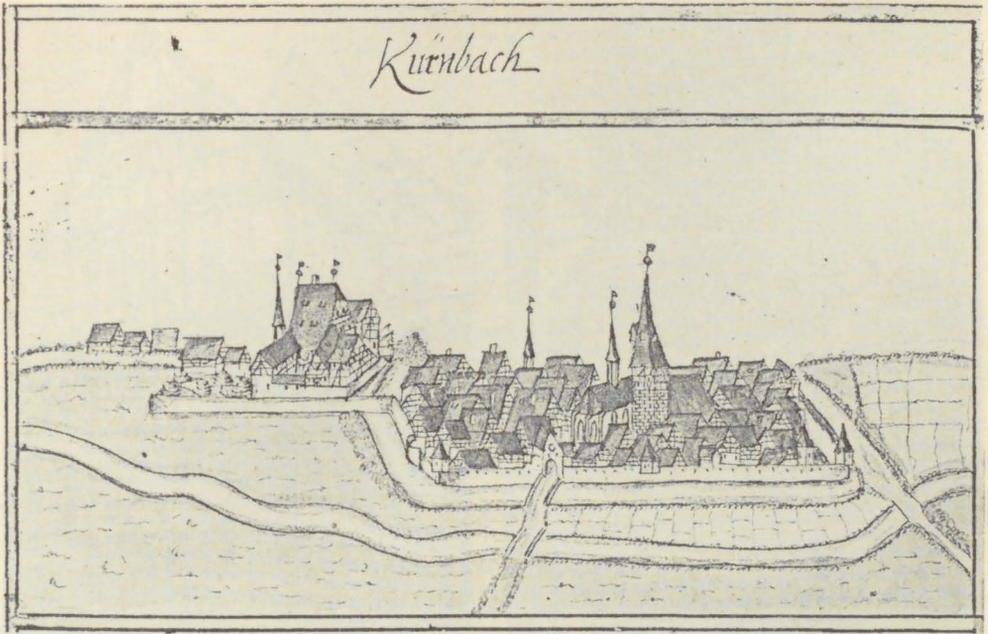
So verzeichnen wir innerhalb des alten Ortskerns, etwa deckungsgleich mit der Umgrenzung des Sanierungsgebietes, eine nahezu 98%ige Überbauung¹⁷). Man zählt 202 bebaute Grundstücke, auf denen 518 Baulichkeiten stehen¹⁸). Dazu kommt noch der Wirrwarr von Zufahrten über fremde Grundstücke, zwei Wohnhäusern auf demselben Grundstück, gemeinschaftliche Hofreite, Stockwerkseigentum und Verflechtung von Baulasten. Nach dem alten badischen Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler stan-



*Baustelle neues Rathaus
(1973) auf dem ehem.
Hauffe-Grundstück*

den 28 Gebäude unter Denkmalschutz. Eine Überprüfung zu Beginn der Sanierung ergab einschließlich heimatgeschichtlich wichtiger Kleindenkmäler 76 denkmalverdächtige Bauten, dazu 9 in den Dorferweiterungslagen des 19. Jh. Hiervon wurden 61 in die neue Liste der Kulturdenkmale aufgenommen¹⁹⁾. In der Bachstraße stand 1931 das Hochwasser i. M. 1,18 m hoch, zuvor am 17. 8. 1837

hatte es 1,45 m erreicht²⁰⁾. Es bestanden noch 241 landwirtschaftliche Betriebe, davon 100 Hauptidebetriebe, 551 Rinder und 651 Schweine standen in den alten Stallungen und 106 Ackerschlepper tuckerten durch die engen, winkligen Gassen, wo es für die Landwirtschaft keine Entwicklungsmöglichkeit mehr gab. Die Wohnungsnot zwang zur Erschließung von Neubaugelände, zunächst



Kürnberg 1684

Kiesers Forstatlas, Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 107/16, Bd. 15 (Faksimile Stuttgart 1985)



Fachwerkidyll im Wasserschloß



„Zum Ochs“ 1969 vor der Niederlegung



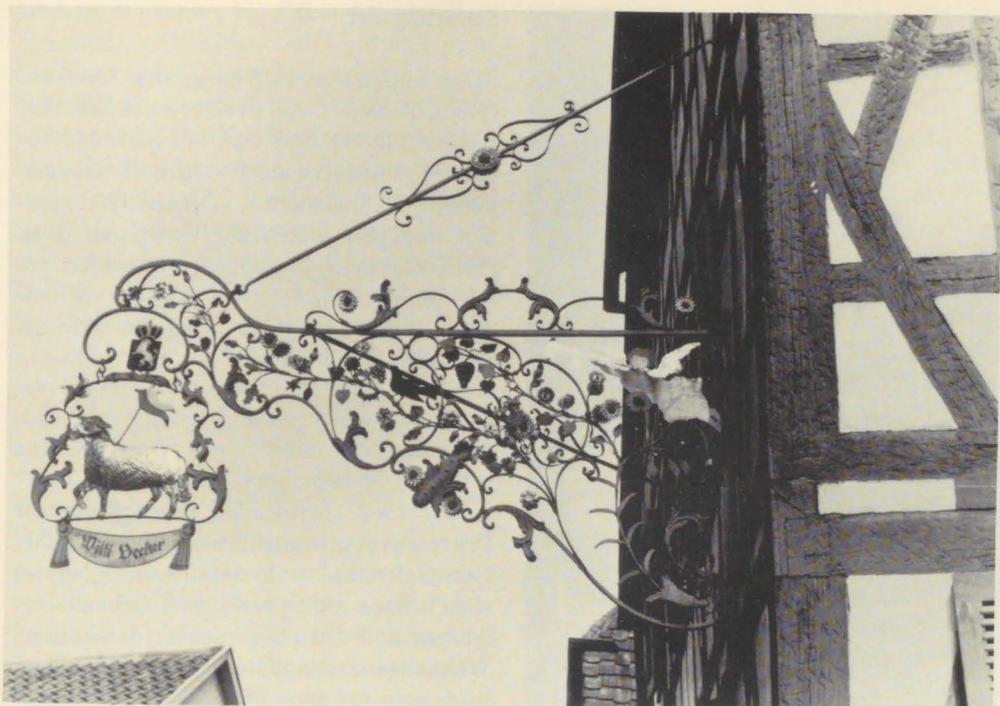
Ehemaliger „Ochs“ 1981 nach dem Wiederaufbau

hauptsächlich für die Neubürger (26,5% der Bev.), aber bald strebten auch die Einheimischen, besonders die Jüngeren hinaus zum Eigenheim oder Zweifamilienhaus im Grünen. Rathaus und Schulhaus waren schon um 1872 an den Südrand des alten Dorfes verlegt worden.

Von 1939 bis 1961 hatte man 61,7% Bevölkerungszunahme zu verkraften, bei einer Realsteuerkraft/Einwohner von 61,11 DM, die zu den niedersten im ehemaligen Landkreis Sinsheim/Els. zählte (15. Rang von unten her). Angesichts von 976 Erwerbspersonen im Ort, denen nur 104 Arbeitsplätze gegenüber standen, versuchte man wie überall im Kreis Industrie anzusiedeln²¹). Angesichts der zugkräftigen, florierenden Metall- und Elektroindustrie im nur 3,2 km entfernten Oberderdingen mußte man die Aussichtslosigkeit derartiger Bemühungen bald einse-

hen. Andererseits bedeutete diese Nähe zusammen mit den übrigen Vorzügen Kürnbachs einen günstigen Wohnstandort für dort Beschäftigte, so daß stetiger Zuzug erfolgte, was bei der Landes- und Regionalplanung zur Einstufung als Gemeinde mit Eigenentwicklung führte. Heute wohnen in Kürnbach über 1313 Erwerbstätige. Schwer trug die Gemeinde an der Verbesserung der Wasserversorgung 1960/61, die mit drei frischen Quellsfassungen und großem Hochbehälter einem Neubau gleichkam.

Im sich entleerenden alten Dorf schlossen die Läden, mit Ausnahme einer Bäckerei mit Hausflurverkauf, und die ausländischen Gastarbeiter zogen ein, deren Anteil zeitweise über 20% der Einwohnerschaft betrug²²). Von 7 Gaststätten, deren wichtigste für den Ort einst die Straßennamen hergaben, bestanden noch zwei, so daß man in



Das schönste Wirtshausschild im Kraichgau

dem doch schon bekannt gewordenen Weinort kaum mehr zum „Verdele“ einkehren konnte.

Sanierungsentschluß

Angesichts dieses katastrophalen Niederganges der Dorfmitte erkannte einer die Gefahr des Herzinfarktes für das ganze Gemeinwesen, Bürgermeister Böckle, als altgedienter Ratschreiber des Ortes bestens mit den Strukturen vertraut. Er überzeugte den Gemeinderat, der am 21. Mai 1965 einstimmig beschloß, für den alten Ortskern einen Sanierungsplan aufzustellen²³). Ohne Geld, ohne staatliche Betreuung, ohne Sanierungs- und Planungsträger, ohne Rechtsgrundlage²⁴) und ohne Erfahrungen kam dies ei-

nem Sprung ins kalte Wasser gleich. Es begannen die Jahre der mühsamen Kleinarbeit, der Widerstände aus der Bevölkerung, ja sogar der Drohungen für den unermüdlichen Motor der Gesundung Kürnbachs Böckle, der lediglich im Gemeinderat Rückhalt und Stütze fand. Schließlich wählte man sich die Gemeinde Muttenz/Schweiz (1976) als Anschauungsbeispiel aus. Wie notwendig und richtig diese Entscheidung war, zeigt sich heute an dem übergewichtigen Verhältnis von 170 gebliebenen Hausgrundstücken im Dorfkern und rund 350 Neubauten außerhalb²⁵). Es ist überhaupt ein Kennzeichen der Gemeindepolitik und der bundesdeutschen Wohnungs- und Städtebaupolitik, zu lange das Heil ausschließlich im Wachstum in Neubaugebieten gesucht zu haben und viel zu spät die Probleme und den Wert der Orts-



Lammgasse nach der Dorferneuerung

mitte erkannt zu haben, und dann zuerst nur unter Gesichtspunkten des Autoverkehrs. Mit der Voruntersuchung und den Entwürfen war freier Architekt Schmich aus Bruchsal beauftragt worden. Dabei trat 1969 zutage, daß 50% des Baubestandes über 170 Jahre alt waren, 16% als gut befunden und 40% als baufällig bezeichnet wurden, nur 13,5% der Grundstücke mit ihrer Grundflächenzahl unter 0,4 lagen, 17,8% erreichten mit 0,8–1,0 sogar „großstädtische“ Werte²⁶). Für 283 Wohnungen standen 201 Aborte zur Verfügung, 55% davon natürlich außerhalb, wie auch von 170 Wohnhäusern 127 (fast $\frac{2}{3}$) weder Bad noch Dusche besaßen. Verglichen mit unserem heutigen Wohnungsstandard liegen dazwischen Welten, aber früher war das eben normal und nicht nur in Kürnbach so.

Sanierungsziel

Sanierungsziel im 7,23 ha großen Ortskern (Netto-Bauland), von 811 Personen bewohnt (Dichte 112 EW/ha) war, nur noch 169 bebaute Grundstücke anzustreben, 95 Gebäude mit 101 Wohneinheiten, in denen 380 Personen wohnten, sollten abgerissen und dann eine neue anziehungskräftige Ortsmitte geschaffen werden, mit öffentlichem Mittelpunkt und günstig dazugelegenen privaten Dienstleistungsbetrieben.

Sanierung

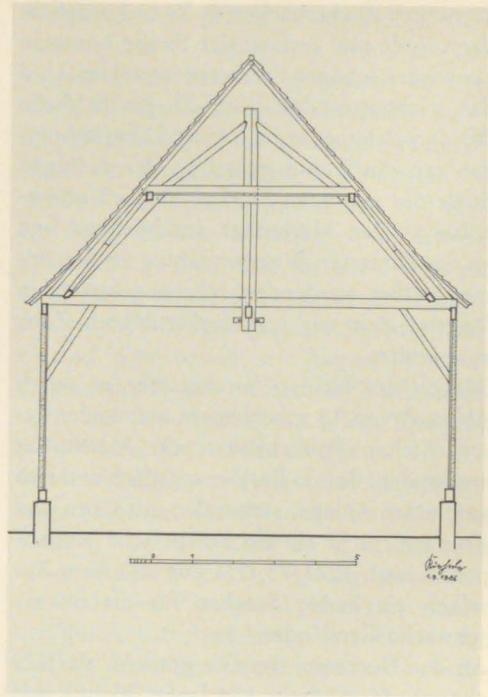
In der 1967 anlaufenden ersten Stufe der Dorfsanierung handelte man nach der Devise „ankaufen — fotografieren — abrechen“. Ende 1976 waren 232 Gebäude erworben und 212 abgebrochen, darunter 67 Wohnungen. Einschließlich Neubaugebiet baute man 438 neue Wohnungen. Dabei galt es zuvor in mühevoller Kleinarbeit Stockwerkseigentum zu beseitigen und den Wirrwarr von Baulasten und verschiedenen Bau-rechten zu entflechten und aufzuheben, sowie Grundstückszuschnitte zu verbessern²⁷). In ihrer Finanznot hoffte die Gemeinde zunächst auf eine neue Landesstraßenführung, wobei das Straßenbauamt ihr den Gebäudeankauf hätte abnehmen müssen und schenkte sogar einen Bauplatz in Ortsmitte her. Das erste ging Gottseidank schief, denn so blieb ein typisch Kürnbacherischer malerischer Engpaß bestehen, und das zweite glückte, wenn auch mit langer Verzögerung; heute steht hier wieder ein ortstypisches, und fast genau das alte Fachwerkhaus. Voran kam die Auskernung aber erst, als Land und Bund zusammen 2 312 000 DM Zuschüsse gewährten (bis 1976), und man sich damit fortan Modellvorhaben nennen durfte. Mit den dadurch erreichten Baulücken mußte die Gemeinde jedoch selbst fertig werden, das arme Dorf wurde dabei finanziell alleine gelassen. „Nehmen Sie doch das schöne Haus, ich

schenke es Ihnen“, bat flehentlich der Bürgermeister, „wir haben kein Geld und wenn das Haus zum Jahresende nicht weg ist, verfällt mir der Zuschuß für Ankauf und Abbruchkosten.“ Bei Konferenzen gab es gute und schlechte Ratschläge, immer nur aus der einseitigen Sicht des jeweiligen Fachreferenten. Das Gesamtkunstwerk Kürnbach sah nur einer, der war aber bloß ehrenamtlich. Der Hauptkonservator saß auch dabei, aber im Kreis der höheren Behörden kam er ja nur von einer Außenstelle²⁸⁾ und über Zuschußgelder verfügte er nicht. Das Sagen hatte am Anfang eindeutig die höhere Bauaufsicht im Verein mit der beim gleichen Präsidium daneben amtierenden Zuschußverwaltung.

Der gleiche Staat, der schon immer den Kulturdenkmalbesitzern Vorschriften machte und ein Denkmalschutzgesetz vorbereitete, gewährte Zuschüsse für den Abbruch von Baudenkmalern, aber für deren Instandsetzung und Modernisierung rückte er zu jener Zeit in Kürnbach keinen Pfennig heraus. Das alte Dorf brauchte Licht und Luft, daß war richtig, nur durfte man dazu nicht die falschen Häuser womöglich noch am falschen Platz abreißen²⁹⁾.

Das an sich sachgerechte Punktsystem zum Ermitteln des Gebäudezustandes gab den Baudenkmalern mit 9 Minuspunkten noch eins drauf, obwohl klar war, daß die Häuser mit den meisten Minuspunkten an sich in richtiger Weise zuerst zum Abbruch verurteilt sind. Nachher redete man sich damit heraus, dieser Zuschlag sei nur erfolgt, weil man dann an der hohen Punktzahl sofort das Baudenkmal erkennen könne. So fielen nur 21 „amtliche“, aber doch 27 Baudenkmalern dem Bagger zum Opfer. Die amtliche Liste erschien erst 1970³⁰⁾.

Architektonisch unbefriedigend sind die in der Formensprache des üblichen sozialen Wohnungsbaus mitten in das Dorf gesetzten Häuser, die mit ihrem gehobenen Standard das schlechte Alte ersetzen. Dabei lautet die Frage weniger, ob man konventionell, neu-



Querschnitt durch die badische Kelter

zeitlich, postmodern oder nostalgisch in solchen Fällen bauen soll. Ganz allgemein und besonders bei einem Juwel wie Kürnbach ist dies allein eine Frage der architektonischen Qualität, d. h. des künstlerischen Einfühlens in die besonderen örtlichen Verhältnisse, Erfassen der Maßstäblichkeit und Ein- oder Unterordnung in die städtebaulichen Gegebenheiten³¹⁾.

In die Jahre 1970/72 fiel das Umgestalten der Kronenstraße zur Geschäftsstraße, wobei die Südseite eine neue geschlossene dreigeschossige Ladenzeile mit Arkaden im Erdgeschoß erhielt. Das sah zwar aus wie der Mittelpunkt einer Karlsruher oder Bruchsaler Vorstadtsiedlung, inzwischen durch geschickte Bepflanzung gemildert, ist aber ehrlich mit den Mitteln der Zeit gebaut und so noch besser als manche postmoderne Erscheinungen im übertrieben nostalgisch ge-

künstelten Zuckerbäckerstil. Es ist erträglich, denn Ende und Anfang der Straße erwarten ein wieder schönes Fachwerkensemble. Und das wichtigste: damit ist die geschäftliche Wiederbelebung durch private Dienstleistungen erreicht³¹⁾ und genau an der richtigen Stelle des gesamten Dorfes, nämlich unmittelbar an den Marktplatz anschließend und an der kürzesten Wegverbindung zu den immer größer werdenden Neubaugebieten, in jüngster Zeit zur verkehrsberuhigten Zone ausgestaltet.

Südlich des kleinen Kirchplatzes ist durch Abbruch von 13 geschlossen aneinander geschachtelten Baulichkeiten ein Marktplatz entstanden, dessen Parkierungsflächen durch geschickte Anlage, verbunden mit Grün und Brunnen, nicht als die Hauptsache erscheinen. Kosten 1974/75 DM 264 000, kein Zuschuß, ein harter Brocken für die finanzschwache Gemeinde.

An der Nordseite die alte gotische ev. Kirche, an der Südseite die lange Wohn- und Gaststättenfront des Dreiseithofes „Zum Lamm“. Die Gemeinde entschloß sich, das an der Ostseite stehende Hauffe'sche Haus, ein stattlich geschlossener Vierseithof, nicht instanzzusetzen und zu Verwaltungsräumen auszubauen, sondern wagte es, ein neues „Haus der Gemeinde“ zu errichten, unter beibehalten der wesentlichen Merkmale der alten Hausanlage, Wiederverwenden des Fachwerks von dessen Obergeschossen und gleichzeitiger Verlängerung nach Süden, um so dem Marktplatz einen einheitlichen ostwärtigen Abschluß zu geben. 1972—1974 erhielten dadurch für 1,6 Millionen DM Rathaus (Gemeindeverwaltung), Feuerwehr, Bücherei und Fremdenverkehrs-Info eine neue ansprechende Heimstatt. In der Nähe baute die Kirchengemeinde ein neues Gemeindehaus, das alte Pfarrhaus und das Deutschordenshaus, der Sitz der Weinbruderschaft, liegen in unmittelbarer Nachbarschaft hinter oder neben der Kirche. Zur Finanzierung gab es nur die im Lande üblichen, hier fünfferlei, Zuschüsse³²⁾, 650 000 DM, und neue

300 000 DM Schulden blieben an der armen Gemeinde hängen. Doch damit hatte man einen nahezu idealen Dorfmittelpunkt geschaffen! Mit dem Fertigstellen des neuen Rathauses und des vergrößerten Kirch- und Marktplatzes trat das Jahrhundertwerk der Gemeinde bereits in die etwa 1973 beginnende zweite Stufe, die Dorferneuerung. Das „Haus der Gemeinde“, Umriss und Fachwerk des Vorgängerbaues am alten Platz übernehmend, mit neuen zentralen Funktionen erfüllt, setzte Maßstäbe. Man hatte aus den Erfahrungen gelernt, förderte erhaltende Modernisierung und bemühte sich Neubauten in der Gestaltung mehr dem dörflichen Charakter anzupassen. Es war begriffen worden, daß bei allen notwendigen Verbesserungen der Charakter des hügeligen, weinseligen, fast städtisch wirkenden Fachwerkdorfes nicht zerstört werden darf und so Kürnbachs eigenständiges Gesicht erhalten werden muß³¹⁾. Bei den vielen Studiengruppen, die das Modell Kürnbach und seine Erfahrungen kennenlernen, gab es vereinzelt Kritik, oft jedoch Lob und Aufmunterung von höchster Stelle.

In den Häusern wurde gewerkelt und an den Fassaden Fachwerk- oder Verschönerungsarbeiten vorgenommen.

Allerdings lief mit dem Inkrafttreten des Städtebauförderungsgesetzes die Modellvorhaben-Förderung 1973 aus. Der Gemeinderat verschmähte es, sich der starren, unständlichen und formellen Verfahrensweise oder der Trägermöglichkeiten dieses Gesetzes zu bedienen und blieb der alten bewährten Methode treu, auf die Einsatzbereitschaft, Verhandlungsgeschick und Geduld des Bürgermeisters zu vertrauen. Zudem konnte man ohne rechtskräftige Bebauungspläne elastischer auf Bürgerwünsche eingehen und gute Gelegenheiten schneller nützen.

Obwohl die Dorfmitte inzwischen wieder funktioniert, mußte das Bürgermeisteramt mit Schrecken erfahren, daß nun auch die im Dorf verbliebenen Älteren, mittendrin ein

Häuschen mit viel Garten darum herum oder gar auch hinaus ins Neubaugebiet wollten, die Verwaltung mußte dagegen aus den vorhin geschilderten Gründen auf etwas mehr Enge und Verdichtung bestehen. Viel Überzeugungsarbeit war und ist noch zu leisten. Ab 1977 begann die dritte Stufe, der Übergang zur ganzheitlichen Dorfentwicklung, wobei das Land Baden-Württemberg Kürnbach in sein Dorfentwicklungsprogramm aufnahm. Nachdem der große Wurf mit neuem Marktplatz, Geschäftsstraße und erhaltener Lammgasse gelungen ist, die vorher unmöglich aussehenden Abbruchstellen und Baulücken inzwischen grün bewachsen sind, kann die Gemeinde sich Zeit lassen, beim Bauen der noch offenen Lücken mit großer Sorgfalt die besten Lösungen zu suchen. Weitere Althausbesitzer müssen überzeugt und ihnen bei sach- und fachgerechten Lösungen geholfen werden. Das Dorf soll wieder als Lebens-, Arbeits- und Sozialraum begriffen und erlebbar werden. Dem guten Beispiel der Gemeinde bei der Begrünung folgen die Anlieger mit reichem Blumenschmuck. Für sportliches Treiben ist gesorgt und mit dem als Hochwasserrückhaltung 1980 fertiggestellten Schloßwiesensee auch das Erholungsgebiet vervollständigt. Das neue evang. Gemeindehaus und die hessische Kelter ermöglichen Gemeinschaftserleben vielfältiger Art. 1982/83 wurden die Instandsetzungs- und Ausbauarbeiten der Hessenkelter zu einer Sommerfesthalle durchgeführt, die mit Tischen 250 Besuchern Platz bietet. Außer dem „Lammschild“ sind in der Lammgasse das „Ochsenschild“ und die schmiedeeisernen Ausleger der abgebrochenen Gaststätten „Zum Adler“ und „Zum Löwen“ angebracht. Die lange Hausfront des „Lamms“ ist jetzt mit Fachwerk überzogen und gegenüber am Eckhaus zur Kronengasse das Fachwerk freigelegt. Die bislang störende, offene Lücke in der Südostecke des Marktplatzes ist durch einen Fachwerkneubau geschlossen; damit stehen Poststelle und Sparkassenzweigstelle in zentraler Lage zur Verfügung. Die Stra-

ßenbeleuchtung glänzt in neuzeitlicher Gestaltung und so, daß sie mit dem Alten harmoniert. Drei Brunnen plätschern im alten Dorf, die Kinder finden leicht zu den nahen Spielplätzen. Kürnbach kann sich nun um die Wahl der kurpfälzischen Weinkönigin bewerben³³), in schönerem Rahmen und ohne ein Riesenfestzelt aufschlagen zu müssen. „Tausende fühlten sich im alten Ortskern wohl“ beim Straßenfest, das heuer abgehalten wurde³⁴). Wegen gleicher Struktur, Musik und Wein besteht seit August 1983 eine Partnerschaft mit Ziersdorf/Niederösterreich und der Musikverein pflegt Kontakte seit 1976 mit Delft/Niederlande.

Betrachtet man den Verlauf der Einwohnerzahl, so deutet das Absinken bis 1939 den Wegzug von Arbeitskräften in benachbarte Industriezentren an. Der Sprung nach oben, am Ende des Zweiten Weltkrieges, erklärt sich durch Aufnahme vieler Vertriebener aus ehemals deutschen Ostgebieten; die neuerliche Zunahme bis 1974 auf 2408 Einwohner rührt nicht nur vom Wanderungsgewinn, sondern erheblich vom Zuzug ausländischer Gastarbeiter her und das vorübergehende Absinken auf 2330 Einwohner im Jahre 1976 zeigt einen gewissen Wegzug, letzterer während des allgemeinen wirtschaftlichen Rückschlags dieser Jahre an. Trotzdem ist beständiger Zuwachs festzustellen.

Das Bürgermeisteramt konnte deshalb nicht nur gebannt auf den Ortskern starren. Es hatte für ausreichende Neubaugebiete, auch wegen benötigter Ersatzwohnungen, zu sorgen. Die Kraft der Neubürger, die zunächst nach Sulzfeld eingepfarrt waren, ließ schon 1956 die kath. Kirche Maria-Königin im Neubaugebiet entstehen. Da Wachstum zugleich fehlen oder zu klein werdender wichtiger öffentlicher Einrichtungen bedeutet, baute der Sportverein in Abschnitten ein großes Klubhaus, dem die Gemeinde 1981 die Fertigstellung der Sportplätze folgen ließ. Daneben am Südhang, nördlich des alten Dorfs, sorgte sie 1965 für ein neues Grund- und Hauptschulgebäude. Das ermöglichte

wiederum im alten Schulhaus mit weitblickender Großzügigkeit, die „Bundesmusikschule“ anzusiedeln³⁵), die jetzt ihrerseits einen großzügigen Erweiterungsbau plant. 1968 folgte die Einweihung des neuzeitlichen Blanco-Lehrzentrums an der Grenze zu Derdingen. Die evangelisch-methodistische Kirche setzte ihren Neubau 1970 in den Südteil des Sanierungsgebietes, während die apostolische Kirche dafür 1986 das Neubaugebiet bevorzugte.

330 000 l Wein lagerten in den Kellern der von der örtl. Winzergenossenschaft betriebenen Schloßkellerei, freilich immer mehr nach der Wieslocher Genossenschaftszentrale Kraichgau/Südliche Bergstraße ausgerichtet. 120 ha gute Weiß- und Schwarzrieslinglagen verdienen Beachtung. Vielleicht fünf Weinbauern leben halb und halb vom Wein- und Getreideanbau. Alles andere sind Feierabendwengerter. Kleinere Rebflurbereinigungen halfen hier im Preis-Kosten-Wettbewerb zu bestehen. Eine Teilflurbereinigung schloß 1964 ab. Seit 1958 siedelten 10 Landwirte aus, davon bildeten einige 1961 einen Aussiedlerweiler. Dies war wiederum wichtig für die Gesundheit des Dorfkerns.

Man wollte sich nicht nur auf Auspendlerverdienst, Wein- und Landwirtschaft verlassen und befaßte sich deshalb schon früh mit dem Gedanken an den Fremdenverkehr. Bei der schönen Landschaft, dem idyllischen Dorf und dem guten Wein war das Ermöglichen der Naherholung und als Ferienort naheliegend zur Stärkung der Wirtschaftskraft des Dorfes, zumal die Motorisierung längst ihren Siegeszug angetreten hatte. Den Anfang bildete eine Fremdenpension, die aus Hamburg viel Zuspruch fand. Mit Hilfe der Schule legte man 1965 den Waldlehrpfad an, in Ortsnähe folgte der Schwanenteich und privater Unternehmungsgeist ließ 1969 den Märchengarten im Waldrand und das Schwarzwildgehege Wirklichkeit werden. Das Alten- und Pflegeheim faßt 90 Betten. Als wichtigste Probleme sind noch der westliche Abschluß des Marktplatzes und der Ein-

mündungsbereich Kronenstraße/Adlerstraße zu lösen. Das sog. „Backhausgäßle“ mit der badischen Kelter und dem Gemeindebackhaus an seiner Westseite darf dabei nicht vergessen werden. Im einzigen Ort des Landes mit zwei Keltergebäuden³⁶) unterschiedlicher staatlicher Herkunft, muß die zweite Kelter unbedingt instand gesetzt und einer sinnvollen Nutzung zugeführt werden, ebenso das Backhaus. Die Bereiche Geringer Winkel³⁷) und Gaisrain sind aufzuwerten, an der Bachstraße Fußwege und Parkplätze zu bauen und am Nordrand des Dorfrandes ein bachbegleitender Grünzug anzulegen. Einige Baulücken sind unter beachten ortstypischer Gestaltungselemente zu schließen. Eine ganze Reihe von Altbauten bedürfen noch der Modernisierung innen und außen. Dabei gilt das Augenmerk der Beseitigung von Verunstaltungen und ganz besonders der fachgerechten Instandsetzung der noch nicht sanierten Fachwerkbauten.

Der Verwaltungshaushalt der Gemeinde steht bei der Summe von DM 3 204 000, der Vermögenshaushalt bei DM 1 460 000. Die Realsteuerkraft/Einwohner beträgt 802 DM und der Schuldenstand einschl. Wasserwerk pro Kopf 767 DM³⁸). Ohne große Steuerquellen ist die Gemeinde daher gezwungen, eine finanzielle Verschnaufpause einzulegen und benötigt weiter verstärkt staatliche Förderung und Unterstützung, um die großen Aufgaben vollenden zu können. Bedenkt man, daß bei 170 Baugrundstücken für das Dorfsanierungs- und -entwicklungsgebiet 7 373 301 DM in 21 Jahren ausgegeben werden mußten und nur etwas über die Hälfte der Aufgaben damit bewältigt werden konnte, erkennt man leicht, daß eine solche Generationenaufgabe für ein so kleines Dorf nicht allein zu bewältigen ist, auch wenn 1968—1982 rund 4,2 Mio DM Förderung aus Landes- und Bundesmitteln zu Buche schlagen.

Aus anfänglichen Fehlern haben alle Beteiligten gelernt. Das Kürnbacher Modell hat gezeigt, wie bei ständiger Verbesserung der

Planvorstellungen, in unbürokratischer Arbeitsweise, mit ungeheurem Einsatz an Zeit, Geduld, Verhandlungsgeschick und Überzeugungskraft der Niedergang gestoppt und eine Umkehr eingeleitet werden konnte. Die verlorenen Dienstleistungen wurden zurückgewonnen, eine funktionierende attraktive Dorfmitte geschaffen, die Infrastruktur verbessert. Jetzt kann das Dorf weiter gesunden und wird dann nicht nur einen schönen Wohnplatz, sondern auch einen reizvollen zugkräftigen Anziehungspunkt für Kunst- und Heimatfreunde und Erholungssuchende darstellen.

Anmerkungen

¹⁾ Landratsamt, Landkreis Karlsruhe, Freizeit- und Wochenendführer, 2. Aufl., Karlsruhe 1985. Von mir etwas geändert und ergänzt, dazu 16 Fremdenbetten, Altenheim, Waldlehrpfad, Minigolf, Weinlehrpfad, Go-Kart-Bahn für Kinder und Erwachsene.

²⁾ Universal-Lexikon vom Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1843, Sp. 687. 1855 waren es insgesamt 1402 EW. Ein späteres Lexikon gibt 530 Badener und 931 EW im hessischen Teil an (Kienitz, Platz u. a. m., Das Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1885).

³⁾ Statistisches Landesamt, Historisches Gemeindeverzeichnis Baden-Württemberg 1871 bis 1961, Stuttgart 1965. Die letzte Einwohnerzahl stammt vom 30. 6. 1986.

⁴⁾ Bernd von Deenen und Ernst Zurek, Die Wirksamkeit zinsverbilligter Mittel in der Dorferneuerung, Bonn 1976, Kürnbach S. 153.

⁵⁾ Die Entfernung nach Mühlacker beträgt 17,5 km, Sinsheim/Els. 26,5 km. Nächste Bahnstation 3,7 km in Sulzfeld an der Strecke Karlsruhe—Eppingen—Heilbronn. Der Gemeindeverwaltung standen ehrenamtliche Bürgermeister vor, bis 1933 ein Steinhauer, bis 1955 ein Gärtner mit Kaufmannsfrau, von August 1947 an August Büchele, jeweils unterstützt von einem Fachbeamten. Das neue Rathaus steht genau an der Stelle des Wohnsitzes des Bürgermeisters 1933—1945. Die Kürnbacher wählten 1964 Bücheles Ratschreiber Kurt Böckle zum hauptamtlichen Bürgermeister, der 1984 krankheitshalber aufhören mußte, als dessen Nachfolger wiederum ihren seitherigen Ratschreiber Karlheinz Hauser.

Das Auto kaufte Büchele, der auf die Frage nach seinem Beruf zu sagen pflegte, er übe sieben Berufe aus, nämlich: Schreinermeister, Betriebsleiter, Kleinlandwirt, Weinbauer, Kurierfahrer, Bürgermeister — und Weintrinker.

⁶⁾ Als die Neubautätigkeit begann, ließen viele einfach einen Brunnen bohren. Bei der Rohbaukontrolle auf die Frage des Bezirksbaumeisters, ob das Wasser auch geprüft und gut sei, antwortete der Brunnenbauer: Selbstverständlich, ich bin jetzt 40 Jahre Wassermeister und bohre nur gutes Wasser. — Ja wie er das merke, ob er es wenigstens gekostet habe? — Nein, kam es entrüstet zurück, wo denken Sie hin, bei uns trinkt man doch nur Wein!

⁷⁾ Leopold Feigenbutz, Der Kraichgau und seine Orte, Bretten 1878, S. 150—154 u. m., Trudel Föhringer, Kürnbach im Kraichgauer Hügelland, S. 112—116 in: Mein Heimatland, 21. Jg., Heft 3/4, Freiburg i. Br., 1934. Emil Lacroix und Heinrich Niester, Kunstwanderungen in Baden, Stuttgart 1959, S. 301/02. Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. Baden-Württemberg, Neuaufl., München 1964, S. 269. Adolf Bernt, Deutsche Bürgerhäuser, Tübingen 1968, S. 156. Edmund Kiehle, Zur Hauskunde in Nordbaden, S. 156/57 und 172 in: Arbeitskreis für deutsche Hausforschung, Bericht über die Tagung in Eschwege 1971, Münster/Westfalen 1972. Erwin Huxhold, Das Bürgerhaus zwischen Odenwald und Schwarzwald, Tübingen 1980, S. 26, 189, 191—195, T. 2, 4, 35, 36 und 49.

⁸⁾ H. Luckenbach, Baden in Kunst und Geschichte, München u. Berlin 1914, Abb. S. 75. Georg Dehio, a. a. O., Hugo Hagn und Krause-Wiltenberg, Der Kraichgau, Königstein i. T., o. J. (1960), Abb. S. 21. Heinz Bischof, Der Kraichgau, Karlsruhe 1974, Abb. S. 40. Das Doppelpeitapf aus 1598 zeigt den letzten Ritter Bernhard II. von Sternfeld und seine Gemahlin Agatha von Weirterhausen.

⁹⁾ Der Kürnbacher Perkeo ist 99 cm groß. Er wandelte sich im „Lamm“ vom Treppengeländer-Anfänger zum Wirtshaus-Schutzpatron.

¹⁰⁾ Älteste Schreibweisen: 1181 Quirinbach (WUB 2,111) — 1294 Kurenbach (ZGO 13,10) — 1296 marchia Kiurinbach (ZGO 12,348) — 1313 villa et marchia Kurnbach (ZGO 12,349) — 1316 Kurenbach (ZGO 12,351) — 1369 Kurnbach (ZGO 12,352) — 1416 Kürmbach (ZGO 12,356), nach Krieger.

1278 schenkte die Edelfrau Adelheid von Liebenstein dem Kloster Itzingen 14 Morgen Kürnbacher Weinberge (Hauptstaatsarchiv Stuttgart B. 5,81).

¹¹⁾ Es durfte zunächst zwei, später 4 Jahrmärkte abhalten (Württ.Lgb. 1576/78, S. 146). Die farbige Ortsansicht aus 1684 von Andreas Kieser läßt schön den Mauerzug, zwei Tore und zwei Eck-

türme erkennen (aus Stromberger/Forst, Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 107/16, Bd. 5; wiedergegeben bei Maurer/Schieck, Württemberg in Ortsansichten und Landkarten von Adreas Kieser 1680—1687, Stuttgart 1985, Bd. 2). Vgl. Abb.

¹²⁾ 1297 schenkte Dieter von Sternenfels die Kirche dem Deutschorden (KTM Nr. 5, OAB S. 207). Die Lehnshoheit der Grafen von Katzenelnbogen gelangte auf dem Erbweg an die Landgrafen von Hessen, 1567 an die Linie Hessen — Darmstadt (Miller/Taddey, Handbuch der historischen Stätten Baden-Württemberg, Stuttgart 1965, S. 437). — Die verarmten von Sternenfels hatten früh an Württemberg verpfänden müssen.

¹³⁾ Eduard Becker, Geschichte des Kondominats zu Kürnbach bis 1598. Darmstadt 1903. Die örtliche Zuständigkeit lag beim Gemeinderat mit zwei Bürgermeistern. Drei Jahre hatte der hessische, dann drei Jahre der badische Bürgermeister den Vorsitz inne, so ständig abwechselnd. Wer auf einem hessischen Hausgrundstück wohnte brauchte keine Steuern zu zahlen und keinen Militärdienst zu leisten. Gemeindeordnung für den Condominats-Ort Kürnbach, Pforzheim 1838.

Bei soviel Geschichte dürfen die „berühmten unbekannt“ Frauen aus Kürnbach nicht verschwiegen werden: Friederike Löffler, kurz die „Löfflerin“ gab 1791 ihr „Oekonomisches Handbuch für Frauenzimmer“ heraus, dem bis 1805 zwei weitere Bände folgten. Es ging als Kochbuch für das breite Volk um die ganze Welt, der erste Band erlebte 38 Auflagen!

Die später durch Dr. Justinus Kerner in Weinberg als „Seherin von Prevorst“ bekannt gewordene Friedrike Wanner 1821 den Kürnbacher Kaufmann Gottlieb Hauffe heiratet, wohnte sie noch einige Jahre im Eckhaus bei der Kirche (bei der Sanierung abgerissen).

Angeregt durch die Kürnbacher Volksläufe fand Grundschullehrerin Lotte Witte zum Langlauf und lief im Marathon für Frauen 1977 badische und süddeutsche Rekordzeit.

¹⁴⁾ Zufolge Wasserschloß (Tiefburg), Einwohnerzahl, Befestigung und Einpfarrungen stellte Kürnbach den Hauptort der kleinen von Sternenfelschen Herrschaft dar.

¹⁵⁾ nach Adolf Gängel

¹⁶⁾ Heute noch wird gerne die Geschichte über den Wurstdieb erzählt, der auf der Flucht vor dem hessischen Auge des Gesetzes sich ins Badische retten wollte, in der engen Fluchtöffnung hängen blieb, mit Kopf und Oberteil im Badischen, mit dem Hinterteil noch im Hessischen, doch noch darauf hessische Bestrafung empfang (ausführlich nachzulesen in Rhein-Neckar-Zeitung, Bez. SNH v. 12. 9. Heidelberg 1970 „Der Wurstthannes im Backofen“).

¹⁷⁾ Kurt Böckle, Das Dorf Kürnbach hat wieder eine Zukunftschance, S. 38—39 in: Mitteilungen Nr. 10 (Hg. Ev. Oberkirchenrat), Karlsruhe 1982.

¹⁸⁾ Ermittelt aus den amtlichen Planunterlagen.

¹⁹⁾ Das alte Verzeichnis entstand vor dem Zweiten Weltkrieg, die neue Liste, die keine Kleindenkmäler enthält, im Januar 1970.

²⁰⁾ Hölzerne Hochwassermarken im Hause Bachstraße Nr. 16. Wer nach dem halb verregneten August 1986 den Humsterbach in seinem eingetieften Bett bei einem Normalwasserstand von 18 cm Tiefe und 2,00 m Fließbreite sieht, möchte dies ihm gar nicht zutrauen.

²¹⁾ Angaben aus Statistisches Landesamt, Landkreis Sinsheim, Die Stadt- und Landkreise Baden-Württembergs in Wort und Zahl, Heft 13, Beilage zum GABL, Stuttgart o. J.

²²⁾ Innen waren zunächst die alten Häuser gut genug. Die Griechen standen auf dem Standpunkt „Wir sind nicht zum Bezahlen hier, sondern zum Geld verdienen“. In der Umgebung witzelte man, bei denen muß bald der Bürgermeisterstellvertreter ein Ausländer werden. Im Ort war der Spruch „Im Ortskern lebt nur noch der Alte, der Grieche und der Sieche“ ein geflügeltes Wort.

²³⁾ Sicherlich wirkte das Musterdorf Stebbach, ebenfalls im 1973 aufgelösten Landkreis Sinsheim/Els. liegend, anregend, bei dem die Flurbereinigung sich erstmals 1959 an den Gedanken wagte, nicht nur in der freien Feldflur, sondern auch in der Dorflage zu wirken.

In Stebbach liegt der Fall jedoch anders, da das Verfahren von Anfang an unter Betreuung des Staates und des Landkreises mit entsprechenden Finanzierungshilfen lief. Bei einer späteren Besichtigungsfahrt in Sachen Rathaus taufte der Kürnbacher Gemeinderat das neue Stebbacher Rathaus „Flughafenturm von Echterdingen“ und entschied sich für eine eigenständigere, dorfgerechte Lösung.

²⁴⁾ Das Bundesbaugesetz war am 30. 6. 1961 in Kraft getreten; die Baunutzungsverordnung wurde am 26. 6. 1962 erlassen, am 26. 11. 1968 und am 15. 9. 1977 jeweils neu gefaßt; die Planzeichenverordnung erging am 30. 7. 1981.

Das Städtebauförderungsgesetz, als Entwurf im Mai 1965 dem Bundestag zugeleitet, trat am 1. August 1971 in Kraft, erhielt am 18. 8. 1976 eine Neufassung und unterm 17. 12. 1982 eine Änderung.

Das Raumordnungsgesetz des Bundes erschien am 8. April 1965, das bad.-württ. Landesplanungsgesetz am 10. 10. 1983.

Der Denkmalschutz konnte sich in beiden Landesteilen nur je eines Paragraphen der betreffenden Landesbauordnung bedienen, das bad.-württ. Gesetz zum Schutz der Kulturdenkmale (Denkmal-

schutzgesetz) erreichte erst am 1. Januar 1972 Rechtskraft.

Die neue Landesbauordnung, einheitlich für das ganze Land Baden-Württemberg, trat am 1. Januar 1965 in Kraft, erfuhr 1972 eine geänderte Neufassung und 1984 wieder Änderungen.

²⁵⁾ Siehe Anmerkung 18, die öffentlichen Gebäude sind jeweils mitgezählt.

²⁶⁾ Die Einzelangaben zur Sanierung sind den Unterlagen der Gemeindeverwaltung entnommen. Herrn Bürgermeister Hauser und besonders Herrn Bürgermeister a. D. Böckle habe ich für stets bereitwillig erteilte Auskünfte und Unterstützung zu danken.

In 18 Fällen dienten Küchen gemeinsamer Nutzung durch verschiedene Familien und die Grenze verlief sogar durch einige Zimmer.

In der Zahl der angekauften und abgebrochenen Gebäude sind natürlich Scheunen, Ställe, sonstige landwirtschaftliche Nebengebäude, einige gewerbliche Gebäude und viele Scheunen mit Stallung enthalten.

Die Baunutzungsverordnung regelt für Bebauungspläne die Arten und das zulässige Maß der baulichen Nutzung. Die Grundflächenzahl (GRZ) gibt an, wieviel m² bauliche Grundfläche je m² Grundstücksfläche zulässig sind, ausgedrückt in Dezimalbruchzahlen. In Dorfgebieten darf die GRZ höchstens 0,4, in großstädtischen Kerngebieten 1,0 betragen.

²⁷⁾ Unter dem zentralen Landesamt für Flurbereinigung und Siedlung arbeiten nach wie vor die Staatlichen Flurbereinigungsämter, unter der Landes-Vermögens- und Bauabteilung stehen die Staatlichen Hochbauämter. Daß aus den Staatlichen Ämtern für Denkmalpflege am Sitz der Regierungspräsidien unter dem Landesdenkmalamt trotz Vergrößerung der Aufgaben Außenstellen werden mußten, förderte gerade nicht deren Ansehen in der Öffentlichkeit.

²⁸⁾ Zum Beispiel standen auf den Lagerbuchnummern 140, 139 und 148 auf einer rechteckigen Fläche von etwa 32 × 27 m, auf zwei Seiten von Straßen begrenzt, 19 Gebäude; fraglos zuviel an Überbauung, mangelnde Hygiene und unzureichende Grenz- und Fensterabstände nach der neuen Landesbauordnung. Hätte man ausgekernt, d. h. die Nebengebäude und nicht mehr benötigten landwirtschaftlichen Gebäude abgerissen, hätte man bei 12 m Abstand zum Nachbarhaus ohne Zweifel genug Sonne erreicht. Nein, es mußte alles weg und minderwertigere Häuser durften stehen bleiben. Sogar auf der anderen Seite der Rathausgasse verschonte man das alte Rathaus nicht, es hinderte angeblich, obwohl man es hätte leicht unnutzen können. Und der neue Parkplatz hätte einen schönen Abschluß besessen. Das weniger

schöne neue Hinter- und Lagergebäude darf — jetzt plötzlich ohne baurechtliche Hindernisse — genau die gleiche Stelle einnehmen.

²⁹⁾ Auf so engem Raum unmittelbar neben Steildächern, flachgeneigte Dächer zu setzen, kann nicht gutgehen. In kurzer Entfernung neben einem Walmdachhaus, dessen Nebengebäude Krüppelwalme aufweisen, ein Spitzdach, dazu noch neben lebendigen alten Putz- und Mauerstrukturen mit glattem Maschinenputz, ist mit den benachbarten Baudenkmalern und dem geschichtlich gewachsenen Dorfbild unverträglich. Was soll in einem Steinhauerdorf, das neben dem schönsten Keupergestein sitzt, eine Stützmauer aus Betonsteinen? Daß man U-Steine genommen hat und bepflanzt, läßt wenigstens die Hoffnung keimen, daß Mutter Natur nach Jahren dies gnädig mit Bewuchs zu deckt.

³⁰⁾ Dort sind jetzt wieder vorhanden oder zogen ein, ein Lebensmittelgeschäft, eine Bäckerei, eine Metzgerei, Gasthaus „Zur Krone“, eine chemische Reinigung, ein Farbe-Lacke-Tapeten-Handel, ein Elektro-Sanitär-Geschäft, eine Drogerie und Apotheke. Freilich hätte es dazu nicht der Vernichtung des alten denkmalgeschützten Aussehens der „Krone“ bedurft, die sogar in ihrem Seitenflügel Fenstergewände wie ein Schloß besaß.

³¹⁾ Gemeindeausgleichsstock beim Regierungspräsidium DM 400 000,—, Landesdenkmalamt DM 95 000,—, Büchereizuschuß DM 67 000,—, Feuerwehrezuschuß DM 101 000,—, Denkmalpflegezuschuß des Landkreises Sinsheim DM 47 000,—.

³²⁾ Einem engen Dorf, mit Stadtmauern umwehrt und stellenweise dreigeschossigen Fachwerkhäusern muß man einen stadähnlichen Charakter zubilligen. Leider vernichtete die Abbruchwelle ohne zwingende Gründe den nördlichen Mauernzug und einige Fachwerk-Seltenheiten.

³³⁾ Die Wahl der kurpfälzischen Weinkönigin für den Bereich Kraichgau/Südliche Bergstraße wird abwechselnd an verschiedenen Orten durchgeführt. Dreimal kamen dabei schon Kürnbacherinnen zum Zuge, Adelheid, Gudrun und Hannelore.

³⁴⁾ Nach der Schlagzeile im Bericht RNZ Reg. SNH Nr. 196 vom 27. 8., Heidelberg 1986, über das 12. Straßenfest der Interessengemeinschaft örtlicher Vereine.

³⁵⁾ Bundesmusikschule nach dem Deutschen Volksmusikerverband, dessen Bezirksverband Baden-Württemberg außer in Kürnbach nur noch eine zweite Schule in Kisslegg unterhält. Die 1969 eingeweihte Bundesmusikschule ist eigentlich eine Jugendmusikschule, die auch Kursen für Senioren und Dirigenten sowie internationalen jugendlichen Begegnungen dient.

Überörtlich wirkt ebenfalls die schon früher erwähnte Weinbruderschaft, deren Residenznahme in Kürnbach die Rettung des Deutschordenshauses bedeutete.

Rechnet man die nicht zugängliche grundherrschaftliche Kelter mit ihrem riesigen gewölbten Keller hinzu, stehen im Ort sogar drei Keltergebäude.

³⁶⁾ Der seltsame Name meint nicht im Sinne von minderwertig oder geringschätzig, sondern kleiner Winkel.

³⁷⁾ Nach dem Haushaltsplan 1986, die Pro-Kopf-Werte, Rechnungsergebnis 1985.

Ein Kürnbacher Lied aus dem 30jährigen Krieg

Mitgeteilt von Dr. E. Becker

Unter den Kürnbacher Akten des Darmstädter Haus- und Staatsarchivs befand sich auf einem losen Blatt das beifolgende Lied; leider ist außer der Jahreszahl 1629 gar nichts beigefügt zur Erklärung der darin besungenen Vorgänge. Immerhin scheint es der Mitteilung wert; die Rechtschreibung ist genau beibehalten, Zeichensetzung und Anfangsbuchstaben unsrem Gebrauch angeglichen.

Ein Liedt im Choro, wie man daß Soldaten Lied singtt.

1) Nun höret mir ein wenig zu;
Fürwahr ich hab ietzt gar kein Ruh
Unnd euch waß melden thue,
Wie user gnädiger Fürst und Herr
Sein Ausschuß¹⁾ führet hin und her
Mit Gschüez und guter Wehr.

2) Da führt man uns zu Tag und Nacht
Auf Rundung²⁾ und auf gute Wacht
Im Fleckhen zu Kürnbach,
Drin unß ein ersam Gricht und Rath
Den Bürgern einlosieret hat
Nach Befelch der Amtstatt.³⁾

3) Soldaten, die seind ehrenwerth,
Der Schuldtheiß zu Kürnbach hat kein Pferdt,
Drum laufft er zfuß hinweg.
Er hat geführet im stolzen Müeth
Jezt hat er ein verzagtes Bluet,
Daß unns erbarmen thuet.

4) Alß man zeucht auf dem Musterplatz,
Hat er ein Herz gleich als ein Spaz,
Fragt weder Gericht nach Rath
Handlet allein nach seim Verstandt,
Ohn ein Pferdt reist er nauß von Hand,
Daß ist ihm schier ein Schandt.

5) Gen Sternnenfelß gewichen ist,
Dannoch er da nicht ruhig ist,
Er braucht da seine List.
Dann er stieg auf ein Aichenbaum
Und schauet gar weit rumb unnd numb.
Lugt, daß der Feind nicht komm.

6) Er stieg bald herab, reist weiter auß,
Er sprach: Ach Gott wo soll ich nauß?
Daß thet ihm nun die Grauß.
Vor Angst sieht er weiß wie ein Daub,
Und zittert alß ein Espenlaub
Er förcht der Ritter Raub.

7) Gen Güglingen er auch baldt kam,
Jederman eß da Wunder nam,
Daß er sich doch nicht schampt.
Sein Haußgsindt er verlaßen hat.
Die Underthanen, Gericht und Rath.
Dem Spott zum Schaden hatt.

8) Alß nun der Lermen hat verrauscht
Unnd ihm vergangen war der Grauß,
Kam er wieder zue Hauß,
Fieng bitterlich zue weinen an,
Alß er bedacht den Spott und Hohn,
Denn er verdient zue Lohn.

9) Viellieber ich vom Feindt stierb mit Vleiß,
Erlangt ich doch ein Ruhm und Preiß,
Dan daß ich führt solch verzagte Weiß.
Aber der Schuldtheiß hats nicht beacht,
Sondern mit großer Schandt und Schmach
Sich eilendt darvon gemacht.

¹⁾ etwa Landwehr

²⁾ Patrouille

³⁾ Güglingen; der später badische Teil von Kürnbach gehörte damals zu Württemberg.

(Aus ZGV, Zeitschrift des Zabergäuvereins, 7. Jg. 1906)

Die Ruprecht Kurfürsten

Kurt Sommer, Heidelberg

Ruprecht I., der Gründer der Universität Heidelberg

Durch den Hausvertrag von Pavia vom 4. August 1329 zwischen König Ludwig, dem Bayer, und den Söhnen seines 1319 verstorbenen Bruders Rudolf I., nämlich Rudolf II. (dem Blinden), Ruprecht I. und dem vierjährigen Ruprecht II. (Sohn des vorverstorbenen Bruders Adolf), erhielten die beiden Erstgenannten gemeinsam das engere pfälzische Land mit Heidelberg und den linksrheinischen Städten Neustadt, Alzey usw.

Ruprecht I. stand mit Kaiser Karl IV. (1347—1378) in engster politischer und menschlicher Verbindung. Der Kaiser, der öfters nach Heidelberg kam, wußte diese Freundschaft auch reichlich zu belohnen. In der Goldenen Bulle vom 10. 1. 1356, dem zentralen Reichsgesetz des Mittelalters und das bis 1803 als eigentliche Verfassung des Reiches galt, wurden die Pfalzgrafen deutlich begünstigt. In dem obenerwähnten Hausvertrag von Pavia war festgelegt worden, daß die Kurwürde zwischen Bayern und der Pfalz abgewechselt werden sollte. Diese Bestimmung wurde jedoch durch die Goldene Bulle aufgehoben und die Kurwürde auf die Pfalz allein übertragen. Gleichzeitig wurde dem Pfalzgrafen das Vikariat über das Reich zwischen dem Tode des alten Königs und der Wahl des neuen zuerkannt. Außerdem hatte der Pfalzgraf das Recht der Gerichtsherrschaft über den König. Damit besaßen die Pfalzgrafen bei Rhein die höchsten Würden des Reichs: Das Erztruchseßamt, das Amt des Reichsverwesers und das Amt des obersten Richters des Reiches. Da Ru-

dolf II. am 5. 10. 1353 verstorben war, wurde jetzt Ruprecht I. Kurfürst und *alleiniger* Herrscher der Pfalz.

Ruprecht I. regierte in der Zeit von 1353—1390. Während der kampfbewegten Zeiten der Städte- und Ritterbünde erscheint er als eine kriegerische Natur und ritterlicher Held. Seinem württembergischen Nachbar Eberhard dem Greiner, dem alten Rauschebart stand er, wie die Chronik berichtet, in der Schlacht bei Döffingen an der Würm (Oberamt Böblingen) 1388 mit einem Fähnlein pfälzischer Reiter zur Seite. In diesen Schreckenstagen nahm Ruprecht, wie G. Weber in Heidelberger Erinnerungen 1886 erzählt, 60 Raubgesellen zwischen Worms und Ladenburg gefangen und ließ sie in einen brennenden Backofen werfen mit der strengen Rede: „Ihr habt bei Nacht und Nebel meine armen Leute mit Feuer und Brand verheert, so will ich euch bei hellem Tag in Rauch schicken.“ Neben seinem kriegerischen Wesen war aber Ruprecht I. auch ein Herrscher, ein Mehrer seines Gebiets. Er erwarb Ladenburg, Mosbach, Sinsheim, Nekargemünd, Flehingen und Weinheim. Man kann sagen, daß mit seinem Regierungsantritt eine der wenigen glücklichen Epochen der Pfalz anbrach. Von ihm berichtet die Geschichte, daß er die Geschicke der Pfalz mit Umsicht und Tatkraft leitete und sich dadurch große Verdienste erwarb.

Sein Hauptwerk aber — er war seinerzeit schon 77 Jahre alt — war die Gründung der Universität, das sog. Generalstudium im Jahre 1386. Diese wurde am 18. Oktober

LUDOVICVS III BARBAT, COM PA CRT



17 Ludovicus Ruprechts des Römischen Königs Elseas Sohn und Oberfürst 1436.
 genant der Wittigriete Andacht halten zum Heiligen Grab vmd als er wider
 traim kommen, lieffer andacht halten sein Hart machen Nam Herol zu haben wart
 damals ein lechmerung vmd furein vberstammot gehalten bette zu Welter
 die Erste Planca ein Königin von Engeland die auch Diebtilten Princelin von
 Sophia

Kurfürst Ludwig III.

1386 mit einer Messe in der seinerzeit noch kleinen Kapelle zum Heiligen Geist feierlich eröffnet. Reginaldus las die Heilige Messe und bat um den Segen des Himmels für die Schule, die „zur Ehre Gottes und zur Erleuchtung der Kirche“ wirken sollte. Am darauffolgenden Tag begannen bereits die Vorlesungen. Die Universität erhielt nach ihrem

Gründer den Namen „Ruperto“ und später zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch zusätzlich den Namen ihres Erneuerers aus dem badischen Haus „Carola“. Ruprecht I. war kein besonders geistiger Mensch, er verstand nicht einmal Lateinisch. Dafür besaß er einen von Natur aus milden und gütigen Charakter, dem jedoch, wie wir



Ruprecht II.

oben gesehen haben, durch die Raubritterfehden ein hartes Kriegsleben auferlegt war. Hinzu kam, daß seit 1356 die Pest im Lande wütete, wodurch sittliche und religiöse Verwirrungen die Folge waren. Die Geiselbrüder zogen durch die Lande und setzten die Bevölkerung in Schaudern. Den Juden lastete man an, sie hätten die Brunnen und Quellen vergiftet. Überall wurden die Juden verfolgt, zu Hunderten gefoltert und hingerichtet. Auch in Worms und Speyer tötete man sie in

Massen. Als dies der Kurfürst erfuhr, bot er den Juden Schutz und Unterkunft in Heidelberg an. Er versprach sich nämlich von den neuen Mitbürgern eine Hebung des Wohlstandes und eine Förderung des Handels, der bisher hier fehlte. Zugleich verlieh er der Stadt Heidelberg einen vierzehntägigen Jahrmarkt in der zweiten Hälfte des Monats April. Auch die auf der Nordseite des Schlosses ehemals vorhanden gewesene Kapelle ver-



König Ruprecht I.
(Ruprecht III.)

dankt ihre Entstehung Kurfürst Ruprecht I.; sie wurde dieserhalb Ruprechtinische Kapelle genannt. Sie nahm den Ort ein, vor welchem sich nun das Große Faß befindet, und dehnte sich von hier gegen Osten über die Stelle hinaus, auf welcher heute der Friedrichsbau steht, bis zum nördlichen Schloßtor. Ihrem Grundriß nach war sie ein Viereck und aus der Mitte jeder Seite des Vierecks trat jedesmal ein Vorsprung heraus. Die Kapelle hatte einige Türme gegen Westen und Norden und einen höheren runden Turm gegen Osten.

Ferner ließ der Kurfürst aus eigenen Mitteln im Osten außerhalb der Stadtmauer ein Haus und eine Kapelle bauen, die dem Heiligen „Sankt Jakob“ geweiht wurde. Hier sollten nach seiner Auffassung die Zisterzienser, die sich bereits bei der Gründung der Universität rege beteiligt hatten, Aufenthalt nehmen. Er rechnete damit, daß der Orden der „Weißen Mönche“ bildungseifrige Angehörige des Ordens nach Heidelberg schicken werde. Papst Bonifaz I. gab seine Zustimmung zur Fortbildung der Zisterzienser in Heidelberg und wies zugleich den Abt von



Ruprecht I.

Schönau an, die Bildungsstätte in Heidelberg zu überwachen. Damit hatte der Kurfürst die erste zur Universität gehörende „Burse“ gegründet.

Am 12. August 1356 wandelte der Kurfürst die in Neustadt a. d. W. befindliche Pfarrkirche Sankt Agidius in eine Kollegiatskirche um. Da aber die Ägidienkirche für die dreißig Kanoniker bzw. Vikare zu wenig Altäre hatte und der Raum zu klein war, begann der Kurfürst dem letzten Wunsche seines Vorgängers und Bruders Rudolf II. (dem Blinden) gemäß mit der Errichtung einer

neuen Stiftskirche und legte um Ostern 1368 den Grundstein hierzu. Die Kirche wurde 1394 zu Ehren der Jungfrau Maria eingeweiht. Ein Rest der alten Kirche sind die beiden unteren Stockwerke des Südturms der heutigen Stiftskirche.

Ruprecht I. war zweimal verheiratet; in erster Ehe mit der Gräfin Elisabeth von Namur († 23. 3. 1382) und in zweiter Ehe mit Beatrix von Berg († 16. 5. 1395). Er starb am 16. November 1390 und ist mit seiner zweiten Ehefrau im katholischen Teil der Stiftskirche in Neustadt a. d. W. beerdigt. Sein

dort heute noch befindlicher Grabstein ist in einem sehr schlechten Zustand. Auf dem Heidelberger Schloß ist auf der Südseite des Friedrichsbaus im 1. Obergeschoß eine Statue des Kurfürsten.

Ruprecht II., der Jüngere und Ernsthaftige

Schon kurze Zeit nachdem die Universität ihre Lehrtätigkeit aufgenommen hatte, merkte man, daß sich das Stadtgebiet als zu klein erwies. Die Zahl der Studenten betrug im ersten Jahr bereits 579, die zunächst in Bürgerhäusern untergebracht wurden. Zusätzlich errichtete man für die Studenten eigene Bursen. Trotzdem reichte der Raum immer noch nicht aus. Eine Ausdehnungsmöglichkeit besaß die Stadt nicht, sie hatte zu dieser Zeit weder Umland noch Hinterland. Von der Jakobervorstadt im Osten bis zum Stadtgraben im Westen, wo noch die Stadtmauer war, maß die Stadt rund 20 Hektar. Das westlich der Stadt gelegene fruchtbare Ackerland und die hier befindlichen Weingärten gehörten den Bewohnern des Dorfes Bergheim, das erstmals im Jahr 769 erwähnt wird, also schon vorhanden war, ehe man überhaupt an Heidelberg dachte.

Da entschloß sich der 63jährige Ruprecht II. (1390—1398), der ein Neffe des 1390 verstorbenen Ruprecht I. war, zu zwei einschneidenden Maßnahmen, die aber nicht ohne Gewalt und Grausamkeit durchzuführen waren.

Während sein Vorgänger Ruprecht I. im Pestjahr 1349, das überall große Judenverfolgungen auslöste, die flüchtenden Juden in Heidelberg aufnahm und ihnen Schutz und Unterkunft gewährte, fiel Ruprecht II. gleich nach seinem Regierungsantritt über die Juden her und nahm ihnen entgegen allen verbrieften Rechten ihren inzwischen erworbenen Besitz ohne jegliche Entschädigung weg und vertrieb sie zusätzlich aus Heidelberg. Diese Maßnahme muß die Juden wie ein Schlag getroffen haben. Den den Juden weg-

genommenen Besitz schenkte der Kurfürst am 21. 5. 1391 der Universität Heidelberg. Zu dem jüdischen Besitz gehörte auch die Judenschule (Synagoge), die mit einer Seite an die heutige Untere Straße grenzte und in der auch ein Judenbad eingerichtet war. Die Synagoge wurde in eine „Marienkapelle“ (Capella Beatae Virginis) umgewandelt und der Universität als Universitätskapelle zugewiesen. In den Nachbarhäusern wurden, soweit sie mit der Synagoge in Verbindung standen, juristische und medizinische Auditorien eingerichtet. Auf diese Weise hatte sich Ruprecht I. die Förderung seiner Universität bestimmt nicht vorgestellt. Und dabei hatte der Kurfürstliche Hof durch die Juden nur Vorteile.

Die Juden konnten nach ihrer Ansiedlung in Heidelberg Eigentum erwerben, zahlten dafür Schutzgelder und Steuern, die in die kurfürstliche Kasse flossen. Da die Juden sehr reich waren, gewährten sie dem Kurfürsten auch Darlehen. Nach der Überlieferung betreute den Kurfürsten sogar ein jüdischer Arzt.

Kurfürst Ruprecht II. vergrößerte das Stadtgebiet bis zur heutigen Sofienstraße, d.h. also mehr als das Doppelte. Die Bauern des westlich gelegenen Dorfes Bergheim wurden gezwungen, ihren Besitz aufzugeben und in das nun erweiterte Stadtgebiet hinter die neue Stadtmauer zu ziehen, d.h. zwischen der Grabengasse und der Sofienstraße. Dieses Gebiet nannte man die sog. Vorstadt. Die Entstehung der heutigen Plöck (früher Pflöck genannt) ist auf diese Umsiedlungsaktion zurückzuführen. Die Umsiedlung wurde sofort eingeleitet, denn schon 1392 finden wir einzelne Wohnstätten von Bergheimer Bürgern in der Vorstadt. Es mag aber bestimmt noch manches Jahr vergangen sein, bis das Dorf Bergheim ganz aufgegeben war. Von dieser Umsiedlung blieb auch die Bergheimer Kirche nicht verschont. Diese stand ehemals an der Schnittstelle der heutigen Kirchstraße (daher der Name) und der Vangerowstraße. Nur die Bergheimer Mühle



*Grabmal von König Ruprecht
in der Heiliggeistkirche
Heidelberg*

blieb der Wasserkraft wegen an ihrem Platz bestehen.

Die Chronik berichtet, daß Ruprecht II. ein hervorragender Krieger gewesen sei. Vor seinem Regierungsantritt in Heidelberg kämpfte er meistens in den Niederlanden, wo er an einem Tag drei Schlachten schlug,

von denen er zwei gewann, die dritte aber verlor.

Ruprecht II. war mit Beatrix, Tochter des Königs Peter II. von Sizilien verheiratet. Er starb am 14. 2. 1398 in Amberg und wurde gemeinsam mit seiner Ehefrau, die am 12. 10. 1365 vor ihm in Heidelberg verstarb, im Zi-

sterzienserkloser Schönau b. H. beigesetzt. Aus seiner Ehe gingen 6 Kinder hervor, darunter Ruprecht III., der Nachfolger seines Vaters wurde.

Auf dem Bild sehen wir links das Wappen der Kurpfalz und rechts das Wappen von Sizilien-Aragonien.

Ruprecht III., später Deutscher König Ruprecht I. (Klem), der Gütige und Gerechte

Als Ruprecht II. 1398 starb, wurde von seinen sechs Kindern der jüngste, 1352 geborene Sohn als Pfalzgraf Ruprecht III. sein Nachfolger. Er war 46 Jahre alt, als er die Regierungsgeschäfte seines Vaters übernahm. Als erster Kurfürst fing er an, das seinerzeit noch burgähnliche Schloß auszubauen und hat mit der Erstellung des nach seinem Namen benannten Ruprechtsbaus einen richtungsweisenden Akzent gesetzt. Der von ihm errichtete Bau war ursprünglich einstöckig und wurde von seinen Nachfolgern, insbesondere von Ludwig V. so verändert, daß man heute nicht sagen kann, wie der Ruprechtsbau ursprünglich aussah, zumal jegliche alte Bilder fehlen. Als der Bau aufgestockt wurde, mußte auf der Rückseite, d. h. Westseite, ein Treppenturm angebaut werden, damit eine Verbindung zwischen den Stockwerken hergestellt war.

Vollendet dürfte der Bau aber unter Friedrich II. (1544—1556) worden sein. Auch die auf der Ostseite befindlichen zwei plastischen Steintafeln wurden erst von Friedrich II. angebracht. Die eine zeigt den Deutschen Reichsadler, der die Wappenschilder von Pfalz und Bayern in seinen Fängen hält. Die auf der anderen Seite angebrachte Renaissance-tafel zeigt in einer reizvollen Arkadenumrahmung die 3 Schilde des Kurpfälzischen Wappens.

Nicht unerwähnt darf das vielgedeutete rätselhaft kleine wunderschöne Steinbildwerk über der Eingangstür des Ruprechtsbaus auf der Ostseite im Schloßhof bleiben, das ge-

wissermaßen zum Wahrzeichen des Schlosses geworden ist. Zwei reizende Engel halten einen mit fünf Rosen bestückten Kranz in den Händen, in dessen Mitte sich ein öffentlicher Zirkel als Zeichen des Baumeisters befindet.

Vermutlich hatte der Kurfürst bereits bei seinem Regierungsantritt 1398 den Plan gefaßt, die seinerzeit noch frühgotische Heiliggeistkirche, in der am 18. Oktober 1386 die Gründung der Universität stattfand, zu einer Stiftskirche zu erheben und die Lehrer der Universität mit diesen Pfründen zu versorgen. Mit der Absicht, eine großartige Stiftskirche zu errichten, verband sich ein weiterer Plan, nämlich der Bau eines neuen Chors der Heiliggeistkirche, so wie wir ihn heute sehen und der zugleich Grablage für ihn und seine Nachfolger werden sollte. Es kann aber auch sein, daß er sich erst nach seiner Wahl zum König — siehe weiter unten — zum Ausbau der Heiliggeistkirche entschlossen hat, da ihm möglicherweise im Bewußtsein der neuen Würde die bisherige nüchterne Begräbnisstätte der Pfalzgrafen in der Stiftskirche zu Neustadt (Weinstraße) nicht mehr zusagte.

Wann die Grundsteinlegung für den Bau des Hallenchors der Heiliggeistkirche stattfand, weiß man nicht; vermutlich dürfte dies jedoch im Jahr 1400 gewesen sein. In diesem Jahr hat am 1. Juli 1400 Papst Bonifaz IX. die Heiliggeistkirche von der Parochie der älteren Sankt Peterskirche losgelöst und das dem Neustadter Stiftsdekan zustehende Patronatsrecht über die St. Peterskirche auf die Universität Heidelberg übertragen. Die Heiliggeistkirche war somit eine selbständige Pfarrkirche geworden. Damit war der Weg frei, daß der Kurfürst sein Bauvorhaben verwirklichen konnte.

Die Bauzeit für den Chor betrug ca. 12 Jahre, während das Langhaus einsteilen in der alten Form bestehen blieb.

Nach Absetzung des Königs Wenzel wurde Ruprecht III. durch die Kurfürsten am 6. Ja-

nuar 1401 in Köln zum Deutschen König Ruprecht I. gewählt. Es muß hier vermerkt werden, daß in der Literatur der Begriff „König“ mit Kaiser verwechselt wird, denn man kann vielfach lesen, Ruprecht sei Kaiser geworden. Richtig ist, daß er vorhatte, sich zum Kaiser krönen zu lassen. Die Kaiserkrönung scheiterte jedoch aus Geldmangel, aber auch an unerfüllbaren Bedingungen des Papstes Bonifaz IX.

Ruprecht war ein erfolgloser und ein auch wohl nur im Süden des Reichs anerkannter König. Im Reich hatte er es schwer. In den zehn Jahren seiner Amtszeit ist es ihm trotz aller guten Eigenschaften und manch glücklich angewandter Energie nirgends gelungen, sich durchzusetzen oder das Land zu befrieden. Es kam sogar so weit, daß die Fürsten, die ihn gewählt hatten, sich gegen ihn zusammenschlossen.

So stand er immer mit leeren Händen da. Als König befand er sich ständig in klammer Situation, da eine königliche Hofhaltung aus den Einnahmen der kleinen Pfalz kaum finanziert werden konnte. Dies trug Ruprecht den Beinamen „Clem“ ein.

Aber in Heidelberg und in der Pfalz ist er unvergessen. Verheiratet war er mit Elisabeth, geborene von Hohenzollern-Nürnberg. Am 18. Mai 1410 ist er auf der Burg Landskron bei Oppenheim gestorben. Umgeben von vielen Getreuen wurde er nach Heidelberg überführt und in der Heiliggeistkirche beigesetzt. Seine Ehefrau starb kurz darauf (26. 6. 1411) und wurde gleichfalls im Grabe ihres Ehemannes beigesetzt. Das wunderschöne Grabmal, das bei der Zerstörung von Heidelberg durch die Franzosen (1689 u. 1693) erhalten blieb, ist noch heute in der Heiliggeistkirche zu sehen.

Kurfürst Ludwig III.

Nachdem König Ruprecht im Jahre 1410 gestorben und in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg beigesetzt worden war, wurde der älteste Sohn des Königs, nämlich Ludwig III.

(1410—1436) sein Nachfolger. Wegen seines roten Bartes oder vielleicht wegen seiner roten Rüstung nannte man ihn „den Roten“. Er war in erster Ehe mit Blanca von England und in zweiter Ehe mit Mechtild von Savoyen verheiratet gewesen.

In getreuer Nachfolge seines Vaters brachte er am 27. Juni 1413 die Errichtung des Heiligen-Geist-Stiftes zum Abschluß. Nach der Fertigstellung des Chors der Heiliggeistkirche, dessen Bau sein Vater begonnen hatte, begann er mit dem Abbruch des alten Langhauses und dessen Neubau. Die Literatur berichtet, daß während seiner Regierungszeit der Grundstock zur berühmten „Bibliotheca Palatina“ — heute im Vatikan — durch eine Schenkung Wilhelm Tenstals von Denver im Jahre 1419 gelegt worden sei. Später kamen weitere Schenkungen, wie die Bibliothek Ottheinrichs, der Fuggers u. Andere, hinzu. Die Bibliothek beeinflusste entscheidend den Bau des Langhauses. Jedem Besucher der Kirche dürfte das Ungewöhnliche auffallen, daß das Mittelschiff schmaler ist als die beiden Seitenschiffe. Auf den beiden hoch oben befindlichen Emporen waren bis zum Dreißigjährigen Krieg die vielen Bücher der Bibliothek untergebracht. Diese lagen offen auf Lesepulten, an die sie mit Ketten befestigt waren und daher an Ort und Stelle benutzt werden mußten. Die Emporen bildeten also gleichsam den Lesesaal der Hochschule. Das Buch war in dieser Zeit noch wesentlich dem Priester vorbehalten und sein Inhalt kam dem Laien nur indirekt zugute, er „las“ dafür die Bilder. Wie der Chronist weiter berichtet, war die Heiliggeistkirche, solange die Bildaltäre (9 bis 10) vorhanden waren, ein wahres Gesamtkunstwerk, denn Bilder und Bücherwelt vom gleichen Raum umschlossen, gab es sonst nirgends. Das kostbarste Gut, nämlich der Kirchenschatz — er war eine pfalzgräfliche Schenkung — wurde am 23. Oktober 1411 in feierlicher Prozession vom Schloß herab in den vollendeten Chor der Heiliggeistkirche überführt und dort auf dem Hauptaltar deponiert. Der Kirchenschatz be-

stand aus einer Fülle von in Gold und Silber gefaßter und mit Perlen und Edelsteinen besetzter Reliquien. Daneben gab es einen Splitter vom Kreuz und ein Stück vom Mantel Christi; ferner waren Heiligenfiguren und kleine Diptychen (= zweiflügelige Altarbilder) vorhanden.

Leider hat die Reformation mit ihren Folgen vor den Kunstschätzen der Heiliggeistkirche nicht haltgemacht. Der eben lutherisch gewordene kunstsinnige Kurfürst Ottheinrich ließ aus der Heiliggeistkirche die Bilder herausreißen, zerschlagen und verbrennen. Er war bei der Wegführung der Bilder sogar selbst anwesend, um einer etwaigen Regung der Volksfrömmigkeit durch seine Anwesenheit zu begegnen. Da er eine Aufzeichnung über die von ihm vernichteten Bilder nicht hinterlassen hat, fehlt uns jede Nachricht um welche Bilder es sich gehandelt hat, insbesondere über die vielen und reichen Altäre in der Kirche. Auch wissen wir leider nicht, welche Bilder, welche Maler hier gegenwärtig waren; nur soviel wissen wir, daß eine reiche Fülle von Kunstgegenständen vorhanden war.

Dieser unersetzliche Kunstverlust steht in keinem Verhältnis zu der späteren Verschleppung der Bibliotheca Palatina nach Rom; hier wurde nichts zerstört, sondern nur entwendet und vor Schlimmerem bewahrt. Später kam noch im Jahre 1693 die Zerstörung der Grabmäler und die Plünderung der Gräfte in der Kirche durch die Franzosen hinzu.

Heute steht die Heiliggeistkirche als herrlicher Bau vor uns aber mit leerem Raum.

Die Pfalz war durch die Wahl Ruprechts III. zum Deutschen König ein wichtiges Element der Reichspolitik geworden. Dadurch genoß der König-Sohn Ludwig III. großes Ansehen. Er konnte daher sich in allen wichtigen Angelegenheiten geltend machen und in hochpolitische Entscheidungen eingreifen. So gelang es ihm u. a. die Wahl Sigismund zum Deutschen Kaiser durchzusetzen. Die Literatur berichtet, daß Sigismund, als er

zum erstenmal im Herbst 1414 nach Deutschland kam, bei Kurfürst Ludwig auf dem Heidelberger Schloß zu Gast war. Beide fuhren anschließend zur Krönung nach Aachen.

Die vorstehenden Ausführungen über Kurfürst Ludwig wären unvollständig, wollte man die Ereignisse, die sich in Konstanz während des Konzils (5. Nov. 1414 bis 22. April 1418) abgespielt haben und in die der Kurfürst tragischerweise in seiner Eigenschaft als Oberster Richter des Reiches mit hineingezogen wurde, nicht erwähnen.

Die Geschichte berichtet, daß die Kirche zu Beginn des 15. Jahrhunderts drei Päpste hatte, somit ein sog. Schisma herrschte. Deshalb war die Anberaumung eines Konzils erforderlich geworden, um hier den Falschen von dem Richtigen zu scheiden und die kirchliche Spaltung zu beseitigen. Hierzu trafen sich geistliche und weltliche Fürsten in Konstanz, dem Ort des Konzils.

Der zum Protektor der Kirchenversammlung bestellte Kurfürst Ludwig III. war mit einem machtvollen Zug nach Konstanz gekommen, begleitet von seinen Brüdern Stephan und Otto sowie mit 400 Reitern.

Der zu diesem Konzil erschienene Papst Johannes XXIII. mußte sich im Februar 1415 formell zum Rücktritt bequemen. Als er jedoch hörte, daß Papst Gregor zurückgetreten war, reute ihn sein Nachgeben; er floh aus Konstanz und widerrief damit alles, was er versprochen hatte. Bald darauf wurde er gefangen genommen und nach Radolfzell verbracht, wo ihn Burggraf Friedrich von Nürnberg zu bewachen hatte. Nachdem Johannes durch förmlichen Beschluß des Konzils abgesetzt wurde, kam er nach Gottlieben (heute zur Schweiz gehörend), wo sich das am Rhein gelegene Schloß des Bischofs von Konstanz befand und wo dieser das Korrekthaus für seine straffällig gewordenen Priester hatte und in welchem vor kurzem auch Johannes Hus — wir hören gleich von ihm — geweiht hatte.

Sigismund übergab den ehemaligen Papst dem Kurfürsten, da dieser durch seine Abneigung gegen den Grafen Balthasar Cossa, wie Johannes mit seinem bürgerlichen Namen hieß, bekannt war und man daher eine Freilassung am wenigsten zu befürchten hatte.

Der Kurfürst ließ den Gefangenen auf sein Schloß in Heidelberg bringen und später nach Mannheim auf die alte Burg Rheinhau- sen. Die Verhandlungen über seine Freilas- sung freilich zogen sich bis April 1419 hin.

Zu den Aufgaben Ludwigs gehörte es auch, das Urteil am Prager Professor Johannes Hus zu vollstrecken. Dieser hatte von König Sigismund die Zusicherung freien Geleites und ungekränkter Rückkehr erhalten. Nur deshalb war auch Hus an den Bodensee ge- kommen. Diese Zusicherung wurde nicht eingehalten, man war der Meinung, daß ein- em Ketzer nicht Wort gehalten werden brauche. Hus wurde vom Konzil am 6. Juli 1415 im Dom zu Konstanz als „Ketzer“ zum Feuertod verurteilt. Die Vollstreckung des Urteils hatte noch am gleichen Tag Ludwig als Reichsrichter zu leiten. Er übergab Hus dem Stadtmagistrat von Konstanz mit den Worten: „Nehmet hin den Johann Hus, der nach unsers allergnädigsten Herrn des römi- schen Königs Urteil und unserm eignen Befehl als Ketzer verbrannt werden soll.“ Der Kurfürst führte Hus selbst zur Richtstätte „auf dem Brühl“, eine ziemlich kahle Wiese auf dem Weg nach Gottlieben, wo er dann auf einem Schemel an einem Pfahl mit nas- sen Stricken und einer rostigen Eisenkette festgebunden wurde. Nachdem er nochmals zum Widerruf seiner Lehre aufgefordert wurde, Hus jedoch mit einer Rede begann, gab der Kurfürst das Zeichen zum Anbren- nen des Holzstoßes.

Am 16. Mai 1416 wurde auch der von der Universität Prag vertriebene Hieronymus von Prag, der Hus zu Hilfe eilen und ihn verteidigen wollte, verbrannt.

Die späteren Pfalzgrafen haben, reformiert geworden, in dem Verhalten ihrer Ahnen zu

den Husiten eine schwere Schuld gesehen, so daß Kurfürst Ottheinrich, der kinderlos blieb, das Erlöschen seines Stammes als „Strafe Gottes“ betrachtete. Die einstigen Ketzer Hus und Hieronymus sind noch im 16. Jahrhundert zu heiligen Zeugen der Wahrheit und Vorläufer Luthers geworden. Die Verbrennung von Johann Hus rief in Böhmen eine tiefgreifende Bewegung hervor, die den furchtbaren Husitenkrieg herauf- führte.

Sechs Jahre vor seinem Tode stiftete Ludwig zu Ehren der Jungfrau Maria und zu Ehren des Märtyrers St. Laurentius im Stadtteil Schlierbach beim Aussätzigenospital, dem sog. Gutleuthof die St. Laurentiuskapelle. Als Sühne?

Am 30. Dezember 1436 verstarb er gelähmt und erblindet und wurde in der Heiliggeist- kirche neben seiner zweiten Gemahlin Mechthild von Savoyen beigesetzt.

Literatur

- Die Pfalz am Rhein von Rudolf Haas 1967
M. Merian Topographia Palatinatus Rheni, Frank- furt 1645
Heidelbergs Kirchen und Kirchengeschichte von Karl Spitzer 1931
Heidelberg und Umgebung von Karl Pfaff 1910
Mein Heidelberg von Wilhelm Zählinger 1922
Heidelberg, Schicksal und Geist von Richard Benz 1975
Beschreibung des Heidelberger Schlosses von Jo- hann Metzger 1829
Führer für Fremde durch die Ruinen des Heidel- berger Schlosses, Prof. Dr. Leger 1860

Bildnachweise

M. Merian Topographia Palatinatus Rheni, Bild 12
Kupferstich von Jost Amman, Bild 1, 6, 11, 15
Stadtarchiv Neustadt/W., Bild 2, 3
Ernst Günther Seltzer, Neustadt, Bild 4
Verfasser, Bild 7, 8, 9, 10, 13, 14

Nachtrag zu Literatur:

Jan Hus von Richard Friedenthal 1984
Die Wittelsbacher von Adalbert Prinz von Bayern 1979
Heidelberg von Günter Heinemann, 1983

Liselotte und die Kirschen in Nachbars Garten

und andere Anekdoten

Wenn man die Hauptstraße in östlicher Richtung geht, so kommt man, bevor es rechts zum Friesenberg hoch geht, an einem Haus vorbei, dem eine mit einem graziösen Eisengitter versehene Treppe vorgelagert ist. Es ist das „Haus Buhl“. Dieses Haus wurde im Jahre 1880 von dem Prof. Heinrich Buhl erworben und gehört heute der Universität Heidelberg.

Vor dem großen Stadtbrand (1693) stand an dieser Stelle ein noch größeres Haus, das dem Hofmarschall und Faut (= Vogt) Johann Friedrich von Landas gehörte, der es nach dem 30jährigen Krieg erworben hat. In der Stadtchronik wird dieses Haus als der „Landassche Hof“ bezeichnet. Daneben befand sich bergwärts eine Ziegelei und das Gebiet des heutigen Friesenbergs trug die Bezeichnung „Ziegelried“. Hinter dem Landaschen Hof war ein großer mit Obstbäumen bepflanzter Garten, der bis zum Schloß hinaufreichte und in dem die junge Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (Liselotte) ihren Briefen zufolge sich an Kirschen zu laben pflegte. In dem Brief an die Raugräfin Louise von der Pfalz vom 16. Nov. 1719 schreibt sie u.a.:

„Wo daß ober thor ist, weiß ich woll, den ich habe gar oft (den Weg) in deß herrn ober-amptman von Heydelberg, deß herrn von Landaß, hauß (gemacht), so geraht unter dem thiergarten war; oft deß morgendts umb 4 bin ich nunder gangen durch den burgweg undt habe (mich) dort voller kirschen gefreßen, daß ich nicht mehr gehen kundt; den sie seindt unvergleichlich besser in deß Landaß garten, alß in keinem ort in Heydelberg.“

Nach dem Stadtbrand erbauten die Jesuiten auf dem Grundstück, das jetzt ein leerer Platz war, ein Spital und daneben der Kirchenrat von Lünenschloß ein neues Wohnhaus, das 1752 von der reformierten Gemeinde zur Errichtung eines städtischen Spitals angekauft, aber schon 1763 wieder an den Baron von Helmstatt verkauft wurde. Um das Jahr 1800 gelangte das Haus in den Besitz der Familie Leonhard aus Neckargemünd und endlich, wie oben angeführt, in das Eigentum des Prof. Heinrich Buhl.

Von der Liselotte, die von ihrem Vater ihres lebhaften Wesens wegen den Beinamen „Rauschenblattenknecht“ erhalten hat, ist

uns die nachfolgende wahre Anekdote erhalten geblieben, die Liselotte selbst in ihrem Brief vom 6. 5. 1700 an die Kurfürstin Sophie schildert. In dem Brief schreibt sie, daß sie ihre Hofmeisterin, die gute Jungfer Kolbe, oft in ihren jungen Jahren mit Essen des Nachts betrogen hat. Die Kolbe hatte ihr nämlich verboten, nachts in die Kammer der Jungfern zu gehen. Eines Tages hatte man eine Tür in ihrem Zimmer verändert; Liselotte und die Kolbe mußten daher in einem Zimmer schlafen. Eines Abends wollte Liselotte absolut nicht ins Bett gehen. Dies machte die Hofmeisterin stutzig und sie frug Liselotte nach dem Grund. Liselotte sagte, daß sie noch nicht schlafen könne und die Sterne noch ein wenig vom Fenster aus betrachten wolle. Doch lassen wir die Liselotte selbst weiter erzählen: Ich versprach, nicht über die Schwelle zu kommen, sie sollte doch zu Bett gehen, sie jammere mich, sie sollte den Vorhang aufmachen, so könnte sie mich ja sehen. Das tat sie. Sobald sie im Bett war, machten die Jungfern ihre Tür auf und setzten einen Teller mit Specksalat auf die Schwelle. Ich tat, als ob mein Schnupftuch hingefallen wäre, hob damit den Teller auf und ging stracks an's Fenster. Kaum hatte ich drei gute Mäuler voll geschluckt, so schießt man auf einmal das Geschütz los, welches auf dem Altan vor meinem Fenster stand, denn es war ein Brand in der Stadt angegangen. Die Kolbe, so das Feuer unerhört fürchtete, springt aus dem Bett; ich, aus Furcht ertappt zu werden, werfe meine Serviette mitsamt dem silbernen Teller mit Salat zum Fenster hinaus, hatte also nichts mehr, das Maul abzuwischen. Da höre ich jemand die hölzerne Stiege heraufgehen; das war der Kurfürst, mein seliger Papa, der kam in meine Kammer, um zu sehen, wo der Brand wäre. Wie er mich so mit dem fetten Maul und Kinn sah, fing er an: „Sacrement, Liselotte, ich glaub, Ihr schmiert Euch etwas auf's Gesicht!“ Ich sagte: „Es ist nur Mundpomade, die ich wegen der aufgesprungenen Lippen geschmiert habe.“ Papa sagte: „Ihr

seid schmutzig.“ Da kam mir das Lachen an; Papa und alle, die bei ihm waren, meinten ich wäre närrisch geworden. Die Raugräfin kam auch herauf und ging durch meiner Jungfern Kammer, kam daher und sagte: „Ach! wie riecht es in der Jungfern Kammer nach Specksalat!“ Da merkte der Kurfürst den Possen und sagte: „Das ist also Eure Mundpomade, Liselotte!“ Als ich sah, daß der Kurfürst in guter Laune war, gestand ich die Sache und erzählte den ganzen Handel, wie ich die Hofmeisterin betrogen hätte. Der Kurfürst lachte nur d'rüber, aber die Kolbe hat mir's lange nicht verziehen.

Liselotte gedachte noch in späteren Jahren der schönen Märchen, die man ihr während ihrer glücklichen Jugendzeit erzählt hat. Sie schreibt in einem ihrer Briefe: „Nicht allein das Märchen vom Däumling weiß ich noch, sondern noch wohl ein Dutzend von denen, so man mir damals erzählt hat. Ich höre noch wie ein Kind von Herzen gern die Märchen von Zauberei, las neulich noch ein Buch von Rübezahl, das hat mich recht ergötzt.“ In einem anderen Briefe späterer Zeit schreibt sie der Tante: „Ich erinnere mich noch, wie man Pflingsten die Schloßkirche zu Hannover mit Maien und Blumen zierte, und wurde ich brav gefilzt, daß ich nicht lassen konnte, mit den Fingerhuthsblumen während der Predigt zu klacken.“ Die schönen, zu Hannover erlebten Weihnachtsfeste sind ihr noch spät in lieber Erinnerung. „Ich erinnere mich noch gar wohl“, schreibt sie 1714 an die Kurfürstin Sophie, „welch eine herzliche Freude es mir war, wenn man mir zu Hannover ein Christkindchen gab, und wie bang ich vor den Schülern war, wenn sie mit dem Stern kamen. Aber was mich merken machte, daß es ein Spiel war, das war, daß Sanct Petrus, der mich dahin führen sollte, wo das Christkindchen beschert, mir die Hand bot ohne Handschuhe und war grindig, und ich konnte mir nicht wohl einbilden, daß man im Paradies grindig ist. Ich konnte nicht lassen, darüber zu lachen. Die gute Frau von Harling sagte aber gleich zu mir: ‚sobald das

Christkindel nicht geglaubt wird, beschert es nichts mehr, und seitdem habe ich es nicht mehr zu sehen bekommen.“

Im Alter erinnert sie sich noch gerne der schönen Erdbeeren, die sie im Ketscher Wald und in dem kleinen Wäldchen zwischen Schwetzingen und Heidelberg gegessen hat, „aber“, schreibt sie, „am Berge zu Heidelberg sind die besten“. In fröhlicher Erinnerung gedenkt sie des Grabens im Schloßgarten, wo sie zu fischen gepflegt. „Wo ist das artige kleine Bächelchen hingekommen“, fragt sie einmal, „so durch den Garten floß und bei welchem ich so oft auf einem umgeworfenen Weidenbaum gesessen und gelesen, die Bauersleute von Schwetzingen und Offtersheim um mich herum und plauderten mit mir; das divertierte (= ergötzte) mich mehr als jetzt die Duchessen im Cercle.“ Und am 21. April 1709 schreibt sie von Versailles aus nach Hannover: „Es ist hier das schönste Wetter von der Welt. Gestern Abend hörte ich an einem Fenster die Nachtigallen singen bis um halb eins, hatte alle

Fenster auf, es ging nicht ein Lüftchen. Alles ist nun grün und ein lieblicher Frühling mit schönem Wetter eingezogen. Da fällt mir ein, was ich in meiner Jugend zu Heidelberg in einer Komödie, so mein seliger Bruder gespielt, gehört habe: ‚O Frühling, des Jahres Jugend, schöne Mutter der Blumen, der grünen Kräuter und der neuen Liebe, du kommst zwar wieder, aber mit dir kommt nicht wieder der schöne und fröhliche Lenz meiner Jugend!‘“ Je älter sie ward, desto lebendiger wurden solche Erinnerungen in ihr wach, desto lebhafter ward sie von solchem Heimweh ergriffen. Noch kurz vor ihrem Tode schreibt sie der Raugräfin Luise voll Freude: „In der Gallerie ist Heidelberg hier auch gemalt, aber nur das Schloß und der Garten; besehe oft, wo ich oft gekegelt und zu Nacht gegessen, das erpreßt mir manchen Seufzer, will nicht davon reden, es ist zu traurig.“

Arme Liselotte, du bist hier in Heidelberg unvergessen!

Ein Tag in der ehemaligen Heidelberger Neckarschule

Ludwig Merz, Heidelberg

Am 12. Oktober 1583 starb Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz. Sein Bruder Johann Casimir übernahm die Vormundschaft für den noch unmündigen Sohn des Verstorbenen, Friedrich. Gleichzeitig wurde er jetzt Administrator der Kurpfalz. Die Person Johann Casimirs ist von großer Bedeutung für die Heidelberger Neckarschule. Er war ihr großzügiger Förderer und kann als ihr Erneuerer gelten. Über diese Neckarschule, ihre Bedeutung und ihre Schicksale soll in der folgenden Abhandlung berichtet werden.

Kommt man vom jenseitigen Neckarufer Heidelbergs über die Alte Brücke durch das Brückentor, so bemerkt man links vom östlichen Brückenturm an einem Haus eine Tafel mit folgender Inschrift:

Der Reformirten Klein Stipendiaten-Hauß,
die Neckarschul genandt.

Reaedificat: Anno 1706. Conrad Wilhelm Mack, der Zeit Schaffener.

Welche Bewandnis hat es nun mit der besagten Neckarschule, die einmal hier ihren Platz hatte? Diese Schule zählt mit zu den ältesten Stadtschulen jener Zeit. Wann sie als Stiftung ins Leben gerufen worden ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Wir wissen lediglich aus einem historischen Beleg, daß um 1450 in Heidelberg schon eine städtische Schule bestand. In all den folgenden Zeiten erlebte die Neckarschule Jahre des Aufstiegs und des Niedergangs, und schließlich den Tag der Auflösung „weil nicht mehr zeitgemäß“. Bereits auf den Abbildungen der Stadt Heidelberg von Sebastian Münster und von Matthaeus Merian (1550 u. 1620) ist das Gebäude der Neckarschule östlich vom Brück-

entor über dem Tränkter zu sehen. Dieses Ufertor zur Viehtränke und Pferdeschwemme führt durch den massiven Unterbau des Gebäudes. Nachdem der Oberbau im Pfälzisch-Orléansschen Erbfolgekrieg 1693 niederbrannte, wurde im Jahre 1706 das heutige Gebäude errichtet, das mehrere Umbauten erlebte. Im Jahre 1805 nach der Auflösung der Neckarschule erwarb der Buchdrucker Gutmann das Haus. Hier wohnte auch der Universitätszeichenlehrer Friedrich Rottmann, der Vater des bekannten Malers Karl Rottmann.

Aufgabe und Inhalt der Schule

Sinn und Zweck der Schule sind im § 1 der „Gesetze für die Alumnus der Neckarschule“ dargelegt, erlassen vom Administrator Pfalzgraf Johann Casimir 1587. Der Paragraph besagt: Die Schule soll die Jugend in allerhand guten Künsten, in Zucht und Weisheit unterrichten, damit solche mit der Zeit dem geistlichen und weltlichen Stand gut vorstehen können, der Kirche und dem gemeinsamen Vaterland von heilsamem und frommem Nutzen sein mögen, und dies alles Gott zu Ehren, den Untertanen und schließlich ihnen selbst und der Wissenschaft zum Heile.

Um die Bedeutung und Schwere der Aufgabe zu erkennen, die der Heidelberger Neckarschule damit gestellt worden ist, muß man sich die Gepflogenheiten des damaligen Scholarentums vergegenwärtigen.

Schon im 13. Jahrhundert versuchte man durch Verordnungen, sogar durch den Bann dem abenteuerlichen Umherwandern der stu-

dierenden Jugend von Schule zu Schule zu steuern — meistens ohne Erfolg. Die älteren Schüler, die Scholaren, hatten jüngere Knaben, „Schützen“ genannt, bei sich, die mit ihnen zogen. Diese sollten eigentlich dem Schutze der Großen empfohlen sein, daher ihre Bezeichnung „Schützen“. Die Wirklichkeit sah jedoch so aus, daß nämlich die Schützlinge den Scholaren zudiensten sein mußten, zu betteln oder gar zu stehlen hatten. Schutz wurde ihnen meistens nur da gewährt, wo die Fäuste notwendig waren. Manche Jugendjahre vergingen so unter ziellosem Umherstreifen von Schule zu Schule. Vom Leben dieser fahrenden Schüler ist eine Beschreibung von Thomas Platter überliefert. Er ging allerdings wie auch viele andere nicht unter. Als armer Hirtenbub aus dem Wallis zog er aus, wurde später Buchdrucker, studierte und erhielt zum Schluß das Amt des Rektors an einer Schule der Stadt Basel.

In der Kurfürstlich-pfälzischen Almosenordnung von 1600 wird verlangt, daß man sich der herumziehenden Schüler annehmen soll, ob es nun einheimische oder fremde Kinder sind. Denn unter dem Schein der Schule gehen sie betteln um Geld und Brot. Das erstere vergeuden sie in schlechter Gesellschaft und das Brot verkaufen sie an diejenigen, die Schweine züchten. Leider sollte auch „... das Singen hierfür in den Gassen — in welcher Unordnung dann die Bösen sich verbergen und mitlaufen — allenthalben abgeschafft werden“. Über die Unterkunft solcher fahrenden Schüler wird angeordnet: Wer auf dem Lande einen solchen Jungen aufnimmt, dem soll Steuererleichterung gewährt werden. Um die Erziehung und Bildung des Jungen haben sich der Schulmeister und der Almosenpfleger zu kümmern. Weiter heißt es: „Die Untüchtigen aber und die nicht mit rechten Sachen umgehen, sollen zeitlich ab- und fortgeschafft werden.“ Auch sollen benachbarte Gemeinden vor solchen Taugenichtsen bewahrt werden, unter der „bezeugenden Vorlage eines Protokolles.“

Die Neckarschule in Heidelberg hatte die Aufgabe übernommen, solche fahrenden Schüler mitsamt ihren Schützen aufzunehmen und ihnen während der Zeit des Lernens ein ständiges Heim und ein geregeltes Studium zu ermöglichen. Von begüterten Eltern wurde Schulgeld verlangt, während die Söhne von Bedürftigen freigehalten wurden. Der Rat der Stadt hatte das Recht, zehn Heidelberger Bürgersöhne zur Aufnahme in die Stiftung vorzuschlagen. Der Unterhalt der Neckarschule wurde aus Mitteln bestritten, die die Stadtverwaltung und die kurfürstliche Kasse der Anstalt zukommen ließen. Anlässlich seines Geburtstages gab der Kurfürst der Schule jährlich so viel Gulden, als er selbst an Jahren zählte. Nicht geringe Zuwendungen erhielt die Neckarschule durch die sogenannte „Gottespfennigbüchse“. Diese stand auf dem Rathaus, und bei allen Käufen und Verkäufen von Häusern mußte eine bestimmte Abgabe in die Büchse gelegt werden. Für einen Teil der Einkünfte sorgten die Neckarschüler selbst. Es waren die Gaben, die sie beim öffentlichen Singen auf den Straßen und noch obendrein bei Feierlichkeiten oder Beerdigungen erhielten. Ein wichtiger Faktor in der Bewirtschaftung der Neckarschule war das Essen für die stets hungrigen „Nicrier“. Die Köchin bekam dafür ganz bestimmte Instruktionen — auch für ihre eigene Person. Sie mußte „in ihren Ausführungen ehrbar“, „in ihren Reden züchtig“, „im Leben mäßig“ sein. Sie durfte nicht „durch unehrbare Sitten“, „durch Fressen und Saufen“ der „zarten Jugend ein böses Exempel geben“. Ganz eindringlich wurde ihr auferlegt, nach Beendigung der Mahlzeit und nach dem Wegräumen der Geschirre alle Vorräte gut wegzuschließen und den Schlüssel stets bei sich zu tragen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch zeitweilig Mißstände in der Bewirtschaftung der Schule auftraten, sowohl auf dem Sektor der Verwaltung als auch der Versorgung. Aus dem Jahre 1764 liegt eine Beschwerde der Neckarschüler vor, die folgendes beanstandet:



Neckarschule

Das Brot ist derartig mit Gerstenmehl durchsetzt, daß es im Halse kratzt. Außerdem ist es so ausgetrocknet, daß es kaum zu beißen ist. — Wird Hammelfleisch gereicht, ist die Portion so klein, daß man ohne viele Zutaten nicht satt werden kann. — Die „Mehlknöpfe“ sind so schlecht zubereitet, daß sie „... wie ein Stein ohnverdaulich im Magen liegen.“ — Ein unverzügliches „Speisereglement“ sollte Abhilfe schaffen.

Ein Tag in der Neckarschule

Im Folgenden wird der Verlauf eines Tages in der Neckarschule geschildert, wie er sich vor etwa 400 Jahren abgespielt haben könnte. Der Tag begann für die Neckarschüler im Sommer um fünf Uhr und im Winter und darüber hinaus bis Ostern um sechs Uhr.

Das Wecken besorgten ältere Schüler abwechselnd jeder eine Woche lang. Der



Neckarschule, Gedenktafel

„Wecker“ ging mit einem großen Schlüssel klopfend von Tür zu Tür. Bald darauf ertönte die Glocke zum Morgengebet. Nach dem Waschen und Anziehen begab man sich in den Gemeinschaftsraum, in die sogenannte Conventsstube. Dort waren bereits von den dazu eingeteilten älteren Schülern die Lichter angezündet worden. Jüngere Schüler durften nämlich aus Gründen der Sicherheit nicht mit der Beleuchtung umgehen. Ein jeder begab sich auf seinen ganz bestimmten Platz. Die Sitzplätze waren so verteilt, daß die jeweiligen „Stimmen“ zum vierstimmigen Singen des Morgenpsalms beisamensaßen.

Für die jüngeren Schüler wurde der Elementarunterricht im Hause selbst erteilt. Er bestand aus Lesen, Schreiben und Rechnen, nicht zuletzt aus Gesang. Auf diesen wurde großer Wert gelegt, weshalb der Unterricht

von einem erfahrenen „Musikus“ gegeben wurde. Den Elementarunterricht erteilten im allgemeinen hierfür geeignete ältere Schüler, die Scholaren.

Ihnen waren auch sonst die Kleinen zum Schutze anvertraut. Sie lernten das ABC und hießen deshalb — wie auch heute noch — „ABC-Schützen“. Die älteren Schüler gingen in die Lateinschule in den Gebäuden der Hohen Schule. In der Anfangszeit der Neckarschule wurde in deren Räumen der Unterricht für alle Schüler erteilt. Später genügten diese Unterweisungen nicht mehr für die Anforderungen der Hohen Schule. Unter Kurfürst Ott Heinrich wurde die Neckarschule mit dem Pädagogium vereinigt. Die Stiftung hörte damit auf Unterrichtsanstalt zu sein und war nur noch Internat. Das von Kurfürst Friedrich II. 1546 gegründete Pädagogium

ist der Vorläufer des heutigen Kurfürst-Friedrich-Gymnasiums in Heidelberg.

Nach Beendigung des Unterrichts außerhalb der Neckarschule hatten die Schüler unverzüglich dorthin zurückzukehren und wie es in der Hausordnung heißt: „... mit Nichten auf dem Markt bei dem Obst und Kirschen oder bei den Beckern, Krämern sich befinden zu lassen, dem Naschen und anderem nachzulaufen, noch auch sonst in der Stadt herumzuspazieren.“ Zu Hause mußten noch vor dem Mittagessen die Betten gemacht werden, die bis dahin zum Auslüften ausgebreitet waren. Beim Bettmachen sollten immer ältere Schüler den jüngeren behilflich sein. Dafür hatten diese dann die Pflicht, die Stube zu kehren.

Zum Mittagessen läutete die Glocke und man begab sich geschlossen zu Tisch. Eine jede Mahlzeit begann mit dem Tischgebet, dann wurde aufgetragen. Zuerst wurde eine kräftige Suppe ausgeteilt. Anfänglich gab es in der Neckarschule Fleisch nur an Weihnachten, Neujahr, Fasnacht, dann noch am ersten Ostertag, an Himmelfahrt und an Pfingsten. Die Verteilung der Speisen auf die ganze Woche und die Zuteilung für jeden einzelnen war genau geregelt. Die Älteren durften bei Tisch sich halblaut nur der lateinischen Sprache bedienen, die Kleinen hatten zu schweigen.

Bei aller Zucht und Ordnung, die die Obrigkeit in der Heidelberger Neckarschule durch Verordnungen und Strafen aufrecht zu erhalten gedachte, kam es immer wieder zu unliebsamen Vorgängen. Wenn man die vom Administrator Pfalzgraf Johann Casimir zu Weihnachten 1587 herausgegebenen „Gesetze für die Alumni der Neckarschule“ liest, ist man erstaunt. Was ist in den 43 Paragraphen alles nicht erlaubt? — Verboten war das Würfelspiel, das Lesen „verderblicher Bücher“ und das Singen von Gassenhauern. Weder Waffen noch — man höre — Nachschlüssel durften in die Kammern gebracht werden. Das Tragen von modischen Kleidern und modischem Haarschnitt galt als un-



Neckarschüler, Mitte 16. Jahrhundert

moralisch. Der Besuch von Wirtshäusern und gar das Kartenspielen in selbigen mit Soldaten war jugendgefährdend. Mit älteren Verwandten, Freunden und Bekannten durfte man, die Genehmigung des Inspektors vorausgesetzt, Gastwirtschaften besuchen. Für den allgemeinen Ausgang, der nur am Mittwoch und am Samstag stattfand, war folgendes zu beachten: Im Sommer durfte man nicht im Neckar baden, im Herbst war es bei Strafe verboten in die Obst- und Weingärten einzusteigen, und im Winter durfte man nicht auf dem Eis „glennen“ oder Schneebällen werfen. Schüler z. B., die einmal versucht hatten durch das Kammerfenster mit Schneebällen auf Vorübergehende zu werfen, bekamen das Fenster einfach zugenagelt. Außer dem Unterricht hatten die Neckarschüler vor 400 Jahren noch eine ganze An-

zahl von anderen Verpflichtungen. Einen großen Zeitraum nahm dabei das öffentliche Singen ein. Gesungen wurde u. a. beim Geburtstag des Kurfürsten und bei Feierlichkeiten in der Schloßkapelle, bei Ehrungen und bei festlichen Empfängen. Eine weitere Verpflichtung der Neckarschüler war das „Um-singen“, die sogenannte Kurrende, in den Straßen und vor den Häusern. Schließlich dienten ja die Gaben der Bürger zum Unterhalt der Schule. Gustav Freytag bemerkt zu dieser Sitte in seinem Werk „Bilder aus der deutschen Vergangenheit: „In einem großen Teil Deutschlands bestand der Brauch, daß die Knaben, welche die Unterstützung der Anstalt genossen, unter Anführung eines Lehrers als Kurrendeschüler singen mußten. Wenn sie in ihren blauen Mäntelchen . . . daherkamen, so war das ein arges Versäumnis, welches die Schulzucht sehr störte.“ Der Heidelberger Kirchenrat hatte vergeblich versucht die Belastung der Schüler durch das öffentliche Singen bei jeder Gelegenheit zu verringern. Martin Luther dagegen lobt die Kurrendesinger, wenn er sagt: „Darum verachtet mich nicht die Gesellen, die von Tür zu Tür panem propter Deum sagen, (das heißt Brot um Gottes Willen) und den Brotreigen singen. Ich bin auch ein solcher Parketenhengst gewesen und hab' Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach meiner lieben Stadt.“

Einzelne schreibgewandte Schüler mußten schriftliche Arbeiten für den kurpfälzischen Kirchenrat ausführen, und zwar unentgeltlich. Es wurde jedoch der Wunsch nach einer „angemessenen Vergütung“ laut mit der Begründung: „. . . weil zu öftern geschieht, daß die Neckarschüler die halbe, ja die ganze Nacht dazu anwenden.“ Das Ergebnis war folgendes: „Also ist im Kirchenrat uff ihr Anhalten gut gefunden worden, daß ihnen der Oekonom etwa 1 oder 2 Maß Wein und for ein paar Batzen Brodt for ihre Bemühungen zur Ergötzlichkeit reichen lassen soll.“ Mancher Neckarschüler konnte bei dieser „Nebenbeschäftigung“ seine Begabung zeigen

und erfuhr dadurch eine gewisse Förderung. Das zeigte sich insbesondere beim Singen. Pfalzgraf Johann Casimir war ein Förderer der Kurrende. Er ließ oftmals singbegabte Schüler von seinem eigenen Hofmusikern weiterbilden.

Der Tag in der Heidelberger Neckarschule wurde abgeschlossen mit dem Abendgebet und dem Abendgesang in der Heiliggeistkirche. Gegen sieben Uhr abends waren dann alle wieder in der Neckarschule zum Abendbrot beisammen. Es bestand — der Sonntag ausgenommen — aus einer Suppe, einem Stück Brot und abwechselnd einem Hirse-Gries-, Hafer- oder Gerstenbrei. Nach dem Abendbrot sprach man gemeinsam das Abendgebet, worauf die jüngeren Schüler zu Bett gingen. Es wurde dabei darauf geachtet, daß kein offenes Licht mit in die Kammer genommen wurde. Den älteren Schülern, den Scholaren war es erlaubt zum Studium in ihrer Kammer bis 10 Uhr Licht brennen zu lassen. Wenn ein Schüler erkrankte, so wurde er in das kurfürstliche Hospital gebracht. Für leichtere Erkrankungen war „. . . ein warmes Krankenstübel“ eingerichtet, das im Hause etwas abseits lag. Die Seuchen, die damals häufig auftraten, zwangen mehrmals die Neckarschule einen nicht betroffenen Ort aufzusuchen.

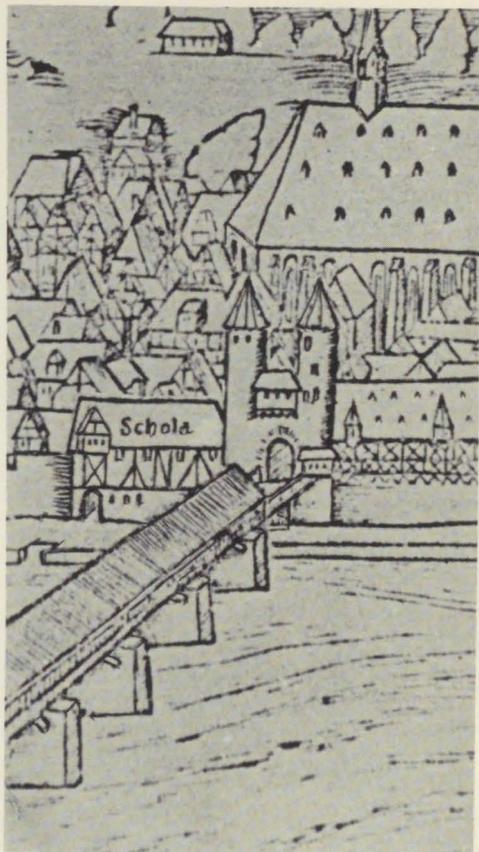
Verließ ein Schüler nach dem Abschluß die Schule, dann gab er feierlich sein „Mäntelchen“ zurück. Dieser Umhang war ein einheitliches Kleidungsstück für alle Neckarschüler. Die Schützen trugen ein blaues, die Scholaren ein schwarzes Mäntelchen. Auf dieses Merkmal der Neckarschüler bezieht sich der folgende pfälzische Uz-Vers.:

Studentel, Bloomäntel, laaf dapfa in d'Schul',
sonst kummt da Magista und haut mit da Rut'.

Derjenige Neckarschüler, der bereits das Mäntelchen mit der Tracht der Studenten vertauscht hatte, durfte trotzdem noch zwei Monate in der Schule wohnen. Hernach hatte er „. . . mit gebühlichem Abschied und

mit Dankbarkeit seine Stelle zu quittieren, um einem anderen nicht hinderlich zu sein.“ Johann Friedrich Hautz, der Verfasser der Geschichte der Neckarschule in Heidelberg schreibt 1849 u.a. „Viele ausgezeichnete Zöglinge gingen in den verschiedenen Zeiten aus der Neckarschule hervor und tief greift die Geschichte der Neckarschule beinahe in der ganzen Zeit ihrer Entwicklung in die Spezialgeschichte der alten Musenstadt Heidelberg ein.“ Johann Friedrich Hautz war Direktor des heutigen Kurfürst-Friedrich-Gymnasiums in Heidelberg, und zwar bis 1861. Angeregt durch das Gedankengut von 1848 betont er immer wieder die sozialpädagogische Seite der Neckarschule in Heidelberg. So ist z.B. aus seiner Schilderung zu entnehmen, daß mancher Neckarschüler aus einfachen Verhältnissen stammte und es mit Fleiß und Ausdauer zu etwas gebracht hatte. Als Beispiel bringt er einen Paul Buchlin, der sich später den Gelehrtennamen Paulus Fagius zugelegt hat. Er wurde von seinen Eltern mit elf Batzen Reisegeld von Rheinzaubern nach Heidelberg geschickt.

Nachdem Heidelberg badisch geworden war, hob Großherzog Karl Friedrich, der verdienstvolle Erneuerer des Bildungswesens und speziell der Universität, die Neckarschule 1805 auf. Sie war wohl nicht mehr zeitgemäß — Ihre Verdienste jedoch um Erziehung und Volksbildung sind hoch anzuerkennen.



Ausschnitt aus der Stadtansicht von Seb. Münster aus dem Jahr 1550

(Foto: Heinz Maas)

Literaturhinweis: Johann Friedrich Hautz, Geschichte der Neckarschule in Heidelberg, Heidelberg 1849



Die barocke Hochzeit von Mechanik und Musik

Zur Uhr in der Orgel von St. Peter im Schwarzwald

Johannes Werner, Elchesheim

*Ein leises Drehen begann in dem Kasten
— und dann perlte es darin, reizend,
leuchtend und geordnet wie die farbigen
Glasstückchen in einem Kaleidoskop, im-
mer wechselnd, immer neu und mit einer
entzückend altväterischen Grazie. (...)
Die Spieldose war ein wirkliches Kunst-
werk.*

Horst Wolfram Geißler,
Der liebe Augustin

Wohl jeder, der jemals die barocke Klosterkirche von St. Peter im Schwarzwald besuchte und besichtigte, hat dort auch die Uhr in der Orgel gesehen; doch sicher nicht jeder hat sich darüber so gewundert, wie es sich eigentlich gehörte.¹⁾ Es ist nämlich gar nicht einzusehen, welchen Zweck diese ja recht auffällige und aufwendige Einrichtung einmal gehabt haben soll. Für die Teilnehmer am Gottesdienst — ob Priester, Mönche oder Laien — hatte sie jedenfalls keinen, weil sie von ihnen, die ihr meistens den Rücken wandten, kaum wahrgenommen wurde. Zudem lagen die liturgischen Vollzüge soweit fest, daß sich ihre Dauer kurzfristig kaum hätte beeinflussen lassen, woran übrigens auch kaum jemand ein Interesse hatte. Damals sah man noch nicht dauernd auf die Uhr.

Daß die hier gemeinte Uhr an einem so ungewöhnlichen Ort und inmitten einer Orgel erscheint, daß diese sie sogar förmlich und fast feierlich umrahmt, ist wohl nicht anders als aus der nahen Verwandtschaft beider Werke zu erklären; denn beide verdanken sich derselben, dort und damals hochentwickelten und hochgeachteten Kunst: der Mechanik. Diese wiederum verband sich, wie das Beispiel zeigt, leicht mit der Musik, aus welcher Verbindung die Orgel, jener gewaltige Mechanismus zur Erzeugung von Tönen, ja entstanden war.²⁾ Die Auslösung von solchen Tönen konnte dann auch von einem Automaten übernommen werden, wie ihn allein die Uhr darstellte. Und so vereinigten sich die beiden Künste, die in dem Doppelwerk der Klosterkirche nur äußerlich zusammentreten, eigentlich erst in der Spiel-, besonders in der Flötenuhr (von der aber noch die Rede sein wird).

Nun wurde die Musik in St. Peter, als einer benediktinischen Abtei, von jeher mit Eifer gepflegt; die Mechanik freilich nicht viel weniger. Dies bezeugt noch zuletzt der in Staufer geborene Pater Thaddäus Rinderle, der von 1788 an als Professor für angewandte und praktische Mathematik in Freiburg wirkte.³⁾ Sein Abt hatte ihn, mit einem Mitbruder, die einschlägigen Studien in Salzburg absolvieren lassen, und diese Investition zahlte sich offensichtlich aus. Schon vor seiner Berufung an die Universität lehrte der

Seite 388
Orgelprospekt, St. Peter im Schwarzwald

Mönch an den Ordensschulen in Villingen, Salem und St. Peter selbst (von seiner späteren Tätigkeit als Bausachverständiger, Landvermesser und Rheinregulator ganz zu schweigen); er erfand eine Gartenpumpe, eine Feuerspritze, eine Windbüchse, eine Rechenmaschine, einen Meßtisch, ein Bohr- und ein Zahngeschirr und anderes mehr. Die zuletzt genannten Geräte wurden von den einheimischen Uhrmachern benötigt und benutzt, die ihren Erzeugnissen so zu einer größeren Ganggenauigkeit verhalfen; und ihrem Handwerkszweig (dessen erste Geschichte Pater Franz Steyrer, ein anderer Mönch von St. Peter, schrieb) galt die ganze Liebe des ‚Uhrenpaters‘, wie man Rinderle bald nannte. Selber hat er, nach einem Erd- und Himmelsglobus, die große astronomisch-geographische Uhr verfertigt, die noch erhalten ist, und sich außerdem auch an einem Perpetuum mobile versucht. Und daher haben die Schwarzwälder Uhrmacher eben den stets geschätzt und aufgesucht, der, nach den Worten seines Grabredners, „alle Wißbegierigen als Seinesgleichen leutselig empfing, jedem nach Maß seines Geistes die Erklärungen machte, die Lehren der tiefstnigsten Berechnung in die einfache Sprache des alemannischen Landmannes zu kleiden verstand, und auch Jenen, welche für das Astronomische sich minder empfänglich zeigten, für ihre Spieluhren allerlei Spielwerk ersann, bald in lustigen, bald in ernsthaften Tonstücken, und sogar mit manchem schnurrigen Einfall“⁴⁾. Erneut schlägt dieses Zeugnis aus St. Peter eine Brücke von der Mechanik zur Musik, und zwar eine, die auf mehreren kräftigen Pfeilern ruht; denn da gab es, neben dem P. Thaddäus Rinderle, noch den P. Philipp Jakob Weigel, der sich als Chorregent um die technische Vervollkommnung der größeren Spielwerke mühte, und den P. Petrus Baum, der als Chordirektor und Musiklehrer musikalisch auf die Uhrmacher zu wirken suchte.

Damit fällt der Blick vom Kloster auf die Landschaft, deren handwerkliche Tradition

es förderte, ja sogar mitbegründete. Von ihr, also vom Schwarzwälder Uhrenbau, ist andernorts schon so viel geschrieben worden, daß es sich hier erübrigt⁵⁾; doch bliebe noch zu zeigen, wie weit ihr einschlägiger Ruf verbreitet war, wie sehr eben der Schwarzwald einst als Hauptort und Hochburg der mechanisch-musikalischen Künstler, Tüftler und Bastler betrachtet wurde. In einer Erzählung von Otto Ludwig, die 1857 erstmals erschien und in Thüringen spielt, sagt eine der Personen über den Schwarzwald, den sie noch weniger kennt als der Autor selbst ihn kannte: „Das ist, wo die Katholiken sein, und da heißt einer Florian und der ander Fabian, und machen Mäusfallen.“ Worauf man ihr übrigens entgegnet: „Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.“⁶⁾ Der Autor Heinrich Laube hatte, in den dreißiger Jahren desselben Jahrhunderts, den Schwarzwald zwar immerhin durchreist, aber so geschwind, daß er kaum etwas davon sah und sich dafür das Rechte dachte: „Aus den Einschnitten lockt hier ein Tal und dort ein Grund mit grünen Matten und blinkenden Bächlein. Wo die Bergwüste sich zu verwirren scheint, öffnet plötzlich ein lichter Abhang wie ein Sonnenstrahl die Wirrnis, und Hütten, in denen hölzerne Uhren gemacht werden, wo zwei Menschen von einer Kuh und einigen Hühnern das ganze Jahr hindurch leben, treten in lockender Bescheidenheit vor die Augen.“⁷⁾ Dagegen war Carl Gustav Carus 1821 im Schwarzwald sogar eingekehrt, doch was er dann berichtete, lief wieder auf denselben Punkt hinaus: „Wir hielten Mittag in Obenau und erfuhren vom Wirth bei dieser Gelegenheit manche Beispiele von Betriebsamkeit der Schwarzwälder. Bekanntlich werden unzählige Wanduhren hier herum gefertigt; indeß versteht man auch wohlklingende Spieluhren zu bauen; der Wirth selbst hatte eine solche und amüsirte uns damit, während in der stillen, geräumigen, ausgetäfelten Oberstube die durch Regenwolken dringende Sonne eben ihre ersten Strahlen in die runden Scheiben warf,

die Uhr ein etwas schwermüthiges Rondo recht gut ausführen zu lassen. Ferner fänden sich Leute, welche mit besonderer Geschicklichkeit in gläserne Hohlkugeln allerhand sparriges Geräthe hineinzubauen wissen, und zumal habe ein kleiner buckeliger Kerl die wunderlichste Fertigkeit besessen, und z. B. ein kleines Faß von ein paar Zoll Länge, innerhalb einer solchen Kugel, durch die enge Oeffnung derselben in ganz kurzer Zeit aus seinen Theilen zusammensetzen und wieder auseinanderzunehmen gewußt. Auch hier verweisen somit diese einförmigen Thäler und weiten Nadelwälder den Menschen mehr auf sich selbst und bringen ihn hierbei zu ähnlichen grillenhaften Beschäftigungen.⁸⁾

In eben jenen Jahren, 1820/22, ließ der große E. T. A. Hoffmann seinen ‚Kater Murr‘ erscheinen. Darin gibt es einen Meister Abraham, der am fürstlichen Hof die Uhren in Ordnung hält⁹⁾ und, wenn er will, seine sonderbaren Puppen tanzen läßt: „Und in allen Winkeln wurde es rege und lebendig, die Automaten schritten daher und drehten die Köpfe, und ein künstlicher Hahn schlug mit den Flügeln und krächte, während Papageien gellend dazwischen kreischten.“¹⁰⁾ Und dieser Meister, der über eine besondere „Geschicklichkeit in mechanischen Künsteleien“¹¹⁾ gebietet, ist eigentlich ein Orgelbauer, der sein vom Vater erlerntes Handwerk ursprünglich nur ungern übte; aber auf seiner Wanderschaft „sprach er einst in der Abtei St. Blasius, die im Schwarzwalde gelegen, vor und hörte dort das berühmte Orgelwerk des alten Johann Andreas Silbermann.

In den vollen, herrlichen Tönen dieses Werkes ging zum erstenmal der Zauber des Wohllauts auf in seinem Innern, er fühlte sich in eine andere Welt versetzt, und von dem Augenblick an war er ganz Liebe für eine Kunst, die er sonst mit Widerwillen treiben müssen.“¹²⁾ So kommen Uhr und Orgel, Mechanik und Musik im Zeichen wenn auch nicht von St. Peter, so doch von dessen

Schwarzwälder Schwesterabtei St. Blasien auch hier wieder zusammen. Freilich heißt es schon von der gewiß bedeutendsten Hervorbringung des landestypischen Gewerbefleißes, nämlich der Kuckucksuhr, sie habe ihr Geheimnis dem „Blasbalg einer Kirchenorgel“¹³⁾ abgelauscht.

Aber weder im Kloster St. Peter noch im (von ihm inspirierten) Schwarzwald hätte die Mechanik, und mit ihr die mechanisierte Musik, so weit entwickelt werden können, wenn diese Entwicklung nicht ohnehin von der Epoche beflügelt worden wäre: also vom Barock. Denn die Zeit, die Vergänglichkeit und der Tod waren, wie man weiß, die großen Themen des Barock, an die es unablässig auch dadurch erinnerte, daß es überall Uhren anbrachte, oder zumindest Bilder von ihnen. Und auf ihnen brachte es Inschriften an, die für sich selber sprachen: „tempus fugit“ hieß es da, oder „unam time“, „una ex his“, „una tua“, „una ultima“, „ultima multis“.¹⁴⁾ Hinweise und Winke dieser Art waren überall beliebt; allerdings ließen sie sich schon mit der Sand- oder Sonnenuhr verbinden, ohne daß es der mechanischen dazu erst bedurfte.

Doch gerade die Räderuhr rückte in den Mittelpunkt des Interesses; denn sie verkörperte eine zentral gelenkte, in sich gestufte Ordnung und Organisation, wie sie dem Barock so erstrebenswert erschien. In unzähligen Schriften jener Zeit wurde sie als Vorbild und Vergleich herangezogen — und zwar für Welt, Staat, Mensch und Tier.¹⁵⁾ Wobei es sich wohl so verhielt, daß der Absolutismus im Größeren und Kleineren nach Analogien griff, die ihn offenbar rechtfertigten. Daß der Fürst im Staat dieselbe Rolle spielte wie die Sonne im All und das Herz im Leib, war die Probe auf sein Recht und auf die Richtigkeit, die es damit scheinbar hatte. Da traf es sich dann gut, daß auch die Uhr, bis hinab zum kleinsten Rädchen im Getriebe, dasselbe Bauprinzip befolgte und es so bestätigte.¹⁶⁾

Anders wäre das immense Interesse des Barock an Uhren, Automaten und Maschinen auch gar nicht zu erklären. Die Kunstkamern der Fürsten füllten sich mit mechanischen Spielereien; vor allem mit allerlei Figuren von Menschen und Tieren, die sich regten und bewegten und sogar Töne hervorbrachten; und die damit wieder zur Musik hinüberleiteten, wie der Kuckuck oder die anderen zwitschernden, flügelschlagenden Vögel (die noch heute in einem Triberger Betrieb gefertigt werden). Für die Spiel- und Flötenuhren jener Zeit hat sogar ein Haydn komponiert. (Und deren Spät- und Hochform, das Orchestrion, weist ein weiteres Mal auf den Schwarzwald als auf den Ursprungsort zurück, wo die Familien Blessing in Unterkirnach bei Villingen und Welte in Vöhrenbach bei Furtwangen seinen Bau betrieben; den Anfang hatte der 1774 geborene Martin Blessing gemacht, der zuvor mit den Uhrhändlern bis nach Moskau zog, der Drehorgeln herstellte und Flöte spielte.) Derart enthüllt und erhellt jene seltsame Konstellation von Uhr- und Orgelwerk ihren tieferen, emblematischen Sinn, den vielleicht nicht einmal ihr Schöpfer völlig kannte: nämlich als eine Demonstration der verwandtschaftlichen Verbindung von Mechanik und Musik, wie sie sowohl für jenen Ort als auch für jene Zeit so typisch war. Doch diese Verwandtschaft trat spät noch einmal anderswo zutage, fruchtbar und furchtbar zugleich. Es war ein Musiker und Mechaniker, ein elsässischer Klavierbauer namens Tobias Schmidt, der (wegen seiner fachmännischen Erfahrung „mit Hölzern, die sich nicht ziehen dürfen“¹⁷⁾) 1792 zu Paris die Maschine baute, die sich der Deputierte Dr. Guillotin schon so lange gewünscht hatte — die Guillotine. Sie arbeitete mit der Präzision einer Uhr, aber ihr Takt und Schlag war ein ‚memento mori‘ von ungleich größerer Gewalt. Sie beendete, in einem erschreckend direkten Sinn, das Barock, dessen genauer Ausdruck sie doch auch wieder war.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. Bernd Sulzmann, *Orgeln und Orgelmacher in St. Peter*. In: Hans-Otto Mühleisen (Hrsg.), *St. Peter im Schwarzwald. Kulturgeschichtliche und historische Beiträge* anlässlich der 250-Jahrfeier der Einweihung der Klosterkirche. München und Zürich 1977, S. 144—162. — Doch nicht einmal in dieser sonst sehr gründlichen Untersuchung wird die Uhr in der Orgel auch nur erwähnt. Dem Verf. vorliegender Arbeit ist übrigens nur eine weitere, gleichfalls barocke Anlage dieser Art bekannt: im Würzburger Dom.

²⁾ Ein späterer Gutachter bemerkte und bemängelte ausdrücklich die „althertümliche und höchst komplizierte mechanische Einrichtung“ der — um 1731 vollendeten — Orgel von St. Peter (zit. n.: ebd. S. 146).

³⁾ Vgl. Kurt Schmidt, Thaddäus Rinderle (1748 bis 1824). Mönch und Mathematiker (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, 25. Ergänzungsband). St. Ottilien 1981.

⁴⁾ Zit. n.: ebd. S. 59. — Auch anderswo wird noch betont, daß die Uhrmacher „bei ihm Belehrung und neue Spielwerke in lustigen und ernsten Tonstücken“ suchten (zit. n.: ebd.).

⁵⁾ Die diesbezügliche Literatur findet sich u. a. bei: Schmidt, a. a. O.; Peter Assion, *Vom Heimgewerbe zur Frühindustrialisierung. Zur Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und des Odenwaldes*. In: *Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution* (= Ausstellungskatalog) Bd. 2 (= Aufsätze). Karlsruhe 1981, S. 445—457. — Der am selben Ort gedruckte Aufsatz von Klaus Schreiner (*Mönchtum im Zeitalter des Barock. Der Beitrag der Klöster zur Kultur und Zivilisation Südwestdeutschlands im 17. und 18. Jahrhundert*. Ebd. S. 343—363; bes. S. 346—358) führt noch weitere Beispiele an: so etwa den P. Anselm Vogel in Gengenbach, der elektrische Kuren erfand; den P. Basilius Berger in Ochsenhausen, der sich in der Klostermühle und an seinen Wassermaschinen betätigte; den P. Ulrich Schiegg in Ottobern, der Vermessungsgeräte, Salzsiedeoöfen und einen Heißluftballon konstruierte, welcher sich wirklich in die Luft erhob; und den P. Kaspar Mohr in Schussenried, der ebenfalls einen Flugapparat, sonst aber Orgeln und Uhren (!) baute.

⁶⁾ Otto Ludwig, *Die Heiterethei* (= *Gesammelte Schriften* Bd. 2: *Die Heiterethei und ihr Widerspiel*. Novellen). Leipzig 1891, S. 50.

⁷⁾ Heinrich Laube, *Reise durch das Biedermeier*. Hrsg. von Franz Heinrich Körber. Frankfurt/M. — Wien — Zürich 1968, S. 176.

⁸⁾ Carl Gustav Carus, *Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten*. 2. Theil. Leipzig 1865, S.

150 f. Im Anschluß daran fährt der Autor fort: „Daß Geisteskrankheiten in diesen Gegenden viel vorkommen, ist eine bekannte Sache und fließt unbedingt aus gleicher Quelle.“

⁹⁾ E. T. A. Hoffmann, Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Hrsg. von Richard Rieß. München 1921, S. 444.

¹⁰⁾ Ebd. S. 447. — Zuvor, so heißt es hier aus gutem Grund, zog der Meister „die Maschinen an, ordnete die magischen Spiegel“ (ebd.); vgl.: Johannes Werner, Der Spiegel. Ein barockes Motiv in badischen Beispielen. In: Badische Heimat 4/1982 (= Ekkhart 1983), S. 39—47.

¹¹⁾ Hoffmann, a. a. O. S. 293.

¹²⁾ Ebd. — Derselbe Hoffmann, der auch ein hervorragender Musiker und Musik-Kenner war, beschrieb (in seiner Erzählung ‚Der Sandmann‘) die täuschend und lockend lebensechte Puppe Olympia, die vermöge einer verborgenen Mechanik sogar Klavier spielt, singt und tanzt.

¹³⁾ Zit. n.: Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution (= Ausstellungskatalog) Bd. 1 (= Katalog). Karlsruhe 1981, S. 632.

¹⁴⁾ „Die Zeit flieht“, bzw. „Fürchte eine“, „Eine von diesen“, „Eine ist deine“, „Eine ist die letzte“,

„Für viele die letzte“ (jeweils zu ergänzen: Stunde).

¹⁵⁾ Vgl. Klaus Maurice/Otto Mayr, Die Welt als Uhr. Deutsche Uhren und Automaten 1550—1650 (= Ausstellungskatalog). München und Berlin 1980; darin bes.: Otto Mayr, Die Uhr als Symbol für Ordnung, Autorität und Determinismus (S. 1—9).

¹⁶⁾ In mehreren (d. h. etwa zehn) früheren Aufsätzen zum Barock, die schon an manch anderen Orten angeführt wurden und daher hier nicht nochmals nachgewiesen werden müssen, hat der Verf. zu zeigen versucht, daß gerade dieser Stil eine Physiognomie vorstellt, deren Züge unzertrennlich miteinander zusammenhängen — das Antithetische, das Theatralische, das Exotische, das Geometrische und eben das Mechanische. Denn das Barock „ist der Stil ‚substantivierter Adjektive‘, wenn es erlaubt ist, das Verhältnis grammatisch zu bezeichnen“ (Wilhelm Hausenstein, Liebe zu München. 6. Aufl. München 1975, S. 59).

¹⁷⁾ Friedrich Sieburg, Blick durchs Fenster. Aus zehn Jahren Frankreich und England. Frankfurt/M. 1939, S. 38; vgl. bes. auch: Henry Sanson, Tagebücher der Henker von Paris. 1685—1847. Hrsg. von Eduard Trautner. Potsdam 1924, S. 306—316.

Max Frisch wurde am 15. Mai 1986 fünfundsechzig Jahre alt. 1974 hielt er bei der „Verleihung des Großen Schillerpreises“ eine Rede zum Thema „Die Schweiz als Heimat“. Einige charakteristische Auszüge werden im folgenden abgedruckt (Aus: Max Frisch, Forderungen des Tages, Porträts, Reden, Skizzen 1943–1982, suhrkamp taschenbuch 957).

„Heimat, die (Plural ungebräuchlich): wo jemand zu Hause ist; Land, Landesteil oder Ort, in dem man (geboren und) aufgewachsen ist oder ständigen Wohnsitz gehabt hat und sich geborgen fühlt oder fühlte.“ Was der Duden sagt, gilt auch für die Mundart: „Wird oft angewandt, um eine besonders gefühlsbetonte Stimmung auszudrücken oder zu erwecken.“ Seit einiger Zeit allerdings nehmen wir das Wort ungern in den Mund; man beißt auf Anführungszeichen: „Heimat-Stil“, „Glocken der Heimat“ usw., es erinnert an die Maxime: „Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat“, es riecht weniger nach Land oder Stadt, wo man, laut Duden, zu Hause ist, als nach einer heilen Welt und somit nach Geschichtsfälschung als Heimatkunde.

Landschaft als Heimat . . . Da kenne ich Flurnamen, die nicht angeschrieben sind, oder wenn ich sie nach Jahrzehnten vergessen habe, so erinnere ich mich, sie gekannt zu haben. Heimat hat mit Erinnerung zu tun; nicht mit Erinnerung an ein einmaliges Ereignis — Akro-Korinth, wenn die Sonne aufgeht, ist nicht Heimat geworden oder in Mexiko der Monte Alban — Heimat entsteht aus einer Fülle von Erinnerungen, die kaum noch datierbar sind. Fast meint man: diese Landschaft kennt dich (mehr als du es vielleicht willst), diese Kiesgrube, dieser Holzweg . . . In diesem Sinn, Landschaft als Szenerie gelebter Jahre, wäre allerdings vieles zu nennen, nicht bloß der Pfannenstiel und der Lindenhof und der Greifensee: auch eine Düne an der Nordsee, einige römische Gassen, ein

verrotteter Pier am Hudson —

Unsere Mundart gehört zu meiner Heimat. Viele Wörter, vor allem Wörter, die Dingliches bezeichnen, bietet die Mundart an; oft weiß ich kein hochdeutsches Synonym dafür. Schon das läßt die Umwelt, die dingliche zumindest, vertrauter erscheinen, wo ich sie mundartlich benennen kann. Als Schriftsteller übrigens, angewiesen auf die Schriftsprache, bin ich dankbar für die Mundart; sie hält das Bewußtsein in uns wach, daß Sprache, wenn wir schreiben, immer ein Kunst-Material ist. Natürlich reden Mundart auch Leute, denen man nicht die Hand gibt oder nur unter gesellschaftlichem Zwang. Wenn wir uns überhaupt nicht kennen, so kann die Mundart, die gemeinsame, sogar befremden: zum Beispiel im Speisewagen eines T.E.E. von Paris nach Zürich: der Herr gegenüber, der mit dem Kellner das bessere Französisch spricht, eben noch urban und sympathisch, aber schon verleitet uns diese unsere Mundart: wir reden plötzlich nicht mehr, wie wir denken, sondern wie Schweizer unter Schweizern zu reden haben, um einander zu bestätigen, daß sie Schweizer und unter sich sind. Was heißt Zugehörigkeit? Es gibt Menschen, die unsere Mundart nicht sprechen und trotzdem zu meiner Heimat gehören, sofern Heimat heißen soll: Hier weiß ich mich zugehörig. Kann Ideologie eine Heimat sein?

(dann könnte man sie wählen.)

Und wie verhält es sich mit Heimat-Liebe? Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muß ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muß ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein; sie mag es nicht, die Heimat, wenn man den Leuten, die am meisten Heimat besitzen in Hektaren oder im Tresor, gelegentlich auf die Finger schaut, oder wer sonst, wenn nicht diese Leute und ihre honorierten Wortführer, hätte denn das schlechte Recht, uns die Heimatliebe abzusprechen?

Die Barock-Sonnenuhren im Münstertal

Heinz Schumacher, Freiburg

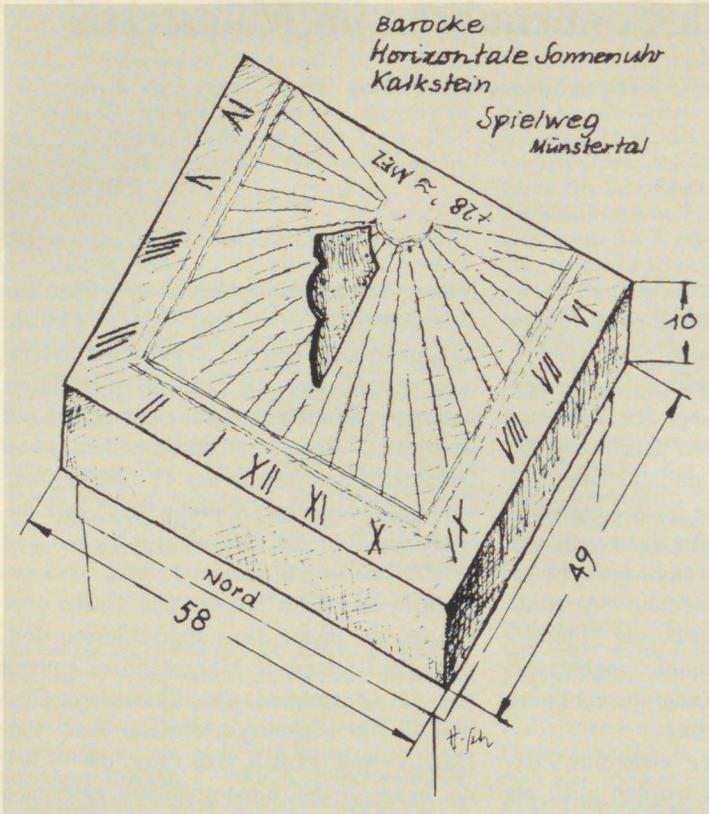
Sonnenuhren waren in der Barockzeit hochgeschätzte Gebrauchsgegenstände, Schmuck und in gewissem Sinn auch Statussymbol. Auch die in den letzten beiden Jahrhunderten eingesetzte Verbreitung der Räderuhr machte die Sonnenuhr nicht überflüssig. Sie war nämlich zum Richten und zur Kontrolle unerlässlich. Wer also eine Sack-, Standuhr oder Pendule besaß, brauchte dazu auch eine Sonnenuhr. Auch jede Turmuhr bedurfte einer kontrollierenden Sonnenuhr. So wurde z. B. in der Vorhalle des Freiburger Münsters etwa um 1500 eine Sonnenuhr angebracht, als man die schöne neue Räderuhr mit ihrem bunten Zifferblatt installierte.

Sonnenuhren sind indessen nicht nur Zeitmesser gewesen, sondern wurden auch als Schmuckmotiv für Fassaden und Gartenplastik genutzt. Gestalterischer Fantasie war dabei keine Grenze gesetzt (siehe „Die barocke Sonnenuhr von St. Blasien“, Bad. Heimat, Heft 2, Juni 1978). Sonnenuhren finden sich an Klöstern, Kirchen, Schlössern, an Rathäusern und Häusern wohlhabender Bürger. Leider werden heutzutage immer mehr historische Sonnenuhren Opfer der Verwitterung oder auch des Unverständnisses. Der (unbegründete) heute oft zu hörende Vorwurf, Sonnenuhren gingen „falsch“, war seinerzeit noch nicht gegeben. Schließlich waren die Sonnenuhren ja die Richtuhren und zeigten die „Wahre Ortszeit“. Sie ist — auch heute noch — die dem *örtlich gegebenen Sonnenstand* entsprechende, natürliche Zeit, nach der die ganze Tier- und Pflanzenwelt sich richtet. Jeder Kirchturm hatte seine ihm eigene Zeit. Erst mit der Notwendigkeit für die Eisenbahn, die sich über weite Strecken

hinweg bewegt, Fahrpläne zu erstellen, war es erforderlich geworden, größere Gebiete zu Zonen gemeinsamer Zeitanzeige zusammen zu schließen. Als Ergebnis vieler internationaler Konferenzen einigte man sich auf Zeitzonen, deren Standardmeridiane von Greenwich aus jeweils um 15 Längengrade voranschreiten. Das Deutsche Reich kam dabei in die Zone der „Mitteleuropäischen Zeit (MEZ)“ zu liegen, die am 1. April 1893 gesetzlich eingeführt wurde. Die Uhren aller Länder, die dieser Zone angeschlossen sind, zeigen z. B. dann 12 Uhr, wenn es entlang dem 15. Längengrad, Ost, (Sternwarte Görlitz) 12 Uhr nach sog. „Mittlerer Zeit“ war. Daraus ergab es sich, daß Orte, die — wie die heute in der Bundesrepublik gelegenen — westlich des 15. Längengrades, Ost, liegen, erst *später* als „12 Uhr“ MEZ Sonnenhöchststand, also „Wahren Mittag“ haben. Für die Rheinebene und den Schwarzwald macht dies im Jahresmittel rund eine halbe Stunde aus.

Während historische Sonnenuhren drüben im Elsaß in großer Zahl und in interessanten Exemplaren anzutreffen sind, sind sie bei uns im Badischen seltener. Insofern ist das Münstertal mit seinen drei Barockuhren reich ausgestattet. Diese Uhren, in Privatbesitz, von Spielweg, Untermünstertal und Staufen seien im folgenden beschrieben.

Spielweg: Platte von 58 × 49 × 10 cm aus Pfaffenweiler Muschelkalk mit horizontalem Zifferblatt. Diese Platte mag ursprünglich auf einem Postament gelegen haben, das jetzige ist spätere Zutat. Die Stundenlinien sind in Halbstundenteilung sehr fein graviert. Eigentümlicherweise endet das Zifferblatt un-

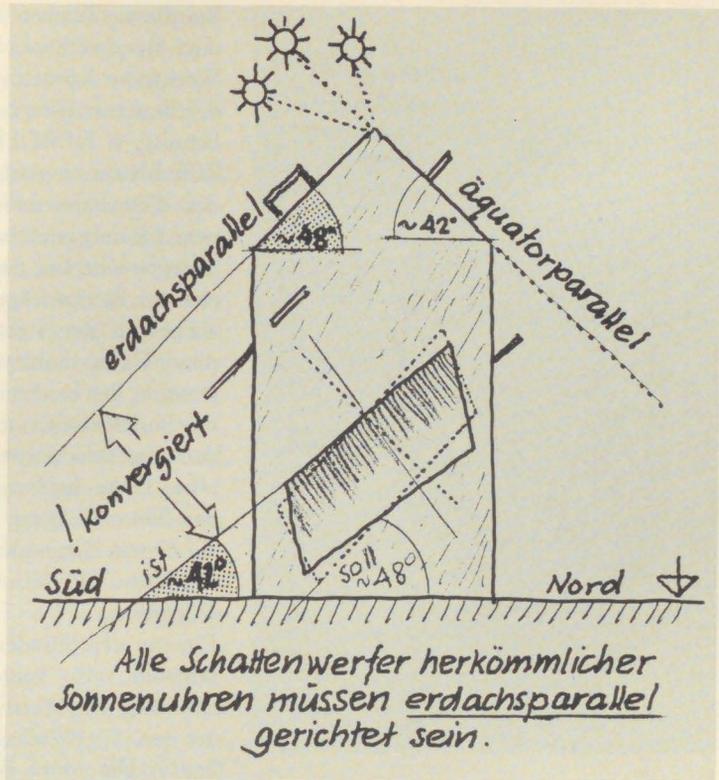


vermittelt an der südlichen Steinkante. Die doppellinige Umrandung des Stundenlinienfächers läuft an dieser Kante tot, was barokem Stilempfinden nicht entspricht. So könnte man vermuten, daß diese Sonnenuhrplatte an eine andere gnomonisch oder bildhauerisch gestaltete Platte angeschlossen war. Die Bezifferung in römischen Zahlzeichen ist radial gestellt und von Norden her zu lesen. Man ist also von Norden her an diesen Stein herangetreten. Als stilistische Besonderheit weist diese Bezifferung die Vorliebe des Barocks für Symmetrie nach in der Tatsache, daß der Gestalter das Bedürfnis hatte, die Ziffer sechs (nachmittags) aus Symmetriegründen als „IV“ zu schreiben! Es handelt sich hier nicht um einen Druckfehler.

Die Platte war zersprungen und wurde 1978 wieder zusammengekittet und der fehlende Schattenwerfer ersetzt. Auf der Stirnseite der Platte wurde der jetzige Standort „Spielweg“ graviert, ferner für den Betrachter unserer Tage der Hinweis auf dem Zifferblatt, daß zum Vergleich mit der MEZ im Durchschnitt 28 Minuten hinzu zuzählen sind.

Untermünstertal: Würfelsonnenuhr, $38 \times 38 \times 29$ cm, Pfaffenweiler Muschelkalk, vier Zifferblätter (horizontales Zifferblatt, Süd-, Ost- und Westzifferblatt). Der geringen Maße wegen sind die vorhandenen Flächen voll für die Zeitanzeige genutzt. Auf Ornamente wurde verzichtet.

Horizontales und vertikales Südzifferblatt: Die feinlinige Gravur der Stundenlinien zeigt



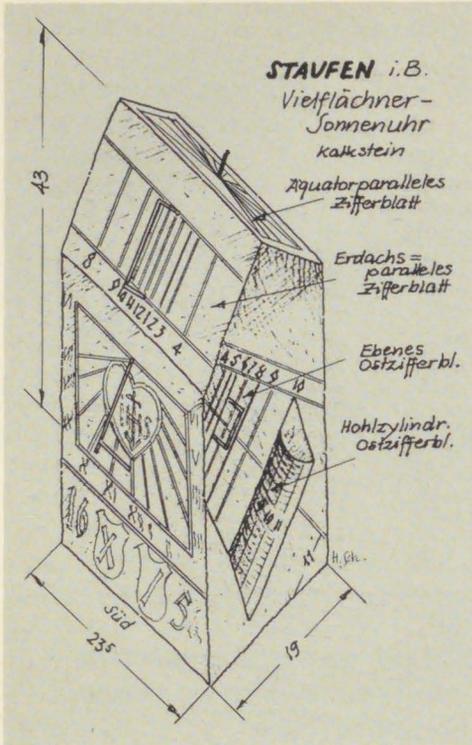
halbe Stunden. Die die Stundenlinienfächer umrandenden Streifen sind mit nur 3 cm recht schmal, so daß das Beziffern Mühe machte. Der Steinmetz hat sich daher auf das Eingravieren der Ziffern VI, VIII, X, XII, II, III und VI beschränkt. Die Schattenwerfer wurden in diesen Siebzigerjahren durch den Besitzer ergänzt und ornamentiert.

Ostzifferblatt: Es weist einen 9 cm breiten Streifen erdachspareller Stundenlinien auf. Beziffert, in 2 cm breiten Bändern, sind nur die folgenden Stunden: VI, VIII, X und XI. Die Ziffer XII muß bei allen vertikalen Ost- und Westzifferblättern fehlen, weil diese Flächen zum Zeitpunkt des „Wahren Mittags“ nur Streiflicht erhalten! Das Westzifferblatt ist Spiegelbild der Ostuhr. Die nach Nord gerichtete Würfelfläche zeigt geringe Spuren

einer ornamentalen Gravur, die keine Einzelheiten mehr erkennen läßt. Eine ähnliche Würfelsonnenuhr aus Merdingen am Tuniberg befindet sich im Augustinermuseum in Freiburg. Dieser rote Sandsteinwürfel mißt nur 11 × 11 × 11 cm und trägt ein Nordzifferblatt.

Staufen: Blocksonnenuhr, 23,5 × 19 × 43 cm, ebenfalls Pfaffenweiler Muschelkalk, sechs Zifferblätter (Ost-, Süd-, Westzifferblatt, erdachsparelles Süd- und äquatorsparelles Zifferblatt).

Südzifferblatt: Es ist als Schauseite ausgestaltet. Im Gegensatz zu den zuvor beschriebenen beiden Sonnenuhren sind bei dieser Uhr die Stundenlinien, wie auch sämtliche anderen Linien als 2 bis 3 mm breite Nuten gearbeitet. Die Schattenwerfer dieser Uhr waren,



den Bohrungen nach zu schließen, Bügel, evtl. auch auf Dübeln reitende Bleche. Auf der Südseite ist des Ornaments wegen ein Bügel wahrscheinlich, der freie Sicht gewährte (ergänzt 1986). Der Stundenlinienfächer ist umrahmt von 4 cm breiten Streifen zur Aufnahme der Bezifferung. Das Bündel der Stundenlinien strahlt aus einem Herzen, dessen Inneres das Heilands-Monogramm IHS trägt. Die unter dem Südzifferblatt noch verbleibende Restfläche von 10 cm Höhe ist genutzt zur Datierung mit einer Jahreszahl der Fünfzigerjahre des 17. Jahrhunderts. Die Endziffer ging durch Beschädigung verloren. Die Jahreszahl ist in ihrer Mitte geteilt durch zwei einfache Wappenschilde, ohne jede Wappenzier. Der linke trägt als flach erhabenes Relief zwei sich x-förmig kreuzende Balken, der rechte Schild nur einen von rechts oben nach links unten verlaufenden Balken.

Bei diesen Zeichen dürfte es sich entweder um Handwerkszeichen der herstellenden Werkstätte handeln, oder um Hauszeichen des Besitzers (Wappenfibel, 17. Aufl., 1981, herausg. v. HEROLD). Das im Herzen des Zifferblattes eingefügte IHS läßt vermuten, daß diese Sonnenuhr sich womöglich in einem Klostergarten befand.

Ostzifferblatt. Die nach Osten gewandte Fläche des Blocks trägt zwei Zifferblätter. Ein ebenes an der Steinoberfläche, und ein in diese Fläche hohlzylindrisch vertieftes Zifferblatt. Bei beiden Zifferblättern verlaufen die Stundenlinien aus geometrischen Gründen zum Schattenwerfer und unter sich parallel. Diese beiden Zifferblätter „arbeiten“ von Sonnenaufgang bis zum wahren Mittag. Zu diesem Zeitpunkt erhält die ebene Fläche Streiflicht. Die XII-Uhr-Linie fällt somit ins Unendliche.

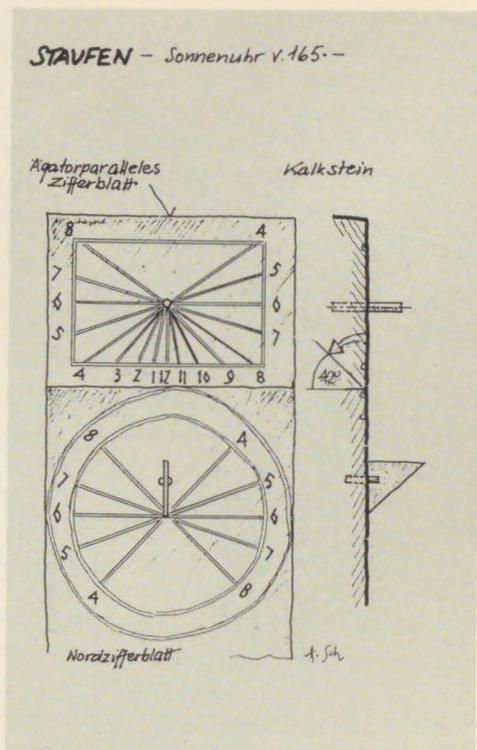
Eine zu den Stundenlinien rechtwinklig verlaufende, also äquatorparallele Linie stellt den Weg der Mitte des Schattenwerfers dar zu den Tag/Nachtgleichen (21. März, 21. Sept.). Die Mitte des Schattenwerfers war möglicherweise markiert. Die Stundenlinien werden begrenzt von zwei konvergierenden Geraden. Der Grund hierfür: Während des Sommerhalbjahres entfernt sich die Schattenbahn von der Tag/Nachtgleichenlinie nach unten, um sich nach der Sommersonnenwende ihr wieder zu nähern. Im Winterhalbjahr findet dieser Vorgang sinngemäß nach oben statt. Die konvergierenden Geraden grenzen den im Lauf des Jahres beschatteten Raum in etwa ein. Der Hersteller dieser Uhr hat darauf verzichtet, die Grenzlinien zu konstruieren. Sie müßten zur Tag/Nachtgleichenlinie symmetrisch gelagerte Hyperbeläste darstellen. Beziffert sind die Stundenlinien an deren oberem Ende mit römischen Ziffern. Die fehlende Zeitanzeige für die beiden letzten Vormittagsstunden wird gegeben innerhalb des hohlzylindrischen Zifferblattes, das sich mit 8 cm Durchmesser an die 10-Uhr-Linie anschließt. Als Schattenwerfer dient hier die obere Steinkante des halben

Hohlzylinders. Aus der Forderung der Parallelität der schattenwerfenden Kante zur Erdachse (also auch des Zylindermantels) ergeben sich parallele Stundenlinien. Sie haben einen Winkelabstand von 15° .

Westzifferblatt: Das Nachmittagszifferblatt auf der Westseite des Blocks bietet sich spiegelbildlich zum Ostzifferblatt. Der Schatten bewegt sich von unten nach oben, während es beim Ostzifferblatt von oben nach unten lief. Auf ein zusätzliches hohlzylindrisches Zifferblatt ist auf der Westseite verzichtet.

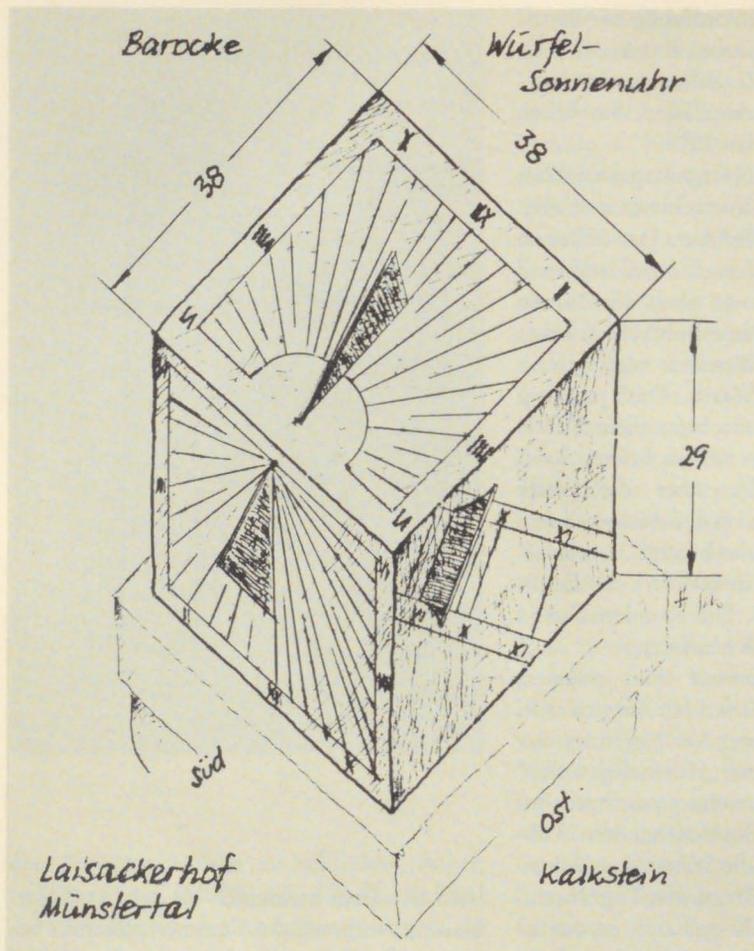
Erdachsparalleles Zifferblatt: Das pultartig nach Süd gerichtete erdachsparelle Zifferblatt erstreckt sich als 8,5 cm breites Band paralleler Stundenlinien über die ganze Steinbreite. Die Höhe des Schattenwerfers über der Zifferblattfläche beträgt 30 mm (= dem Abstand des Schattenwerfers von der 9-Uhr und 3-Uhr-Linie). Die Stunden sind in einer Fußleiste arabisch beziffert.

Äquatorparalleles Zifferblatt: Das pultartig nach Nord geneigte Zifferblatt liegt parallel zur Äquatorebene. In der Verlängerung dieser Zifferblattfläche zum „Himmelsgewölbe“ verläuft die sog. Himmelsäquatorlinie. Auf diesem den Himmel durchziehenden Halbkreisbogen durchläuft die Sonne stündlich einen Winkelweg von 15° zu den Tag/Nachtgleichen. Diese Tatsache gestattet es, aus einer äquatorparallel gelagerten Fläche beliebiger Form auf einfachste Weise ein Zifferblatt zu machen: Ein rechtwinklig aus dieser Fläche herausragender Stab vertritt die Lage der Erdachse. (Um die herum bei der Erdumdrehung die 15° -Stundenwinkel sich ergeben. Denn $360^\circ : 24 = 15^\circ$.) Als Stundenlinien brauchen jetzt nur noch vom Fußpunkt des Stabes aus Strahlen in 15° -Winkelabstand gezogen werden, ausgehend von der Mittagslinie. Sie ist dann die Achse des Zifferblattes, wahre Ortszeitangabe vorausgesetzt. Ein solches Zifferblatt läßt sich also ohne mathematische Berechnungen oder besonderen geometrischen Aufwand gewinnen. Mit seiner Hilfe lassen sich beliebig geformte Zifferblätter am selben Objekt eichen. Nun aber



wird an einem Steinblock ein solches Zifferblatt nur während des Sommerhalbjahres besonnt. Im Winterhalbjahr hat es Pause. Auf einer äquatorparallel aufgestellten Platte indessen läßt sich dieses Zifferblatt auch auf der Unterseite anbringen, wobei der Schattenstab die *Platte* erdachsparell durchstößt. Nun steht diese Sonnenuhr ganzjährig zur Verfügung.

Nordzifferblatt: Reine Nordzifferblätter sind selten anzutreffen. Sie zeigen nämlich die Zeit nur während des Sommerhalbjahres von Sonnenaufgang bis VI-Uhr morgens und von VI-Uhr abends bis Sonnenuntergang an. Das Zifferblatt unserer Staufener Uhr hat aber Stundenlinien auch noch für 7 und 8 Uhr morgens und für 4 und 5 Uhr nachmittags, also für Zeiten, zu denen die Nordseite jeder Blockuhr gar nicht besonnt wird. Für den



Gestalter war hier wohl sein aus der Barockzeit zu erklärendes Bedürfnis nach Symmetrie ausschlaggebend. Übrigens: Der Stundenlinienfächer des Nordzifferblattes ist, was seine Winkel betrifft, identisch mit dem der Südseite. Man stelle sich nur vor, man zeichne ein Südzifferblatt auf eine Glastafel!

Die Genauigkeit

Staufen hat die geographische Breite von $47,9^\circ$ Nord. Dies ist also auch der geforderte Neigungswinkel der Schattenwerfer gegen

die Horizontale. Erdachsparellität ist hiermit gegeben. Ein mit Computer errechnetes vertikales Südzifferblatt ergab haargenau deckend den selben Stundenlinienfächer des auf den Stein gravierten Zifferblattes! Ob der Gestalter dieses Zifferblatt etwa nach Dürers 1525 veröffentlichter Anweisung konstruiert hat, oder etwa an Hand des auf seinen Stein als erstem Zifferblatt aufgebrauchten äquatorparallelem Zifferblatt geeicht hat, ist dahingestellt. Die Nachprüfung der Zifferblätter von Spielweg und Untermünstertal hat den selben Grad hoher Genauigkeit ergeben.

Man könnte annehmen — auch auf Grund der Beschränkung auf rein sachliche Gestaltung — daß alle drei Uhren aus der selben Werkstätte, wie auch die Steine aus dem selben Steinbruch stammen.

Beim Neigungswinkel des erdachparallelen Südzifferblattes ist eine geringe nicht ins Gewicht fallende Abweichung festzustellen. Beim Ostzifferblatt ist hingegen offenbar eine Verwechslung unterlaufen. Die schattengebende Kante des hohlzylindrischen Zifferblattes, und mit ihr die Stundenlinien, erhielten anstatt des Neigungswinkels der geographischen Breite von rd. 48° die Neigung von $90^\circ - 48^\circ = 42^\circ$! Diese Verwechslung ist kein einmaliger Fall! Die beigelegte Skizze zeigt den Sachverhalt. (S. Abb. 5)

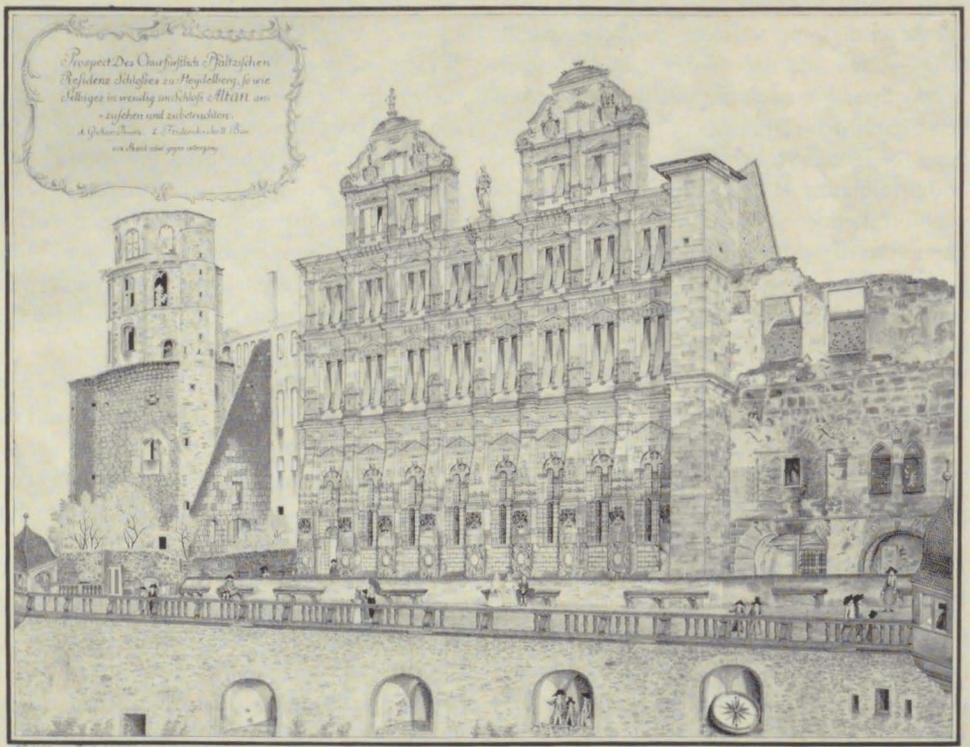
Vielzahl der Zifferblätter

Warum eigentlich Würfel-, Block- und Vielflächener-Sonnenuhren, bei denen viele Zifferblätter um die Wette die selbe Zeit anzeigen? Der Grund hierfür mag darin liegen: Jedes vertikale ebene Zifferblatt erhält je Tag maximal nur 12 Stunden Besonnung. Ein

Südzifferblatt z. B. nur von 6 bis 18 Uhr heutiger Zählung. Bei Verwendung der Ost- und Westseite eines Würfels werden aber auch die hochsommerlichen frühen Morgen- und späten Abendstunden erfaßt. Aus der Würfel-Sonnenuhr ließ hernach der menschliche Spiel- und Gestaltungstrieb vor lauter Freude am Können die große Zahl an barocken Vielflächener-Sonnenuhren entstehen. Eine ganz ähnliche Entwicklung vom Prototyp bis hin zum Übermut ist z. B. auch bei der Kunst des Wölbens zu beobachten.

Interessante Beispiele vielflächiger Sonnenuhren in unserer Nähe sind zu finden auf der Aussichtsterrasse des Klosters Odilienberg in den Vogesen, im Augustinermuseum Freiburg, dem Städt. Museum Offenburg, dem Heimat-Museum Gengenbach, ferner in vielen Schloßparks Niedersachsens und vor allem als kunstvoll ausgestaltete Gartenplastiken in englischen und schottischen Schloßgärten.

Vielleicht kommen auch bei uns noch Sonnenuhren oder deren Fragmente aus Kellern oder Speichern zum Vorschein.



Heidelberg vor 200 Jahren

„Heidelberg vor 200 Jahren“ — ein Kalender im Guderjahn Verlag

Peter Friedrich de Walpergen wurde 1730 in Heidelberg geboren, und hier starb er auch im Oktober 1809. Schriftliche Zeugnisse über den taubstummen Künstler als dessen Beruf Feldmesser angegeben war, sind rar. Dafür besitzen wir um so mehr künstlerische Arbeiten des Malers und Zeichners. Die großen Aquarelle und Federzeichnungen Walpergens, die für die Heidelberger Topographie von unschätzbarem Wert sind und sich im Besitz des Kurpfälzischen Museums befinden, werden zum erstenmal geschlossen präsentiert in dem Kalender „Heidelberg vor 200 Jahren“.

Dieser sehr sorgfältig gestaltete Begleiter durch das Jahr 1987 erschien im Verlag Brigitte Guderjahn und wurde von der Heidelberger Kunsthistorikerin Dr. Sigrid Wechsler herausgegeben. Als Folge 2 der von Dr. Helmut Prückner edierten Reihe „Aus Heidelberger Sammlungen“. Sigrid Wechsler schrieb den Text, der — soweit das die spärlichen Quellen zulassen — über Person und Werk des Künstlers informiert. Sie lobt die Exaktheit der Zeichnungen, die de Walpergen von dem nach dem Orléansschen Krieg wieder aufgebauten Heidelberg in Gesamt- und Detailansichten schuf.

Als frühestes Aquarell — es zielt den März — stellt sie das Große Faß heraus, und bei den zahlreichen Porträts des Künstlers vom Heidelberger Schloß hebt die Kunsthistorikerin einerseits deren Verpflichtung gegenüber der zeitgenössischen Vedute hervor, wobei de Walpergen aber nicht die übliche chiffreartige Staffage zeige, sondern realistische tätige Menschen.

Die Feinheit der Zeichnung, die Delikatesse der Aquarelle bleibt dem Betrachter des hervorragend gedruckten Kalenders, dessen fünfundzwanzig Abbildungen auch die zartesten Nuancen wiedergeben, nicht verborgen. Er sieht erfreut die Ansichten von der Stadt, vor allem vom Schloß, das der Künstler aus allen möglichen Perspektiven darstellte. De Walpergen übrigens, der ein genauer Beobachter war und ein akribischer Zeichner, stellte sich fast auf jedem Bild selbst dar, im Vordergrund in Rückansicht mit einer Windrose zur Orientierung und einem putzigen Hündchen. — Der Kalender „Heidelberg vor 200 Jahren“ mit seinen zumeist vierfarbigen, vorzüglich gelungenen Reproduktionen ist im Buchhandel für 29 Mark erhältlich.

(Rhein-Neckar-Zeitung, 23. 7. 1986)

-le

Das Wandergewerbe der Stadt Walldürn

Peter Assion, Marburg/Walldürn

„Im ganzen Deutschen Reich wird es wohl kaum eine zweite Stadt geben, deren Bevölkerung das Wandergewerbe in solchem Umfange betreibt, wie die der Stadt Walldürn.“ Mit diesem Satz leitete der zeitweise in Walldürn im hinteren Odenwald tätige Gewerbelehrer Joseph Geißler eine volkswirtschaftliche Studie zu diesem Wandergewerbe ein, die der renommierte „Verein für Socialpolitik“ (gegr. 1873) im fünften Band seiner „Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland“ (1899) abdruckte¹⁾. Volkskundlich interessante Passagen aus dieser Abhandlung übernahm kurze Zeit später Elard Hugo Meyer in sein Buch „Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert“²⁾, das 1984 in einer Neuauflage erschien³⁾. Dadurch blieb in Erinnerung, daß einstmals nicht nur der Schwarzwald ein blühendes Händlerwesen aufzuweisen hatte, sondern auch das nordöstliche Randgebiet Badens, wenn auch konzentriert auf eine einzige Stadt. Die Gründe für diese auffällige Sonderentwicklung mit städtischem (und eben nicht ländlich-dörflichem) Hintergrund waren von jeher klar. Walldürn hatte als viel besuchter Wallfahrtsort zum Heiligen Blut einen Wallfahrtsmarkt hervorgebracht, auf dem die Produkte eines besonderen Wallfahrtsgewerbes abgesetzt wurden: Devotionalien, Kerzen, Lebkuchen, Papierblumen usw. Bedingt durch die Konkurrenz am Ort und unter dem Druck einer wachsenden Bevölkerung ohne wirtschaftliche Alternativen hatte sich dieser Handel dann auch auf die Märkte in der weiteren Umgebung ausgedehnt, ergänzt um einen noch weiträumigeren Verkauf der Walldürner Waren von

Haus zu Haus. Als Wolfgang Brückner 1958 seine große Monographie der Walldürner Wallfahrt vorlegte, bestätigte und präzierte er diese Zusammenhänge aufgrund neuen Quellenmaterials⁴⁾. Was den jüngsten Entwicklungsstand betraf, so konnte Brückner für die 1950er Jahre feststellen, daß das Wandergewerbe noch immer existiere, ja durch den Handel mit Textilien und Wandbildern aus örtlichen Fabriken „wieder neuen Aufschwung bekommen“ habe⁵⁾. Heute — nach weiteren 30 Jahren — ist zu sagen, daß diese Konjunktur nicht anhielt, denn mit der Ansiedelung neuer Industriebetriebe und einer Bundeswehrgarnison, mit der Belegung des Bauwesens, des ortsgebundenen Handels, des Fremdenverkehrs usw. brachte das „Wirtschaftswunder“ auch den Walldürnern Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten von ungleich größerer Attraktivität, als sie der traditionelle Wanderhandel besaß. Und doch: in eingeschränktem Umfang ist Walldürn selbst heute noch eine Händlerstadt. Denn dem Zug der Zeit folgten einzelne Marktfahrer, die moderne Verkaufswagen anschafften und sich auf die gegenwärtige Konjunktur der Volksfeste und Weihnachtsmärkte einstellten. Und daneben gibt es auch noch Kleinhändler der herkömmlichen Art, wenn auch heute mit dem Auto statt zu Fuß und mit der Eisenbahn unterwegs. Dazu lebt in den alten Händlerfamilien noch stark die Erinnerung an die Vergangenheit, und die Stadtverwaltung und einige Vereine (Fastnachtsgesellschaft, Heimat- und Museumsverein) pflegen die Händlertradition als kulturelles Erbe. Dies alles mag zum Anlaß genommen werden, erneut vom Walldürner



Walldürmer Hausierwaren (Lebkuchen, Wachswaren, Kunstblumen) alter Art, wie sie mit der „Köize“ (links) und der „Manne“ (rechts) in ganz Baden und darüber hinaus verhandelt worden sind. Die „Köize“ war der Tragkorb für Männer, die „Manne“ mit Doppelgriffen diente den Frauen zum Warentransport auf dem Kopf, wobei der „Wiesch“ (Bildmitte) unterlegt wurde (Heimat- und Wallfahrtsmuseum Walldürn). Wegen des Transports von „Schiffli“ (ein Anisgebäck) zum Walldürmer Wallfahrtsmarkt wurde auch von der „Schiffli-manne“ gesprochen.

Foto: H. W. Ströbel

Wandergewerbe zu handeln, nachdem sich Wirtschaftsgeschichte und Volkskunde seit längerem nicht mehr damit befaßt haben⁶⁾ und es unkundigen Lesern willkommen sein mag, mehr über eine Händlerstadt zu erfahren, von der ein älterer Volkskundler — Max Walter in Amorbach — zu sagen pflegte: „Walldürn steckt voller Merkwürdigkeiten.“

Die Anfänge

Über die Anfänge des Walldürmer Wandergewerbes hatte Geißler geschrieben: „So alt als die Wallfahrt ist auch der Hausierhandel von Walldürn⁷⁾. Andererseits sprach jedoch auch er von „Entwicklungsstufen“, und mit den Forschungen Brückners wurde dann

deutlich, daß dafür nach Jahrhunderten zu unterscheiden ist. Gab es schon im 15. Jahrhundert die Wallfahrt nach Walldürn, so doch erst mit dem Bau der barocken Wallfahrtskirche 1698/1728 einen um die Kirche und in den Straßen der Stadt aufblühenden Wallfahrtsmarkt mit Verkaufsständen für Opferwachs, Rosenkränze, Gebetbücher, Andachtsbildchen, Wallfahrtsgebäck und Gebrauchsgütern des Alltags⁸⁾. Und fanden bei jährlich bis zu 130 000 Wallfahrern die Walldürmer Wachszieher, Lebküchner, Rosenkranzmacher usw. durch diesen Markt ihr hauptsächlichliches Auskommen, so mußte es der rückläufige Besuch von Kirche und Markt gewesen sein, der nach Ersatz suchen und einen solchen im Wanderhandel finden ließ. Brückner setzt hierfür die Zeit um 1800

an⁹). Nachweislich brachten damals die Napoleonischen Kriege, die Säkularisation und der ganze geistige und politisch-soziale Umbruch zwischen Spätbarock und Restauration der Wallfahrt starke Einbußen, u. a. auch durch direkte Wallfahrtsverbote, und die Frequenz sank auf 20 000 bis 30 000 Pilger pro Jahr herab.

Die erste urkundliche Nachricht zum Walldürner Hausierhandel datiert jedoch bereits aus dem Jahr 1787 und findet sich in einem Bericht, mit dem das zuständige kurmainzische Oberamt Amorbach das Markttreiben in Walldürn und überhaupt die für ungesund gehaltenen wirtschaftlichen Verhältnisse der Wallfahrtsstadt kritisierte. Speziell heißt es in diesem Bericht, daß es in Walldürn viele Leute gebe, „welche ihre Lebsucht für das ganze Jahr nicht haben und sich also unschickliche Nahrungsquellen“ erschlossen hätten, „worunter vorzüglich das Verkaufen der Lebkuchen und der sogenannten Schiffgen oder Flindenstein¹⁰) und dergleichen der menschlichen Gesundheit oft schädlichen Sachen zu rechnen ist“¹¹). Dann folgt der aufschlußreiche und besonders unfreundlich endende Satz: „Die Waltürner Mädchen sind durch diesen Handel in der ganzen Gegend auf 10:20 und mehrere Stunden Weeges bekannt, und bringen öfters weniges Geld, dagegen aber einen Zuwachs der Familie mit sich nach heim“¹²).

Billigt man diesem Bericht zu, daß er nach längerer Beobachtung der Walldürner Verhältnisse geschrieben wurde, dann berechtigt er dazu, die Anfänge des Wandergewerbes sogar schon vor 1787 zu suchen: also doch bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Dabei muß jedoch ein Wachs- und Devotionalienhandel, von dem wir erst später hören, von einem frühen Handel mit Backwaren unterschieden werden, für dessen Wahrscheinlichkeit im übrigen auch Nachrichten zur Geschichte des Wallfahrtsgewerbes sprechen. Schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts drängten ungewöhnlich viele „Honigdockenkrämer“ — also Verkäufer von Lebkuchen in

Figurenform¹³) und ähnlichem — auf den Wallfahrtsmarkt, und einer diesbezüglichen Klage der Walldürner Brotbäcker von 1714 ist zu entnehmen, daß es sich bei diesen Krämern zugleich um ortsansässige Hersteller süßer Backwaren handelte, zumindest der Mehrzahl nach. Denn indem sich die zünftigen Brotbäcker beim Rat der Stadt darüber beschwerten, daß sie von den „Biliter-Honigdocken und dergleichen Krämer“ von den Standplätzen beim Rathaus vertrieben worden seien, machten sie geltend, daß die unliebsamen Konkurrenten doch „keine erlernte und schatzbare Handwerckher sindt“, also Stadt und Obrigkeit keine Steuern zahlen würden¹⁴). Daraus ist zu schließen, daß die Lebkuchenbäckerei als Walldürner Hausgewerbe aufgekommen war, und wenn sich die Lebküchner auf dem Wallfahrtsmarkt durchzusetzen wußten, dann werden sie auch kaum die Möglichkeit verschmäht haben, mit ihren Waren in der Umgebung Geschäfte zu machen: auf sonstigen Kirchenfesten und Jahrmärkten sowie durch hausierenden Direktverkauf. Die Wallfahrtszeit dauerte im 18. Jahrhundert (und noch bis 1864) offiziell nur zwei Wochen in der Zeit um Fronleichnam, und mit der relativ großen Einwohnerzahl von ca. 2000 Personen unterlag Walldürn auch damals schon wirtschaftlichen Zwängen, die die Wallfahrt — in der Umgebung neidvoll „Walldürner Ernte“ genannt — wohl nicht völlig auszugleichen vermochte. Während aber die Wachszieher auch nach Schluß des Wallfahrtsmarktes noch regelmäßig Kerzen an die Kirchen der Umgebung liefern konnten, fehlte den Lebküchnern eine vergleichbare Stammkundschaft. Auch kam bei ihnen mehr Konkurrenzdruck in den eigenen Reihen hinzu. Nachdem es möglich gewesen war, sich noch im kleinsten Häuschen einen Stubenofen einbauen zu lassen, gab es nämlich besonders viele „Zuckerbäcker“ (wie die Lebküchner bis heute mundartlich genannt werden, um sie von den Brotbäckern zu unterscheiden): auf immerhin rund 25 wuchs ihre Zahl bis

um 1800 an¹⁵⁾, wobei auch bloße „Schifflesbäcker“ mitgezählt sind, die saisonweise mit einfachsten Zutaten die erwähnten „Schiffli“ und „Schießerli“¹⁶⁾ herstellten. Wachszieher, die einen aufwendigeren Betrieb führen mußten, lassen sich für das 18. Jahrhundert hingegen erst drei mit Namen belegen¹⁷⁾, und wenn gleichwohl 1785 auf dem Wallfahrtsmarkt 24 Wachsstände gezählt wurden¹⁸⁾, so ist anzunehmen, daß zum größten Teil Weiterverkäufer und auch auswärtige Wachszieher die Inhaber waren.

Zusammengefaßt ist festzuhalten, daß aus der gewerblichen Unterschicht Walldürns heraus schon im 18. Jahrhundert ein Vorstoß in Richtung Wandergewerbe erfolgt ist, und zwar durch die Lebkücherei, wobei wir nach einer Typologie, die Wolfgang Hartke allgemein für das Hausiererwesen vorgeschlagen hat¹⁹⁾, noch von „Selbsthausierern“ sprechen müssen: von Verkäufern eigener Ware, die ein in der Heimatgemeinde entstandener sozialer Zwang — und nicht etwa ein primäres Interesse ferner Märkte — in die Fremde trieb. Der nächste Entwicklungsschritt war dann der, daß „Lohnhausierer“ hinzutraten und es als Händler mit fremder Ware ermöglichten, daß der Produzent zuhause bleiben und mit seinen Familienangehörigen die Produktion steigern konnte. Und schließlich kam hinzu, daß der Backwarenhandel auch andere Gewerbezweige „ansteckte“ bzw. sich diesen zu vermehrtem Absatz anbot: eine Entwicklung von gewisser Zwangsläufigkeit (vgl. die Erweiterung des Schwarzwälder Glaswarenhandels zum Handel auch mit Uhren, Strohgeflechten usw.). Wann in Walldürn dies alles geschah, läßt sich freilich nicht genau sagen und schon gar nicht in eine strenge Reihenfolge bringen, erhielten sich doch ursprüngliche Handelsformen neben neuen, so daß es sogar noch im 20. Jahrhundert Lebkuchenfrauen gab, die nur mit selbstgebackener Ware auf den Handel gingen (vgl. unten). Im Prinzip dürfte es alle Entwicklungsformen schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts gegeben ha-

ben. Zur vollen Blüte aber kam das Lohnhausierertum sicher erst nach 1800, d.h. nach dem von Brückner bezeichneten Einschnitt in die Walldürner Wallfahrts- und Wirtschaftsgeschichte. Als frühestes Zeugnis gibt es dazu dann wieder eine Kritik, 1825 von dem Lahrer Professor Christian Ludwig Fecht in seiner „Beschreibung einer Reise durch das Großherzogtum Baden“ zu Papier gebracht. Sie nimmt nun ausdrücklich auch auf den Handel mit Wachswaren Bezug und lautet aus dem Munde eines „wackeren“ Walldürner Bürgers, mit dem sich Fecht unterhalten hatte: „die Wallfahrt . . . wohl haben wir davon viel Nutzen. Auch laufen unsere Büblein mit den Lebkuchen und Wachskerzen, die hier verfertigt, aber letztere wohl auch verfälscht werden, in der ganzen Welt herum und bringen wohlgefüllte Geldsäcke mit. Aber unsere Leute werden durch den leichten und schnellen Verdienst von der Arbeit entwöhnt; die Buchener sind viel gewerbsamer als wir Walldürner . . .“²⁰⁾

Ausbreitung und Unterdrückung

Von außen und oben betrachtet stellte sich das Wandergewerbe als Fehlentwicklung dar, weil es die Walldürner Bevölkerung davon abzubringen schien, sich fleißig und redlich auf der eigenen Scholle zu ernähren und vor Ort die wirtschaftliche Hebung ihrer Stadt anzustreben. Zusätzlich wurden Gefahren für das Familienleben und die Kindererziehung befürchtet, und auch die Sittlichkeit der Umherziehenden galt als bedroht. Die kurmainzischen Behörden unterschieden sich in dieser Betrachtungsweise nicht von den badischen, die sich seit 1806 mit Walldürn zu befassen hatten, nur daß früher empfohlen wurde, das Händlerwesen durch Hebung der Landwirtschaft zu beseitigen²¹⁾, während später im Großherzogtum das Heil vom Handwerk sowie einer Zündholzfabrik (gegr. 1852) und einer Strohflechtschule (gegr. 1863) erwartet wurde. Völlig verkannt wurde dabei jeweils, daß sich das Wandergewerbe mit innerer Notwendigkeit entwickelt

hatte und daß es im Begriff stand, aus dem alten Wallfahrtsgewerbe eine eigene Walldürner Industrie hochzuziehen: neben einer Landwirtschaft, die mit der Realteilung des Bodens längst an ihre Grenzen gekommen war, und neben einem Handwerk, das als hoffnungslos übersetzt gelten mußte²²).

Zwischen 1800 und 1850 wuchs die Einwohnerschaft Walldürns von ca. 2200 auf ca. 3200 „Seelen“ an, und waren schon 1803 viele Tagelöhner — nämlich 121 — gezählt worden, so wurde nun vollends „die ärmere Klasse die stärkste“²³). Sie umfaßte berufslose Gelegenheitsarbeiter, Handwerker ohne Verdienst, verwitwete oder ledige Frauen ohne Versorgung: ein Personenkreis, dem keine gutgemeinten Ratschläge halfen, sondern im abgelegenen Walldürn nur die eigene Entschlußkraft und Initiative aufgrund bereits vorhandener Erfahrungen. Das hieß, daß sich nach 1800 — und so richtig erst in den ruhigen Jahren nach dem Wiener Kongreß 1815 — immer mehr Walldürner auf den Handel verlegten: im Anschluß an das alte Lohnhausierertum oder in einer Übergangszeit — ehe sich Produktion und Vertrieb doch in der Hauptsache in verschiedenen Händen konzentrierten — auch noch und wieder als Selbsthausierer, mit einem kleinen Familienbetrieb im Hintergrund. Dem Handelstrend schlossen sich jetzt selbst zünftige Handwerker an, indem sie saisonweise oder endgültig ihren alten Beruf aufgaben und es ebenfalls mit dem Backen und Verhandeln von Lebkuchen — so etliche Zimmerleute und Maurer²⁴) — oder auch mit der Herstellung religiöser Wachsbilder und Tonfiguren versuchten: so der Maurer und Tüncher Melchior Schneider (1802 bis 1855), aus dessen Betrieb sich eine Devotionalienfabrik entwickeln sollte²⁵). Im Bauhandwerk, das schwer darniederlag und nicht nur im Winter Not litt, griff der Handelstrend besonders um sich. Aber auch die Leinweberei, die vor 1850 noch mit 35 bis 38 Webern vertreten war, füllte als Handwerk ohne Zukunft die Reihen der Händler

auf, und zum Stammvater einer ganzen Dynastie von Lebkuchenbäckern und -fabrikanten wurde Felix Josef Krämer (1801—1855), der vom nicht mehr tragfähigen Gewerbe eines Säcklers zur Zuckerbäckerei übergegangen war²⁶). Junge Walldürner, denen schon die beschränkenden Maßnahmen der Zünfte den Zugang zum Handwerk verwehrten, stießen auch direkt zum ambulanten Gewerbe, das im übrigen auch stark jüngere und ältere Frauen anzog. Stieg andernorts die Zahl der Tagelöhner, so sank sie in Walldürn sogar: auf 65 bis zum Jahr 1850. Denn wer hausierte, wurde eben nun als „Händler“ registriert oder nannte sich nach seinem kleinen Hausgewerbe, das ihm einen Nebenverdienst oder einen Vollerwerb verschaffte. Dabei hören wir dann auch erstmals von „Blumenmachern“. Dieselben stellten Altar- und Fahnen schmuck für den Wallfahrtsmarkt sowie papierne Kranzblumen für den Hausierhandel her: ein um 1820 aufgekommener Gewerbezug, den der Kürschner Felix Gerold (1766—1833) — also wieder ein auf Zusatzverdienst bedachter Handwerker — in Walldürn eingeführt hatte, wohl nach dem Vorbild der böhmischen Blumenmacherei. Die neue Branche war besonders zukunftsfruchtig. Sie ernährte schon bald eine ganze Reihe von Familien, die Gerolds Enkel — der Schuh- und Blumenmacher Franz Leopold Link (1837—1922) — als nachmaliger Blumenfabrikant überflügelte²⁷). Und für lange Zeit war damit nun die „klassische“ Dreierheit des Walldürner Handels geschaffen: Lebkuchen, Blumen und Wachs, wobei Wachswaren jahrzehntelang nur von einem einzigen Betrieb geliefert wurden: von der Wachszieherei Ehemann (gegr. 1806) in der Hauptstraße, welcher erst 1889 die Wachsfabrikation Heinrich Kieser zur Seite trat.

Mindestens 38 „Hausierhändler“ — die erste genaue Zahl! — gab es 1837 in Walldürn, als die Behörden bei den erforderlichen „Handelspässen“ den Hebel ansetzten, um die unliebsame Entwicklung zu unterdrücken.

Schon seit 1815 hatte es allgemeine badische Hausierverbote gegeben, von denen nur die Schwarzwälder Händler ausgenommen waren²⁸). Die Walldürner hatten sich beim örtlichen Bezirksamt um Ausnahmegenehmigungen zu bemühen, und dabei fiel 1837 auf, daß das „Hausieren mit Blumen, Wachs und Lebkuchen . . . seit einigen Jahren eine solche Höhe erreicht (hat), daß zur Beseitigung des hieraus hervorgehenden Mißstandes eine Beschränkung desselben eintreten muß“²⁹). Die Regierung des Unterrheinkreises zu Mannheim forderte beim Bezirksamt — das die Sache aufgerührt hatte — ein genaues Verzeichnis aller zugelassenen Händler an, wobei dann der Walldürner Gemeinderat in der Eile nur die genannten 38 erfassen konnte, nicht aber weitere, die zur fraglichen Zeit — es war Dezember und Haupthandelszeit für Lebkuchen — ortsabwesend waren³⁰). Den Mannheimern genügte jedoch offenbar schon das vorläufige (erst später vervollständigte) Verzeichnis, um am 5. Juni 1838 anzuordnen, daß hinfort nur noch die zehn bedürftigsten Hausierer zu konzessionieren seien, denn „der Handel mit Blumen, Wachs und Lebkuchen gehört nicht zu den Industrieprodukten des Odenwaldes, welche die Hausierverordnung vom 21. Sept. 1815 § 6 durch Erteilung von Hausierscheinen begünstigt wissen will“³¹). Für die Walldürner war dies ein harter Schlag. Doch über Bittschriften betroffener Händler³²) setzte man sich amtlicherseits ebenso hinweg wie über wiederholte Gesuche des Gemeinderates, der schon deshalb zu den Hausierern hielt, weil er befürchtete, die um ihren Broterwerb gebrachten Handelsleute würden der Gemeindekasse zur Last fallen, während gleichzeitig über die „Fabrikation“ (und entsprechend die „Fabrikanten“) der bewährten Walldürner Artikel das Todesurteil gesprochen sei³³). In diesem Zusammenhang ist ausdrücklich von Einwohnern die Rede, „welche sich dormal nur noch durch ihren . . . Handel ernähren“, also von Lohnhausierern.

Der Druck der „Verbotszeit“ scheint wenig-

stens dadurch gemildert worden zu sein, daß man neben den „Handelspässen“ noch „Heimatscheine“ verausgabte, die zum Besuch von Märkten berechtigten (was umgekehrt seit 1841 den zehn zugelassenen Hausierern untersagt war, deren „Heimatscheine“ eingezogen wurden). So dürfte sich auch erklären, daß in einem Walldürner Bürgerverzeichnis von 1850 insgesamt 40 „Handelsmänner“ aufgeführt sind³⁴).

Am meisten benachteiligt waren die Frauen. Während von Anfang an — vgl. die schon 1787 besonders erwähnten „Walltürner Mädchen“ — weibliche Personen an der Entwicklung des ambulanten Gewerbes stark beteiligt waren und im Handeln quasi den ersten „Frauenberuf“ Walldürns gefunden hatten, wurden jetzt nur noch einzelne arme Witwen bei der Paß- oder Scheinvergabe berücksichtigt, sofern sie keine Kinder zu versorgen hatten oder nicht ihrerseits von schon erwachsenen Kindern unterhalten werden konnten³⁵). Offenbar unterlief man aber auch die Restriktionen und fand Wege zur alten Stammkundschaft, ohne sich polizeilicher Kontrolle auszusetzen. Einem erhalten gebliebenen Geschäftsbuch des Wachsziehers Theodor Ehemann³⁶) sind für November/Dezember 1850 und Januar 1851 genau 39 Walldürner Abnehmer von Wachsstöcken zu entnehmen: eine erstaunliche Tatsache, die nur bedeuten kann, daß die Verzeichneten — 27 Männer und 12 Frauen — zum Advent bzw. auf Lichtmeß mit den Wachsstöcken hausieren gegangen sind, und zwar — bei Einzelmengen im Wert bis zu 195 Gulden — gewiß nicht nur innerhalb der Walldürner Stadtgrenzen. „Subversiv“ verhielt sich sogar der Walldürner Gemeinderat, indem er in befürwortenden Gutachten für die Antragsteller von Reisepässen falsche Angaben machte und sich dafür amtlichen Tadel und Ordnungsstrafen zuzog³⁷).

Mit allen Mißshelligkeiten war dann Schluß, als mit dem badischen Gewerbegesetz von 1862 die Gewerbefreiheit eingeführt wurde. Ein Handelspaß konnte jetzt nur noch straf-

Kurz bevor 1862 in Baden die Gewerbefreiheit eingeführt wurde, ließ sich der Walldürmer Lebküchener Johann Valentin Krämer diesen Handelspaß ausstellen, der ihm erlaubte, „auf Messen und Märkten Zuckerbäckerwaaren feil zu halten“ (Privatbesitz der Lebkuchenfabrik B. & J. Krämer, Walldürn).

Paß Nr. 7

PER 6 K

Gültig für ein Jahr

(Großherzogthum) Baden

Landes-Commiss. Kreis. Bezirks-Unt. Walldürn

Kennzeichen.

Alter 28 Jahre
 Größe 5 Schuh 4
 Statur kräftig
 Gesichtsf. Form und Farbe
 Haare braun
 Stirne rund
 Augenbraunen dunkel
 Augen grau
 Nase groß
 Mund klein
 Bart braun
 Sinn gesund
 Stimme gut

Besondere Kennzeichen.

Personliche Verhältnisse:
 Verheirathet ja
 Wittwe
 Concupiscenz gut

Unterchrift des Paß-Inhabers.
 Johann Valentin Krämer

Alle in und ausländische Civil- und Militär Behörden werden geziemend ersucht dem Vorzeiger dieses Paßes Gehör zu ertheilen

Johann Valentin Krämer

gebürtig zu Walldürn
 wohnhaft zu Walldürn
 welche nach dem Letztgenannten

in der Absicht auf Messen und Märkten zu verkaufen mannes feil zu halten

erleidt frei und ungehindert bin und der passiren zu lassen, auch nothigfalls Schutz und Hilfe zu gewähren.

Gegenwärtiger Paß ist auf meine Person ausgestellt worden

gegeben zu Walldürn am 11 August 1862

Unterzeichnet von J. Valentin Krämer

fällig gewordenen Personen usw. verweigert werden, und so schnellte noch im gleichen Jahr die Zahl der Händler und Händlerinnen auf 140 hoch, um sich bis 1898 noch einmal zu steigern: auf 172 Besitzer von Handelspässen, von denen 70 nur Messen und Märkte besuchten, während die Mehrzahl zusätzlich haushierte³⁸). Die Pässe galten jeweils für zwei Jahre und wurden dann erneuert. Miteingetragen waren über 100 Personen als Begleiter (Träger), so daß um 1900 rund 300 Walldürner ständig im Handel un-

terwegs waren: ein Sechstel der erwerbsfähigen Bevölkerung bzw. ein Zehntel der gesamten Einwohnerschaft.

Die Hochkonjunktur

Wenn Wolfgang Hartke vorrechnet³⁹), daß von einer „Hausiergemeinde“ gesprochen werden könne, wenn mindestens 0,5% der Wohnbevölkerung im Wandergewerbe unterwegs sei (bzw. gewesen sei), so war Walldürn nun ab 1862 eine der führenden Hau-

siergemeinden Südwestdeutschlands oder eben eine Händlerstadt. Da bis zum Jahrhundertende die Einwohnerzahl nicht mehr stieg, sondern sogar leicht zurückging, gewann das örtliche Händlertum um so größere sozialstatistische und tatsächliche Relevanz, und zwar letzteres schon dadurch, daß es Personen am Ort hielt, die sonst wohl ausgewandert wären. Nachdem sich die Lage des Handwerks nicht gebessert, sondern durch die aufkommende Industrie der Städte noch verschlechtert hatte, erfaßte die Auswanderungsbewegung zwar auch Walldürn⁴⁰⁾, gefolgt von der Landflucht in die neuen Wirtschaftszentren, vor allem nach Mannheim. Daraus erklärt sich die Walldürner Bevölkerungsentwicklung insgesamt. Doch blieb Walldürn einer der volkreichsten Orte im nordbadischen Hinterland, und wie ein Paradigma der Walldürner Sozialgeschichte will es erscheinen, daß sich in der Untergasse im Haus der Seilerfamilie Krug — wegen Verdienstmangels nach Philadelphia/USA gegangen — der Zuckerbäcker Julius Frank einrichtete und zahlreichen Händlerfamilien Verdienst gab bzw. von diesen Verdienst erhielt⁴¹⁾. Den Zuwachs seitens der Hausierer gab es weiterhin aus der Sozialschicht, die oben schon für die ältere Zeit charakterisiert worden ist, sowie durch Weitergabe des Wandergewerbes in den meist kinderreichen Familien. Begünstigend wirkte dabei jedoch die Gewerbefreiheit nicht allein. Es kam hinzu, daß die deutsche Gewerbeordnung von 1869 den Handel über Baden hinaus auch in den Nachbarländern (in Bayern und Württemberg, in Hessen und in der Pfalz) gestattete und der Ausbau des Bahnnetzes erlaubte, immer ausgedehntere Wandergebiete rasch und bequem zu erreichen⁴²⁾. Schon ab 1862 konnte von Mosbach aus mit der Bahn ins „Unterland“ am Neckar und weiter ins „Oberland“ am Oberrhein gefahren werden, und nachdem 1866 Seckach und Osterburken und schließlich 1887 Walldürn selbst Bahnstation geworden waren, bot sich den Hausierern erst recht die Eisenbahn an,

auch ins Württembergische und über Lauda ins bayerische Franken. Sogar auf das 1871 reichsdeutsch gewordene Elsaß griff das Handelswesen nun aus. In älterer Zeit waren nur einzelne solche weiten Wege gegangen, und zwar z.T. „heimlich“ (worüber sich vorerst nichts genaueres aussagen läßt), denn die alten badischen Handelspässe hatten das Hausieren nur im Großherzogtum zugelassen und zeitweise sogar nur im Unterrheinkreis.

„Uff die Hannelschaft“ zu gehen, das hieß jedoch auch noch im Zeitalter der Eisenbahn, mit der schwerbepackten „Köize“ auf dem Rücken oder — so die Frauen — mit der vollen „Manne“ auf dem Kopf durch die Kleinstädte und über die Dörfer zu ziehen und im Direktverkauf die Walldürner Waren loszuschlagen, die man als „Ei(n)päcker“ — so die ortsübliche Bezeichnung für die Lohnhausierer — mit auf den Weg genommen hatte. Im Anschluß an Geißler zeichnete Elard Hugo Meyer davon folgendes Bild: „Im Oktober und November geht Alles ‚auf die Handelsschaft‘, um zu Weihnachten besonders Lebkuchen und Zuckerguß, zu Mariä Lichtmeß Wachs und vor Ostern Heiligenbilder, Gebetbücher, Rosenkränze und Kränze anzubringen. Bei den Sonntagstänzen verehrt der Bursch gern seinem Schatz einen Walldürner Lebkuchen... Der Hausierer trägt alle diese Herrlichkeiten im schweren Tragekasten auf dem Rücken, die Hausiererin in einem riesigen Korb von über einem Meter Bodendurchmesser auf dem Kopf stundenlang bei scharfem Gange. Und da er oder sie selten allein geht, sondern meistens noch einen Träger bei sich hat, so schwatzen sie fast unaufhörlich miteinander, wie sie auch im Gegensatz zu den ernsten schweigsamen Todtnauer Hausierern ihre Kunden durch einschmeichelnde Beredsamkeit zum Kaufe zu verlocken wissen. Auch empfehlen sie sich der Landbevölkerung durch rechtschaffenes und frommes Gebahren. Unterwegs essen sie aus der Hand, was sie beim Bäcker und Metzger direkt eingekauft ha-

Drei Walldürner Händlerinnen unterwegs, die schwer bepackte „Manne“ auf dem Kopf. Das Foto entstand um 1885 als Ferrotypie, wohl auf einem Jahrmart (Privatbesitz).

Repro: H. W. Ströbel



ben. Sie übernachteten gern unentgeltlich bei einem ihnen bekannten Wallfahrer, dem sie dafür in ihrer Vaterstadt ein billiges Quartier verschaffen. Bis Würzburg, Stuttgart, Waldshut und Marburg erstreckt sich ihr unverdrossener Betrieb⁴³).

Die mündliche Überlieferung bestätigt, daß der Winter die Haupthandelszeit war. Ab Herbst konnte die ländliche Kundschaft am ehesten zu Hause angetroffen werden, und in das Winterhalbjahr fielen auch die Feste, zu denen die Walldürner Spezialartikel — vor Ort sonst meistens nicht erhältlich — besonders gefragt waren. Das begann schon mit Allerheiligen/Allerseelen und dem Ver-

kauf von Kranzblumen für diese Totenfeste. Im Advent waren Wachsstöcke für die Rorate-Andachten in den katholischen Kirchen gängig, und auf Weihnachten die Lebkuchen und Zuckerwaren sowie Christbaumlichter. Die Lebkuchen gabs abgepackt im halben Dutzend, und dazu hatten die Händler „kopfzichweise“ — d.h. in Kissenbezüge („Kopfzieche“) abgefüllt — sogenannten „Krebbel“ dabei: helle Ausstechware mit bunten Zuckergußverzierungen, beliebt als Christbaumschmuck. Für die badische und bayerische Höhe nordöstlich von Walldürn durften für den Christbaum auch die „Reuder un Boppe“ (Reiter und Puppen) nicht

fehlen: große Teigfiguren ähnlich dem „Krebbel“, flächenfüllend mit Strichen und Schnörkeln verziert⁴⁴). Und auch die berühmten „Dürmer Herzer“ mußten mit dabei sein: Lebkuchen in Herzform mit aufgemodelten oder aufgespritzten Verzierungen^{44a}), die nicht nur sommers auf den Jahrmärkten, sondern auch zu Weihnachten als Liebesgaben gekauft und verschenkt wurden. Auf Neujahr war dann mit großen runden Lebkuchen ein Geschäft zu machen, jedenfalls dort, wo es dieselben mit der Aufschrift „Zum neuen Jahr“ als Patengeschenk für die Kinder gab. Und unmittelbar danach begann die eigentliche „Wachszeit“, war es doch katholischer Brauch, zu Mariä Lichtmeß (2. Februar) sämtliche Wachswaren, die das Jahr über in Gebrauch genommen werden sollten, in der Kirche weihen zu lassen. So wurden von den Walldürnern im Januar verhandelt: Kerzen aller Arten und Zweckbestimmung (Haushalts-, Hausaltar-, Verseh-, Gewitter-, Opferkerzen usw.) sowie Wachsstöcke in dreierlei Form („Büchli“, „Fäßli“, „Schnecke“) wie auch in unterschiedlicher Größe und Farbe⁴⁵) — für reiche Bauern besonders groß und mit aufgelegten Verzierungen aus buntem Wachs. Das Ostergeschäft schließlich — mehr ein Geschäft zum Weißen Sonntag nach Ostern — wurde mit „Kult“ bestritten, d. h. mit Devotionalien, verlangte es doch die Sitte, den Erstkommunikanten ihren ersten Rosenkranz und ihr erstes Gebetbuch zu schenken.

Die genannten Waren übernahmen die Lohnhausierer nur in Kommission. Nach der Rückkehr vom Handel rechneten sie mit ihren Lieferanten ab und gaben zurück, was sie nicht verkauft hatten. Mitgetragen wurde möglichst viel, und für entfernte Wandergebiete schickte man auch Warenkisten mit der Bahn voraus oder ließ sich Waren nachschicken oder nachtragen, z. B. nach Offenburg, von wo aus der Schwarzwald abgewandert wurde. Unterwegs nutzte man Gelegenheitsfuhrwerke oder ließ auch mal für ein paar Süßigkeiten von größeren Kindern die

„Manne“ tragen. Doch wurden Geldausgaben vermieden, wo es nur ging, und einzelne Händlerinnen sollen sogar die Bahn verschmäht haben, weil sie ihnen zu teuer war (Kommentar beim ersten Fahrkartenkauf: „Was, souviel? Do du ich's anner Mool wider laafe!“). Wichtig war, möglichst viel Verdienst nach Hause zu bringen. Dafür hatte man auch — wie Meyer bzw. Geißler angibt — seine festen Quartiere zum kostenlosen Übernachten, und bestand die Gegenleistung nicht in einem Schlafplatz zur Wallfahrtszeit in Walldürn, so einfach in einem Geschenk für die Kinder oder in etwas Mithilfe bei der Hausarbeit⁴⁶). Zwischen Wirts- und Hausiererfamilien stellten sich Verbindungen her, die teilweise über Generationen hinweg Bestand hatten, und dadurch gab es im Ochsenfurter Gau in manchen Bauernhäusern die „Walldürner Stube“: eine Schlafkammer, in der regelmäßig die Wachs- oder Lebkuchenfrau aus Walldürn übernachtete⁴⁷). Auch dörfen- und landstrichweise war man auf ganz bestimmte Händlerinnen und Händler eingestellt: im Gau auf die „Zuckerresel“, im Jagst- und Kochertal auf den „Herzlis-Alis“⁴⁸), anderwärts auf den „Lebkuch-Jörg“ oder einfach den „Lebkuche-Mann“ bzw. die „Herzlis-“ oder „Döggelisfraa“, „Zuckerlisbaasch“ oder „Gutselismodder“ aus Walldürn. Denn nachdem es unter den Hausierern unliebsamen Wettbewerb gegeben hatte, nachdem einzelne heimlich losgezogen und dann doch mit der Konkurrenz „zammeg'rumpelt“ waren, hatten alle ihre besonderen Wanderwege, ihren eigenen „Strich“, und ein ungeschriebenes Gesetz gebot, dies wechselseitig zu respektieren⁴⁹). Die Spezialisierung auf einzelne Artikel war ein weiteres Mittel, der Konkurrenz der Mithausierer zu entgehen. So gab es Personen, die nur mit „Kult“ handelten⁵⁰). Andere verlegten sich allein auf das Geschäft mit Wachswaren, so daß im Schwarzwald bis heute am besten die Walldürner „Wachsfraäl“ oder „Wachswiible“ in Erinnerung blieben. Schon in der ersten Jahrhundert-

hälfte soll es dazu mindestens 20 Händler gegeben haben, die ausschließlich mit künstlichen Blumen hausieren gingen. Über diese schreibt Richard Elsishans in seiner Studie über die Walldürner Blumenindustrie: „Der Haupthandelsartikel in künstlichen Blumen waren billige Totenbuketts und Anstecksträußchen. Jedoch führten die Hausierer auch einen Karton mit Kinderkopfkränzchen mit. Die Totenbuketts trugen sie dicht aufeinandergeschichtet in einem 1,50 bis 1,70 Meter hohen Lattengestell auf dem Rücken, das leicht gearbeitet, mit starker, durch kräftigen Anstrich mit grüner Ölfarbe wasserdicht gemachter Leinwand überzogen war. Der Karton mit den Kopfkränzchen wurde außen auf das Traggerüst oben darauf festgebunden. Bei starkem Wind war das Gehen mit einem derartigen Monstrum begreiflicherweise äußerst schwierig und mußten die Leute acht geben, daß sie nicht umgeworfen wurden. Auf der anderen Seite des Gestells befand sich eine Tür. Innerhalb einer Woche wurde in der Regel der Inhalt des Traggestells auf der ‚Handelschaft‘ verkauft... Die Frauen trugen die Totenbuketts in großen, weißen Waschkörben verpackt auf dem Kopfe in das Land hinaus“⁵¹). Dadurch, daß die Totenbuketts als Beileids Geschenk in aktuellen Trauerfällen Verwendung fanden, waren diese Blumenhändler nicht nur auf den Verkaufstermin „Allerheiligen“ eingestellt⁵²), und eigene Wege gingen sie auch, indem sie überall, wo Rekruten gemustert wurden, bei der „Ziehung“ zugegen waren und bunte Rekrutensträuße anboten. Wieder andere Hausierer nahmen Kurzwaren und Textilien mit ins Angebot, die sie von auswärts bezogen, so daß sich in geringem Umfang⁵³) auch das „Fremdhausieren“ (d. h. das Verhandeln ortsfremder Ware) ausbreitete. Und in noch offene Handelslücken versuchten daneben einige Handwerker als Selbsthausierer vorzustoßen mit Waren, die ursprünglich mehr für örtliche Bedürfnisse hergestellt worden waren: so etwa Kammacher und Nagelschmiede⁵⁴). Hafner und Schuh-

macher befuhren daneben wohl immer schon die Märkte der Umgebung. Aber auch der Handel der vielen Walldürner Schuhmacher scheint durch das Vorbild der Lebkuchen-, Wachs- und Blumenhändler zumindest angespornt worden zu sein⁵⁵), und entsprechend dichtete schon ca. 1852 Viktorin Kieser von den „Dürmern uff der Hannelschaft“: „Uff de Markt geh'n se mit Leeder, / Schwöfelhölzli, Stiffelwix...“⁵⁶), wobei mit diesen Versen offenbar auch die Erinnerung an einen Handel mit Produkten der kurzlebigen Walldürner Zündholzfabrik (1852—1858) fixiert wurde.

Dominierend blieb gleichwohl der Handel alter Art und florierte — wie schon Geißler betonte⁵⁷) — am besten in den wohlhabenden katholischen Gegenden, im Zusammenhang mit der Religion und dem religiösen Brauchtum. In Walldürn erzählte Hausierergeschichten überlieferten manche nützlichen Erfahrungen vom Handel, und wie eine Empfehlung für den einträglichen Wachshandel mutet an, was von einer Hausiererin berichtet wurde, die nach gutem Verdienst auf Lichtmeß im Schwarzwald zu Karlsruhe eingekehrt sein soll, um sich einen Fuchspelz zu leisten: zur Erfüllung eines langgehegten Wunsches. In einem vornehmen Laden sei die Frau zuerst nur abschätzig gemustert worden, habe sich aber dann großen Respekt und beste Bedienung verschafft, als sie demonstrativ auf ihre volle Geldtasche geklopft habe⁵⁸). Dazu wollte die Geschichte sicher auch sagen: Mühe lohnt sich, und nicht auf das Äußere kommt es an. Von der sparsamen Lebensführung der Hausierer war schon die Rede. Ihr entsprach die einfache und derbe, an Wind und Wetter angepaßte Kleidung, die andererseits auch nicht für würdig gehalten wurde, sich darin einem Fotografen zu stellen. Nur ein einziges, um 1885 aufgenommenes Gelegenheitsfoto zeigt uns bisher drei Walldürner Lebkuchenfrauen in zeitypischer Aufmachung, die riesigen Warenkörbe mit Hilfe des „Wieschs“ — eines untergelegten Kissens mit Spreufüllung — auf

den Köpfen balancierend (siehe die Erstveröffentlichung des jüngst entdeckten Bildes anbei). So waren die drei Frauen wohl auf einem Jahrmarkt vor die Kamera geholt worden, und so zogen sie damals noch vielfach über Land: die Geldtasche zur Sicherheit unter dem Oberrock um den Leib geschnallt, den Rock zum Schutz vor Verschmutzung halb umgeschlagen oder seitlich hochgesteckt, so daß man den bunten Baumwoll-Unterrock sehen konnte. Im früheren Dorfbild fiel diese Aufmachung sicher weniger auf, als in Städten wie Karlsruhe. Wie aber ist dann — auch seitens der Männer — die Aufmerksamkeit der Kundschaft erregt worden? Vom „Herzlis-Alis“ heißt es, daß er sich den Kittel mit einigen Lebkuchenherzen behängt habe. Im übrigen aber waren alle Walldürner couragiert genug, mit lauten Rufen („Kaaft Herzli...“) ihre Ankunft zu melden, und stimmkräftige Händlerinnen zogen zum gleichen Zweck mit einem Volkslied auf den Lippen ins Dorf ein, eine erwartungsvoll nachlaufende Kinderschar im Gefolge.

In den katholischen Gegenden, in denen die Walldürner hausierten, war es für sie sicher eine besondere Empfehlung, aus einem bekannten Wallfahrtsort zu kommen. Diese Tatsache hinderte andererseits nicht das Weihnachtsgeschäft mit Lebkuchen und das allgemeine Geschäft mit Kunstblumen auch in evangelischen Gemeinden. Einen rein „katholischen“ Hausierhandel pflegten die Walldürner natürlich ebenso wenig wie ein entsprechend begrenztes Marktgeschäft, wenn nach Lichtmeß das Hausieren zurücktrat und die Marktbesuche begannen. Das Marktfahren — vom Frühjahr bis in den Oktober hinein — hatte seine eigene Beschwerlichkeit, mußten doch mehr Waren und die Utensilien für den Aufbau eines Verkaufstandes mitgenommen werden. Das war am besten mit einem Pferdefuhrwerk zu bewältigen, und meist taten sich einige Händler zusammen und ließen sich von einem Bauern zum Zielort fahren, in der Nacht vor Marktbeginn. Die näher gelegenen Märkte wurden

dabei bevorzugt: die Königshofener Messe, der Wertheimer Michaelismarkt, der Buchener Schützenmarkt, die Tauberbischofsheimer Martinimesse usw. Auf diesen großen fränkischen Volksfesten lohnte sich das Geschäft auch für Händler, die das Überlandgehen verschmähten, und selbst die größeren Zuckerbäcker — sonst ganz von Lohnhausierern abhängig — sorgten auf diesen Märkten für persönliche Präsenz⁵⁹). Denn erneut und in großen Mengen wurden hier Walldürner Back- und Zuckerwaren umgesetzt: „Magenbrot“ und „Brustzucker“⁶⁰), feines Gebäck⁶¹) für den großen Geldbeutel und einfachere Kuchen für den kleinen, wobei es stehender Marktbrauch war, daß der „Borsch“ seinem Mädchen ein Walldürner Lebkuchenherz schenkte, mit aufgeklebtem Liebespruch darauf. (Rätselhafterweise nannten die Zuckerbäcker die dazu verwendeten Spruchzettel „Römer“.) Gottlieb Graef beschrieb für den Adelsheimer Jahrmarkt, wie die „Lebkuchenweiber“ mit „eigenartig singendem Zuspruch“ ihre Waren anpriesen: „Walldürner Lebkuche, ganz sähschi! Bobbeli! Doggeli! Reiter! Nunnefärzli! Herzer mit Reime for de Schatz!“⁶²). Und ohne die Walldürner hätte auf den Märkten etwas gefehlt, war es doch so, wie die Wertheimerin Rosa Müller für den „Micheelmark“ ihrer Stadt um 1880 festhielt: „wenns ä nitt weit gelangt hott — owwer e Waldüremer Lebküchle oder Doggele oder Reuderle hotts doch gelangt, wann nitt gor e Herzle mit eme schöne Schbrüchle druff“⁶³). Für die vielen kleinen Märkte im weiteren Umkreis ist das gleiche geltend zu machen, und selbst bei den Patroziniums- und lokalen Wallfahrtsfesten waren Walldürner Lebkuchen ein selbstverständlicher und gefragter Artikel: beim Odilienfest in Hettingen, beim „Schaplierfest“ (Skapulierfest) in Oberwittstadt, beim Gangolfsfest in Neudenuw usw., die zusätzlich Verkaufsmöglichkeiten für Opferwachs und Devotionalien boten. So suchten die kleinen Handelsleute auch hier und selbst auf sogenannten „Drei-Batzen-Märkten“

Verdienst, zu denen sie ihre Waren mit dem Schubkarren transportieren konnten. Analog zu den abgegrenzten Wandergebieten eroberten sie sich dabei ebenfalls persönliche Monopole, doch waren dem ganzen Marktbetrieb umstände halber die Grenzen enger gezogen. Er spielte sich in der Hauptsache im badischen und bayerischen Frankenland ab, mit Ausgriffen ins Untermaingebiet, an den unteren Neckar und in die Rheinebene, wo die Wallfahrtsorte Dieburg bzw. Gernsheim und Waghäusel anziehend wirkten. Nur ganz Eifrige sollen ihre Marktkisten auch bis in den Schwarzwald, z. B. nach St. Märgen, geschafft haben. Für diese traf dann auch sicher zu, was Kritik oder Bewunderung immer wieder einmal aussprach: daß die Walldürner fast das ganze Jahr im Handel unterwegs seien, um für länger nur während der eigenen Wallfahrt heimzukehren. Die große Heilig-Blut-Wallfahrt, die ab den 1870er Jahren wieder steigende Besucherzahlen zu verzeichnen hatte, band natürlich alle Händler am Ort, und kein Hausierer des Stadtviertels „Klein-Frankreich“⁶⁴) versäumte, dann oben in der Hauptstraße einen Stand oder einen schlichten Verkaufstisch aufzustellen. Zur regelmäßigen Rückkehr in die Heimatstadt wurden die Händler im übrigen durch ihre Familien, durch ihre Lieferanten und vor allem durch ihren — wenn auch kleinen — Haus- und Grundbesitz veranlaßt. Eine Übersiedelung in ihre Handelsgebiete (mit Nachlieferung der Waren) kam für sie nicht in Frage. Dafür fehlten allein schon die Mittel, kamen beim Handel doch nur Subsistenzgewinne heraus.

Wandel der Grundlagen

Wie sehr das „Image“ Walldürns neben der Wallfahrt vom Handel geprägt wurde, mag man daran ablesen, daß die Einwohner der Stadt weithin als die „Herzer“, die „Lebkuchen“, die „Schifflicklepper“⁶⁵) oder die „Sträußlesbube“⁶⁶) bekannt waren, letzteres nach dem Blumenhandel. Das mochte die

Handwerker ärgern, die nichts mit dem Handel zu tun hatten, und zumal auch die Bauern, die sich seit jeher abseits gehalten hatten, weil ihnen ihr Grundbesitz mehr Sicherheit zu bieten schien und rückständige Wirtschaftsweisen alle Arbeitskräfte an diesen Besitz banden. In diesen Kreisen wurde dann auch verächtlich von den „Marktschnallen“, „Marktrutschen“ und „Marktpritschen“ gesprochen, die nichts besseres wußten, als auf allen Märkten „herumzurutschen“. Die Händler gaben jedoch zurück: „Daumenachel's voll g'handelt is besser, wie armslang g'schafft!“ Auch konnten sie sich durch die Antwort auf die Walldürner Scherzfrage, was „der beste Stand“ sei, bestärkt fühlen: „En Stand in der Wallfert!“ Und die Hausierer sagten sich zur Selbstbestätigung: „Der Vouchel [Vogel] wu fliecht, bringt ebbs heem; der wu im Neesch hockt, hot halt nix!“ Solches Spruchgut war zugleich gegen Nachbarorte zu wenden, die — nicht ohne Mißgunst — auf Walldürn herabsahen und keine Gelegenheit ungenutzt ließen, erneute Verbote des von dort ausgehenden Hausierhandels zu fordern⁶⁷). Daß dieser nicht besteuert wurde, stach auch natürlich manchem Kritiker ins Auge.

Tatsache war, daß die Händler Geld nach Walldürn brachten, von dem letztlich die ganze Stadt profitierte. Ohne sie hätte sich das alte Hausgewerbe kaum erhalten können, und durch sie wurde es geschäftstüchtigen Hausgewerblern möglich, auch familienfremde Arbeitskräfte an der Produktion zu beteiligen, also Manufakturen einzurichten, aus denen im Aufwind der Gründerjahre dann teilmechanisierte Industriebetriebe emporwuchsen. Was Walldürn bzw. sie selbst an den Händlern hatten, wußten immer am besten die Warenhersteller. Ein entsprechend gutes Verhältnis pflegten sie zu den Hausierern, stellten ihnen sogar die Körbe für die „Hannelschaft“ und gaben jedem sein Neujahrgeschenk⁶⁸) sowie zu „Körwe“ (Kirchweih) seine Flasche Wein und seinen Napfkuchen oder „Blaatz“⁶⁹). Auch ließen

sie ihren „Ei(n)päckern“ eine Verdienstspanne von 20 bis 45 %⁷⁰⁾ und handhabten die Überlassung der Waren großzügig, wobei die nachträgliche Bezahlung immer erfolgte, hätten die Hausierer doch sonst keine Waren mehr erhalten. So bestand in den Geschäftsbeziehungen beiderseits kein Risiko, was bei den Händlern nie den Gedanken an eine gemeinsame Interessenvertretung⁷¹⁾ und an einen Zusammenschluß aufkommen ließ, wie ihn die Schwarzwälder Warenträger vollzogen hatten. Entsprechend wehrlos standen sie da, als die größeren Lebküchner, Wachszieher und Blumenmacher begannen, an ihnen vorbei die Grossisten, Kaufleute und Krämer zu beliefern, auf Post- und Bahnversand umzustellen und die Hausierer überflüssig zu machen. Während Geißler noch 1899 das Händlertum als großen Wohlstandsfaktor der Stadt Walldürn pries und ihm sogar steigende Bedeutung voraussagte⁷²⁾, hatten die Blumenmacher schon ab Mitte der 1870er Jahre die Hausierer zielstrebig abgeschüttelt, „um den vollen Ertrag ihrer Arbeit zu genießen“⁷³⁾. Im Zuge der Industrialisierung folgten diesem Beispiel Unternehmer aller Branchen und zogen aus dem Vorhandensein der Händler einen letzten Gewinn, indem sie deren Familien — und diejenigen der nicht mehr konkurrenzfähigen Kleingewerbler — zur Rekrutierung eines Teils ihrer Arbeiter benutzten. So zeigte sich nun, daß das Händlertum auch eine stille Arbeitskraftreserve für die Industrialisierung Walldürns gewesen war: für einen Entwicklungsschritt, den die Wallfahrtsstadt ihrer Umgebung dann erst recht voraus hatte und der mehr Zukunft besaß, als sie einer industriellen Sonderentwicklung mit organisiert fortbestehendem Händlerwesen zugekommen wäre (wie der Vergleich mit dem Schwarzwald⁷⁴⁾ lehren mag). Das heißt freilich nicht, daß den Hausierern sozusagen „über Nacht“ ihre alte Existenzgrundlage geschwunden und die Fabrikarbeit die einzige Alternative gewesen wäre. Händlerverdienst gab es noch immer in Dörfern ohne Kramla-

den und bei einer konservativen bäuerlichen Bevölkerung, die sich die Waren der Walldürner Art am liebsten ins Haus bringen ließ⁷⁵⁾. Familien, die ihre Selbständigkeit nicht aufgeben wollten (und denen ein unstillbarer Wandertrieb bzw. ererbtes „Händlerblut“ nachgesagt wurden), blieben daher weiterhin dem Handel treu, vor allem auch dem Befahren der Jahrmärkte, und in anderen mußte das Hausieren wenigstens noch einen Zusatzverdienst zu den kargen Fabriklöhnen, zu dem Entgelt für fabrikgebundene Heimarbeit oder zur Entlohnung in den Walldürner Steinbrüchen erbringen, welche letztere im Bau-Boom der Gründerzeit Bedeutung erlangten. So gab es dann auch familienwirtschaftliche Zwischen- und Übergangsformen⁷⁶⁾, die dadurch charakterisiert waren, daß der Mann und die Söhne als Steinhauer oder Fabrikler auf Arbeit gingen, während die Frau auf die „Hannelschaft“ zog (und die Großmutter sich um die kleineren Kinder kümmerte). Oder die Frau arbeitete zuhause als Heimarbeiterin für die Blumenfabriken, während der Mann hausierte. Insgesamt war der Trend jedoch eindeutig. Ge-regelte, auch durch die Sozialversicherung attraktive Lohnarbeit am Ort wurde bevorzugt, und die Zahl der Wanderschein-Besitzer nahm ab. Obwohl die Einwohnerzahl zwischen 1901 und 1910 von 3204 Personen auf 3787 anstieg, wurden 1913 nur noch 106 Wandergewerbescheine verausgabt. Kriegs- und nachkriegsbedingt waren es dann 1919 gar nur noch 51⁷⁷⁾.

Den sozialen Strukturwandel Walldürns vollzog die Volksmeinung mit, indem jetzt noch mehr, als zum Teil früher, von der „Bettelmann“ gesprochen wurde: vom Bettelkorb der Hausiererinnen, pro forma mit einigen Wachsstöcken bedeckt, doch auf dem Heimweg mit geschenkter „Freßwar“ (Bauernbrot, Geschlachtetes) gefüllt⁷⁸⁾. Die Daheimgebliebenen sollen erwartungsvoll gefragt haben: „Krapnaschdum, krosch borum, wend die Henn rüm, hoscht nix?“⁷⁹⁾. Und Hausierergeschichten kamen auf, die

die Händler ins schiefe Licht des Betrugs zu setzen suchten: so diejenige von dem kerngesunden Mann, der auf Krücken in ein Dorf einzog, um zu Mitleidskäufen zu verleiten. Oder jene andere, die folgendes erzählte: Ein Hausierer jammerte in einer Wirtschaft von seinen „süwwe Kinn“ (sieben Kindern), bis er merkte, daß schmunzelnd ein zweiter Walldürner im Hintergrund saß, der ihn nur zu gut als Junggeselle kannte. Amtliche Quellen schränken dieses Bild vom Walldürner Handel jedoch bedeutend ein. Von den rund 300 Handelsleuten der Zeit um 1900 standen nur drei unter Bettelverdacht⁸⁰), und die Gewohnheit, statt Geld auch Lebensmittel und sonstiges (z. B. Wolle, Stoff usw.) in Zahlung zu nehmen, war stark zurückgegangen, damit man sich bei Kontrollen nicht diesem Verdacht aussetzte⁸¹). Ein gegensätzliches Bild echter Plage aber zeichnen Erinnerungsberichte, die von Hausiererinnen erzählen, die mit der schweren „Manne“ im Schnee stecken blieben oder die in Gruppen spät nachts die Marktfahrzeuge bestiegen, um schlafend eine ferne Messestadt zu erreichen und dann dort drei Tage lang (auch Nachts) auf den Marktkisten zu kampie- ren⁸²). Und dieses Bild wird beglaubigt durch die schon von Geißler verzeichnete Tatsache, daß sich die Händler draußen durchaus „einer gewissen Beliebtheit“ erfreuten⁸³). Man nahm den Walldürnern ab, daß sie sich redlich durchzubringen versuchten, und schätzte ihre Waren, die immer nur in guter Qualität zum Verkauf kamen, da nur so die Verkaufserfolge jährlich zu wiederholen waren. Schriftliche Erinnerungsberichte, die die Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg betreffen, verklären diesbezüglich die Walldürner Händler geradezu und sprechen davon, daß die Lebkuchenfrauen im Advent „sehnsüchtig“ erwartet wurden⁸⁴) und auf den Märkten „ambrosianische Walldürner Götterspeise“⁸⁵) zu bieten hatten. Hinzu kam aber immer, daß den Walldürnern von Hause aus eine besondere Zungenfertigkeit gegeben war, die gepaart mit Humor auch unterhal-

tenden Charakter hatte und selbst Komödien wie die vom Junggesellen mit den sieben Kindern — so sie sich tatsächlich ereignete — verzeihen ließ. Man kann dies noch nachempfinden, wenn man die köstliche Schilderung liest, die Johann Jakob Hoffmann in seinen „Lustigen Geschichten aus dem Schwarzwalde“ vom Gebaren zweier Walldürner Hausiererinnen gab, die ihm winters im tiefen Schnee, doch unverzagt und munter in der Forstkolonie Hundsbach begegnet waren⁸⁶). Und man kann sich vorstellen, was mündlich bestätigt wird: daß die Walldürner — Neuigkeiten durchs Land tragend — nicht zuletzt als „wandernde Zeitungen“ fungierten und daß ihre leutselig-familiäre Art sie sogar gelegentlich als Heiratsvermittler empfahl⁸⁷).

Im Auf und Ab bis zur Gegenwart

Die nicht mehr auf sie angewiesenen Fabrikanten ließen die Händler gewähren⁸⁸). Die vergleichsweise kleinen Warenmengen, die im Markt- und Hausierhandel umgesetzt wurden, gab es weiterhin in Kommission. Erst um 1950 ist dies in der Lebkuchenfabrik B. & J. Krämer abgeschafft worden. Und es erhielt sich auch das Selberbacken. Von der Händlerin Anna Zorngiebel geb. Gaukel (1857—1927) — sie ist auf dem Foto von ca. 1885 links außen zu sehen — berichtet die Familienüberlieferung, daß sie sich als Witwe eines im Main ertrunkenen Steinhauers auf die Handelschaft verlegte, sich im Häuschen in der Mittelgasse einen Stubenbackofen einbauen ließ und auf den Kirchweihen der bayerischen Höhe nur selbstgemachte Lebkuchen verhandelte⁸⁹), ebenso auf Messen und Märkten. Dazu sicherten ein paar ererbte Äckerchen, zwei Ziegen und ein Schwein den Lebensunterhalt: Verhältnisse, wie sie freilich für die Tochter schon nicht mehr attraktiv waren. Wer konnte, stieg auch eines gehobenen Lebensstandards wegen in geregelte Einkommensverhältnisse um, und wer im Handel blieb, bemühte sich

um ein erweitertes Warenangebot und suchte den Verdienst über den Gewinn hinaus zu steigern, der noch mit Wachs, Blumen und Lebkuchen zu erzielen war: mit dem nur im Massenabsatz der Fabriken ertragreichen „billigen Luxus“ der kleinen Leute⁹⁰).

Sich vom nebenbei betriebenen Kurz-, Galanterie- und Wollwarenhandel⁹¹) ganz auf den Verkauf von Fremdartikeln zu verlegen, die aus dem Großhandel bezogen werden konnten, war dann nur ein kleiner Schritt. Für 1907 sind eine Händlerin, die mit Kämmen eines Pforzheimer Grossisten auf die Märkte ging, und ein Hausierer, der Wollsaachen eines Heidelberger Grossisten vertrieb, belegt: beide allerdings mit nur geringem Verdienst⁹²). Nach dem Ersten Weltkrieg nahm gleichwohl die Spezialisierung auf Textilien zu, und mit Stoffen, Stricksachen, auch sonstiger Fertigkleidung usw. konnten einige Händler ihre Familien wenigstens auskömmlich ernähren. Sie standen zum Teil besser da, als die vielen Arbeitslosen der damaligen Zeit. Zwangsläufig blieb damals auch der Kleinhandel der Wachs- und Lebkuchefrauen am Leben: teilweise aufgebessert durch Botengängerei in die Dörfer der Umgebung und Eier- und Butterhandel.

Genauere Zahlen zu den ausgegebenen Wandergewerbescheinen liegen allerdings erst wieder aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg vor. Bevor das „Wirtschaftswunder“ kam, waren es noch oder wieder 60 bis 80 Walldürner, die um die Handelserlaubnis nachsuchten⁹³), und 1956 wurden genau 101 registriert, von denen 37 mit Wachs, Devotionalien, Blumen, Bildern und Süßwaren handelten, 20 mit Textilien, Kurz- und Wollwaren, 34 mit Strümpfen, 5 mit Haushaltswaren und Waschmitteln, je eine Person mit Spielwaren bzw. Mützen und 3 mit sonstigen Artikeln⁹⁴). Mit diesen Zahlen zeichnete sich die „Spätblüte“ des Walldürner Handels ab, zu der verschiedene Faktoren beitrugen. Zum einen hatte die Stadt — durch die Heimatvertriebenen auf ca. 6200 Einwohner gewachsen — viel zu wenig Arbeitsplätze in

der Industrie und in sonstigen Bereichen zu bieten. Dadurch schloß sich jetzt selbst eine Reihe von Vertriebenen dem Händlergewerbe an⁹⁵). Zum anderen setzte sich die jüngere Tradition des Handels mit Fremdartikeln fort, wobei neben dem Textilhandel der Vertrieb großformatiger gerahmter Kunstdrucke — von der Firma May in Fürth und von Münchner Verlagen bezogen⁹⁶) — zum Spezialgeschäft mehrerer Bilderhändler wurde. Und schließlich boten sich auch neue Walldürner Artikel zum Verhandeln an, und die große Anzahl von 34 Strumpfhändlern erklärt sich aus der Tatsache, daß von Otto Hennig und seiner Frau — einer Strumpfwirkerin aus dem Sudetenland — in der Unteren Vorstadt eine Strumpffabrikation begonnen worden war. Zunehmend kam nun auch das Auto zum Einsatz: zur Belieferung von Kunden mit größeren Warenposten, zur Fahrt vor amerikanische Kasernen mit Wandbildern, zum Transport der Marktstände zu den Messen. Doch zogen auch immer noch alte Frauen mit dem Korb voll Kerzen und Lebkuchen, „Kult“ oder „Korzwar“ auf die näheren Dörfer. Dem unkundigen Betrachter bot sich dabei ein „romantisches“ Bild aus alten Tagen, das sich jedoch auf nüchterne soziale Fakten gründete, wie sie Rosa Zorngiebel — mit 81 Jahren noch eine dieser Frauen mit der „Manne“ — 1965 dem Süddeutschen Rundfunk gegenüber aussprach: „Ich muß halt no schaffe, i hab net gekleeht und krieche ke Rente, un do gej i halt naus, daß i no e baar Penni verdien. Awwer ehrlich hawwi ma Geld im Leewe verdient, 's kann mer niemand was noochsaache...!“⁹⁷)

In der Einleitung ist schon gesagt worden, daß der Aufschwung, den das Händlergewerbe noch einmal in den 1950er Jahren erlebte, nicht anhielt. Dabei spielte auch eine Rolle, daß der Warenvertrieb der großen Versandhäuser und die Einkaufsmöglichkeiten, die jeder heute mit dem eigenen Auto hat, den Handel mit Strümpfen, Textilien, Kurzwaren usw. zunehmend zum Anachro-



Durch die Traditionsfigur des „Herzlis-Alis“ (rechts) mit Händlergefolge lebte seit 1952 die Erinnerung an das Händlergewerbe in Walldürn bei den Fastnachtsumzügen wieder auf. Das Foto zeigt diese Gruppe beim „Dürmer Faschenaachtszuch“ 1953 (Privatbesitz).

nismus werden ließen. Den Bilderhandel traf dazu ein Geschmackswandel des Publikums⁹⁸), der sich auch gegen künstliche Blumen kehrte, und was Walldürn von früher her an Hausierwaren zu bieten hatte, verlor mit dem Wandel religiöser Einstellungen und Brauchformen weiter an Bedeutung. Nur auf den Jahrmärkten verkauften sich textile Billigware und Haushaltsbedarf noch immer, und auch mit Lebkuchenherzen und Zuckerwaren war noch Umsatz zu machen. Doch verdrängten hier große Verkaufszelte und aufklappbare Verkaufswägen immer mehr die kleinen Verkaufsstände⁹⁹). 1977 waren deshalb nur noch 31 Walldürner Gemischtwaren-, Textil- und Bilderhändler im Besitz einer Reisegewerbekarte¹⁰⁰). Bis 1986 gaben weitere 18 Händler auf oder verstarben, während 8 neu hinzukamen, so daß gegenwärtig noch 21 die Märkte befahren oder mit dem Auto Waren verhandeln. Der Hausverkauf von Blumen, Wachs und Lebkuchen verschwand so gut wie völlig.

Gleichwohl wird gegenwärtig auch ein neues Kapitel des Walldürner Wandergewerbes geschrieben. Einer erst in den späten 1950er Jahren geborenen Händlergeneration ist es nämlich gelungen, mit Losbuden und großen Verkaufswägen — über 100 000 DM kostet solch ein Stück — an die Entwicklung im Jahrmarktsgeschäft Anschluß zu finden. Besonders zu nennen sind die drei Gebrüder Schneider, die nach absolvierter Lehre im Bau- bzw. Kraftfahrzeugbereich zum Gewerbe des Vaters und Großvaters (Bilder-, Spielwaren-, Wachs- und Zuckerwarenhandel) zurückfanden und es auf eine neue Ebene hoben. Mit Süßwaren und Christbaumschmuck, Leder- und Messerwaren haben sie heute ihren festen Platz auf den Weihnachtsmärkten in Mannheim und Stuttgart sowie auf allen größeren Volksfesten zwischen Darmstadt und Würzburg, Aschaffenburg und Pforzheim, auf denen ein den Investitionen entsprechender Gewinn zu erzielen ist. Neue Dimensionen hat dabei auch

der Einkauf erreicht. Lebkuchen werden fast nur noch aus Nürnberg bezogen, und der Weihnachtsschmuck kommt aus Italien. Auch was auf dem Walldürner Wallfahrtsmarkt an Devotionalien angeboten wird, entstammt z.T. dem internationalen Großhandel.

Vom Kleinhandel, wie ihn noch die Urgroßmutter der Gebrüder Schneider als in der Turmgasse wohnende Standfrau und Hausierer betrieb, war es bis zu diesem perfektionierten Jahrmarktsgewerbe ein weiter Weg. Nicht ohne Wehmut in bezug auf das, was am Handel alter Art „gemütlicher“ schien und persönlicher war, blickt heute Walldürn in die Vergangenheit zurück. Und so läßt man seit 1952 wenigstens wieder zur Fastnacht den „Herzlis-Alis“ mit Händlerfolge auftreten, läßt ihn prominenten Stadtbesuchern ein Lebkuchenherz überreichen und nimmt die Geräte und Requisiten des Haus- und Wandergewerbes, die im Städtischen Heimatmuseum aufbewahrt sind, zum Anlaß für den Austausch von Erinnerungen. Von einem Brunnen am Schloßplatz, den der Bildhauer Rainer Englert (Walldürn-Neusaß) schuf, werden dazu in Bälde ein Lebküchner und eine Marktfrau aus Sandstein auf jung und alt herabblicken: als Denkmäler für die alten wirtschaftlichen Grundlagen der Stadt und für einen Wirtschaftszweig, der Walldürn neben der Wallfahrt weithin bekannt gemacht hat.

Anmerkungen:

¹⁾ *Joseph Geißler*, Das Hausierergewerbe der Stadt Walldürn, in: Untersuchungen über die Lage des Hausierergewerbes in Deutschland, Bd. 5 (= Schriften des Vereins für Socialpolitik, 81), Leipzig 1899, S. 121–144.

²⁾ *Elard Hugo Meyer*, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert, Straßburg 1900, S. 476f.

³⁾ Im Reprint neu herausgegeben von der Landesstelle für Volkskunde Freiburg i. Br.

⁴⁾ *Wolfgang Brückner*, Die Verehrung des Heiligen

Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrtens (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg e.V., 3), Aschaffenburg 1958, S. 84–89.

⁵⁾ Ebenda, S. 88.

⁶⁾ Zuletzt berührten das Walldürner Wandergewerbe die unten in Anm. 25, 26, 77 und 96 zitierten Arbeiten sowie *Peter Assion*, Walldürn im 19. Jahrhundert (= Walldürner Museumsschriften, 4), Walldürn 1977, S. 25–28.

⁷⁾ *Geißler* (wie Anm. 1), S. 125.

⁸⁾ *Brückner* (wie Anm. 4), S. 80–83 („Entstehung des Heilig-Blut-Marktes“).

⁹⁾ Ebenda, S. 84.

¹⁰⁾ Gemeint sind die bis heute geläufigen „Schießberli“ oder „Flintesteeli“ sowie die (nur in der Form verschiedenen und nicht mehr hergestellten) „Schiffli“: ein helles Anisgebäck in Kugel- bzw. Plättchenform. Es wurde von den Wallfahrern in großen Mengen gekauft: als Mitbringsel für die Daheimgebliebenen und zum Auswerfen an Kinder unterwegs. Zur Herstellung siehe auch Anm. 16.

¹¹⁾ *Brückner* (wie Anm. 4), S. 84.

¹²⁾ Ebenda.

¹³⁾ „Docke“ = veraltetes Wort für Puppe. Mit den „Honigdocken“ waren in Modelform ausgedrückte Lebkuchen gemeint: Reiter und Damen, zu denen das Heimatmuseum Walldürn eine Modellsammlung besitzt. Das älteste Stück dieser Sammlung ist mit „1654“ datiert.

¹⁴⁾ Stadtarchiv Walldürn, Ratsprotokollbuch B 228, S. 670. Eine erste Klage gleichen Tenors war schon 1706 laut geworden. Siehe *Rudolf Schick*, Wallfahrtsstände, in: Nachrichtenblatt der Stadt Walldürn 1 (1960), Nr. 6, S. 2.

¹⁵⁾ *Brückner* (wie Anm. 4), S. 82. Im Jahr 1785 wurden 33 Stände mit Lebkuchen und 23 mit „Schiffgen“ gezählt, doch stellten manche Bäcker auch mehrere Stände auf (ebenda, Anm. 337).

¹⁶⁾ Siehe Anm. 10. Zu diesem Wallfahrtsgebäck wurden Zucker, Weißmehl und Wasser sowie ein Anteil Honig genommen. Hinzu kam Anis und als Triebmittel Ammonium.

¹⁷⁾ Aus Kirchenrechnungen der Umgebung sind dem Verf. die Walldürner Wachszieher Melchior Dreher (belegt 1709) und Johann Adam Heffner (1769/70) bekannt, denen aufgrund von Privatpapieren der „Lichtermacher“ Anton Antsch (1740) an die Seite gestellt werden kann.

¹⁸⁾ *Brückner* (wie Anm. 4), S. 82, Anm. 337.

¹⁹⁾ *Wolfgang Hartke*, Die geographischen Funktionen der Sozialgruppe der Hausierer am Beispiel der Hausiergemeinden Süddeutschlands, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 31 (1963), S. 209–232. Dieser Aufsatz auch in: *Werner Storke-*

baum (Hrsg.), Sozialgeographie (= Wege der Forschung, 59), Darmstadt 1969, S. 439—473.

²⁰⁾ P. P. Albert (Hrsg.), Biedermaiers Reise durch Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren 1824 und 1825 (= Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen e. V., 14), Buchen 1933, S. 17.

²¹⁾ So der Bericht des Oberamtes Amorbach 1787. Siehe *Brückner* (wie Anm. 4), S. 83, Anm. 348.

²²⁾ Siehe dazu *Assion* (wie Anm. 6), bes. S. 23—25.

²³⁾ Aus einem Schreiben des Walldürner Gemeinderates von 1837 an die Regierung des Untertheinkreises zu Mannheim, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 142 f.

²⁴⁾ Im einzelnen ist dies nachgewiesen von Maurermeister Sebastian Bonn, der Maurer und Lebküchner zugleich war, sowie von den Zimmerleuten Franz Jakob Haas (1796—1880) und Franz Alois Heß (1832—1904), die den Beruf wechselten und zu bekannten Handelsmännern wurden, wobei Haas mit Lebkuchen seiner Schwiegereltern (Familie Bauer, Rathausgasse), sodann mit selbstverfertigten Regenschirmen und Papierblumen handelte, ehe er auswanderte und in Cincinnati/USA als Lebkuchenbäcker neu begann. Siehe hierzu *Robert Bartlett Haas* und *Peter Assion*, Die Charles-Haas-Story (= Walldürner Museumschriften, 6), Walldürn 1984, bes. S. 10. — 1850 wurden in einer „Kriegs-Kosten-Rechnung“ (Stadtarchiv Walldürn, R 192) im Anschluß an die Revolution von 1849 alle zahlungspflichtigen Bürger Walldürns erfaßt, wobei immerhin schon 12 „Kuchen-“ und 6 (wohlhabendere) „Zugerbäcker“ aufgelistet wurden. Für die damals zunehmende Bedeutung der Zuckerbäckerei und des Lebkuchenhandels mag auch sprechen, daß auswärts das Walldürner Beispiel nachgeahmt wurde. Jedenfalls führte die im hessischen Odenwald bis um 1900 und z. T. noch länger blühende Lebkücherei — dort ein bäuerliches Nebengewerbe — ihre Ursprünge auf Walldürn zurück. Siehe hierzu *Heinz Schmitt*, Die Lebkuchenbäckerei — ein Odenwälder Hausgewerbe, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften II, Breuberg-Neustadt 1977, S. 195—200, bes. S. 187 f.

²⁵⁾ Vgl. *Peter Assion*, Vom Heimgewerbe zur Frühindustrialisierung. Zur Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und des Odenwaldes, in: Barock in Baden-Württemberg. Bd. 2 (der Begleitveröffentlichung zur) Ausstellung Schloß Bruchsal 1981, Karlsruhe 1981, S. 445—457, hier S. 455 f.

²⁶⁾ Dazu *Werner Kieser*, Lebkücherei in Walldürn. Vom Handwerks- zum Industriebetrieb, in: Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gotthilde Güterbock, Breuberg-Neustadt 1976 (2. Aufl. 1982), S. 117—125.

²⁷⁾ Dazu *Richard Elshans*, Die Entwicklung der Kunstblumenindustrie in Walldürn und ihre Ein-

wirkung in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht auf das Erwerbsleben der Bevölkerung, Diss. (Masch.) Frankfurt/Main 1921. Zur Weiterentwicklung dieses Industriezweiges bis in die 1960er Jahre siehe *Wolfgang Brückner*, Europäische Konkurrenz in Kunstblumen. Zur neuesten Entwicklung eines alten Gewerbes, in: Europäische Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung. Festschrift zum 65. Geburtstag Bruno Schiers, Göttingen 1967, S. 229—239.

²⁸⁾ Zur Geschichte der badischen Hausiergesetzgebung siehe *Bissing*, Der Hausirhandel, in: Badisches Centralblatt für Staats- und Gemeinde-Interessen 1855, S. 54—56, sowie *Hermann Lohr*, Das Hausiergewerbe im Großherzogtum und) Amtsbezirk Baden, in: Untersuchungen über die Lage usw. (wie Anm. 1), S. 167—272, bes. S. 171—177.

²⁹⁾ Aus dem Erlaß der Regierung des Untertheinkreises Mannheim vom 22. 11. 1837 an das Bezirksamt Walldürn zur Namhaftmachung der konzessionierten Walldürner Händler, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 142. Zuvor — 1830 — war lediglich der Handel mit Heilig-Blut-Seide als „Unfug“ verboten worden. Diesen Erlaß siehe ebenfalls bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 142.

³⁰⁾ Bericht des Gemeinderates Walldürn vom 14. 12. 1837, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 142 f.

³¹⁾ Erlaß der Regierung des Untertheinkreises Mannheim vom 5. 6. 1838, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 143 f.

³²⁾ Eine solche vom 17. 8. 1838, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 143.

³³⁾ Beide Argumente in dem Gesuch vom 9. 10. 1852, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 128 f.

³⁴⁾ Stadtarchiv Walldürn, „Kriegs-Kosten-Rechnung“ R 192 (vgl. Anm. 24).

³⁵⁾ So ausdrücklich die Begründung des Bezirksamtes Walldürn 1852 zur Beschränkung des Walldürner Handels, zitiert bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 127 f.

³⁶⁾ „Journal pr. Theodor Ehemann 1850“, Heimatemuseum Walldürn, Inv. Nr. Hw 40. Das Geschäftsbuch umfaßt 574 Seiten und ist bis 1856 geführt worden. Neben den Hausierern wurden zur Walldürner Wallfahrt zahlreiche Standinhaber beliefert, die nur zum kleineren Teil mit den ersteren identisch waren. Vielleicht lag den Standleuten daran, ihr Recht auf Verkauf bei der Wallfahrt nicht durch heimliches Hausieren zu gefährden.

³⁷⁾ *Geißler* (wie Anm. 1), S. 128.

³⁸⁾ Ebenda, S. 130 und 131.

³⁹⁾ *Hartke* (wie Anm. 19), S. 212.

⁴⁰⁾ Vgl. *Assion* (wie Anm. 6), S. 71—74. Ein Teil der Auswanderer kam natürlich auch aus bäuerlichen Familien.

⁴¹⁾ Mündliche Mitteilungen von Hilda Frank,

Walldürn, 1986. Julius Frank stammte aus einer Glaserfamilie und übernahm die Zuckerbäckerei von Seiten der Schwiegereltern (Kilian, Obere Vorstadt).

⁴²⁾ Vgl. *Geißler* (wie Anm. 1), S. 130. Entsprechend kam die Bahn auch den landwirtschaftlichen Saisonarbeitern aus den Dörfern in Walldürns Nachbarschaft zustatten. Siehe dazu *Peter Assion*, Die Lohnschnitter des Odenwaldes. Zur vorindustriellen Wanderarbeit und ihren volkskundlichen Aspekten, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften III, Breuberg-Neustadt 1980, S. 281—312, bes. S. 289.

⁴³⁾ *Meyer* (wie Anm. 2), S. 476 f. Etwas ausführlicher dasselbe bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 134 f.

⁴⁴⁾ Mündliche Mitteilungen der Händlerin Rosa Zorngiebel geb. Heilmann (1883—1972), Walldürn, 1965. Nach Angaben von Frau Zorngiebel konnte der Verf. noch zahlreiche Überlieferungen vom Wandergewerbe aufzeichnen. — Zum Schmuck der Christbäume mit Walldürner Teigfiguren vgl. *Heinz Bischof*, Heimatbuch Hundheim, Hundheim 1964, S. 324: „Geputzt stand in der Stube der ‚Zuckerbaum‘. Die ‚Bawett‘ aus ‚Dürn‘ hatte sich rechtzeitig eingestellt und gesorgt, daß die Bäuerin für jeden ihrer Buben ein Zuckerpferd und für jedes Mädchen eine Zuckerpuppe kaufte. Diese hingen am Baum, wenn die Großmutter die Kinder dann zum Gebet vor der Krippe geholt hatte“. — Der „Krebbel“ soll stark im Spessart und in der Bruchsaler Gegend gefragt gewesen sein, wurde auch an die Rute des Nikolaus gebunden und für das weihnachtliche Brauchtum bis etwa 1920 hergestellt. (Mündliche Mitteilung von Heinrich Englert, Walldürn, 1976).

^{44b)} Die mittels einfacher Papiertüten aufgespritzten Zuckergußverzierungen scheinen vorherrschend geworden zu sein, nachdem die Teige verbessert worden waren und mehr „aufgingen“, d. h. das Modelbild nicht mehr bewahrten. In der Zuckerbäckerei gilt die Regel: je schlechter der Teig, desto schöner das Modelbild.

⁴⁵⁾ Im Geschäftsbuch des Wachsziehers Ehemann (siehe Anm. 36) sind weiße, gelbe, rote, grüne, gemalte und feine Wachsstöcke unterschieden, auch nach dem Preis. Ansonsten sind weiße Kerzen und gelbe „Kerzli“ genannt.

⁴⁶⁾ Zum Beispiel beim Kochen, Spülen und Holzhacken. Rosa Zorngiebel (vgl. Anm. 44) und schon deren Mutter strickten abends in den Bauernfamilien die Strümpfe und Socken an, und hatten sie für sich selber Zeit, so häkelten sie rechteckige Deckchen, die später — zusammengenäht — eine Überdecke fürs Bett ergaben. Daß auswärtige Gelegenheitsarbeit so wichtig wie das gleichzeitige Hausieren wurde, war die Ausnahme. Es wird von der „Fritzin“ und ihrem Mann berichtet, die zu-

sammen halbe Jahre lang fort gewesen sein sollen, die Frau als Kochhilfe in Wirtshäusern, der Mann als Gelegenheitsarbeiter sich durchschlagend und beide immer auch handelnd.

⁴⁷⁾ Rosa Zorngiebel (wie Anm. 44).

⁴⁸⁾ Als solcher war der Händler Wilhelm Heß (1872—1953) weithin bekannt, der Gewerbe und Namen von seinem Vater Franz Alois Heß (siehe Anm. 24) geerbt hatte. Nach seinem Vorbild ist die heute als „Herzlis-Alis“ auftretende Walldürner Traditionsfigur geschaffen worden (vgl. unten). Den Namen „Zuckerresel“ hatte sich Rosa Zorngiebels Mutter verdient, und als die Tochter in deren Fußstapfen trat, galt sie bald als „die jung‘ Zuckerresel“.

⁴⁹⁾ Rosa Zorngiebel (wie Anm. 44). Bei nachlassender Nachfrage nach den Walldürner Waren (siehe unten) war dieses Arrangement um so wichtiger, aber es kam gerade dann auch wieder vor, daß man zu Kirchweihen und dergl. heimlich fortging, um keine unliebsame Konkurrenz nachzuziehen. (Mündliche Mitteilung von Alfred Arbogast, Walldürn, 1986).

⁵⁰⁾ Vgl. *Geißler* (wie Anm. 1), S. 133, und *Lohr* (wie Anm. 28), S. 239 f. (zu einem im Amtsbezirk Baden auf Devotionalien spezialisierten Walldürner Hausiererpaar).

⁵¹⁾ *Elsishans* (wie Anm. 27), S. 34.

⁵²⁾ Den Verkauf von Walldürner Papierblumen bei Trauerfällen bezeugt entsprechend *Werner Geiger*, Totenbrauch im Odenwald, Lindenfels 1960, S. 49: „Händlerinnen brachten und bringen sie heute noch vor die Türen der Häuser zum Verkauf.“

⁵³⁾ *Geißler* (wie Anm. 1) zählte 1899 nur 10 solcher Hausierer (S. 133).

⁵⁴⁾ Rosa Zorngiebel (wie Anm. 44), u. a. in bezug auf den Onkel Hofmann, der mit handgeschmiedeten Nägeln hausierte.

⁵⁵⁾ Dieser Handel scheint bedeutender gewesen zu sein, als bisher in der Literatur zum Ausdruck kam. Mündliche Berichte weisen immer wieder darauf hin, und aus dem „Walldürner Stadt- und Landboten“ vom 16. 7. 1875 ist zu belegen, daß „verschiedene vom Bischofsheimer Markt heimkehrende Schuhmacher“ in Königheim von einem Wetter überrascht worden sind, wobei „deren Wagen zertrümmert und die Warenkisten fortgeschwemmt“ wurden. Über einen Walldürner Schuhmacher und -händler schrieb dann 1907 *Bittmann* (wie Anm. 76): „Die Schuhmacherei geht schlecht, es wird nichts mehr verdient“ (S. 853). Diese Situation ergab sich natürlich durch die Konkurrenz der Schuhfabriken.

⁵⁶⁾ Abdruck des vollständigen Gedichtes bei *Peter Assion*, Anfänge und Entwicklung der Mundartliteratur im badischen Frankenland, in: *Badische Heimat* 63 (1983), S. 401—411, hier S. 402 f.

57) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 137.

58) Mündliche Mitteilung von Rosa Sans, Walldürn, 1978. Zur Funktion eines eigenen Erzählgutes für das wandernde Gewerbe vgl. auch *Assion* (wie Anm. 42), S. 299 f.

59) Mündliche Mitteilung von Lydia Günther, Walldürn, 1986, bezüglich des Vaters Eugen Krämer (1875—1943) und anderer Lebküchner. Vgl. auch *Kieser* (wie Anm. 26), S. 120.

60) Unter „Magenbrot“ versteht man Lebkuchwürfel mit Schokolade-Überzug: eine Spezialität, die von den Nürnberger Lebkuchenherstellern übernommen und in Walldürn zuerst bei Georg Adam Krämer, sodann bei Julius Frank hergestellt worden sein soll (mündliche Mitteilung von Hilda Frank, wie Anm. 41). Für eine billigere Variante wurde früher statt Schokolade auch brauner Zuckerguß verwendet. „Brustzucker“ wurde aus gekochtem Zucker, dem Pfefferminzöl und grüne Farbe beigemischt wurden, hergestellt: in Heimarbeit noch z. T. in den 1960er Jahren (Rösle Spieler, Schmalgasse).

61) Zum Beispiel „Herchet“ auf Oblaten, „Nunneförlzli“ mit Gewürzteigfüllung, Biskuit-„Bündli“, Lebkuchengebäcke in verschiedenster Form („Moppen“, Pfeffernüsse, „Pflastersteine“, „Ipsilande“ usw.). Vgl. auch *Kieser* (wie Anm. 26), S. 118.

62) *Gottlieb Graef*, Adelsheimer Jahrmarkt, in: *Fränkischer Landbote* 1966, S. 67—69 (Nachdruck einer älteren Veröffentlichung in: *Die Pyramide*).

63) *Rosa Müller*, Erinnerung an de Micheelimark von früher, in: *Historischer Verein Alt-Wertheim e.V.*, Jahrbuch für das Vereinsjahr 1920, S. 117—119, hier S. 118.

64) Das Armenviertel Walldürns, in dem die meisten Händler wohnten. Die anderen hatten in der Sandgasse, Schmalgasse und in der Oberen Vorstadt ihr Quartier.

65) Vgl. *Otto Heilig*, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden, Karlsruhe o.J. (1906), S. 123, sowie *Hans Eckstein*, Walldürner Lebküchnelei, in: *Der Wartturm* 2 (1926/27), S. 27 f.

66) Mündliche Mitteilung von Maria Müller, Walldürn, 1965.

67) So etwa 1866, nachdem in Walldürn die Cholera ausgebrochen war. Im „Main- und Tauber-Boten“ sowie im „Buchener Anzeiger“ (13. 9. 1866, S. 1) wurde damals fast schadenfroh geschrieben, die Walldürner Marktleute sollten „dermalen hübsch zu Hause bleiben“.

68) Beides geht aus dem Geschäftsbuch des Wachziehers Ehemann (siehe Anm. 36) hervor. „Für sein Neujahr“ erhielt jeder Händler etliche Lot feine Wachsstöcke, die er auf eigene Rechnung

verkaufen konnte. Die Standleute erhielten ein entsprechendes Wallfahrtsstück in Form gelber Kerzle.

69) Hilda Frank (wie Anm. 41) zum in der väterlichen Bäckerei üblichen Brauch.

70) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 135.

71) Versammlungen des „ambulanten Gewerbes“ Walldürn mit der Besprechung gemeinsamer Interessen — z. B. bezüglich des Wallfahrtsmarktes — sind dem Verf. erst aus den 1950er Jahren bekannt.

72) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 138.

73) *Elsishans* (wie Anm. 27), S. 44.

74) Hier waren die Warenproduzenten bekanntlich so stark von den Trägergesellschaften abhängig und deren Preisdiktat unterworfen, daß sie nicht das Geld erwirtschaften konnten, um die Betriebe — z. B. die Glashütten — zu modernisieren.

75) Siehe hierzu *Geißler* (wie Anm. 1), S. 137 f. Selbst *Bittmann* (wie Anm. 76), der ein recht bedrückendes Bild von den unterschiedlichen Lebensverhältnissen Walldürns gibt, schreibt noch 1907 von einer den Spessart besuchenden Lebkuchen- und Wachshändlerin: „bei ihrer alten festen Kundschaft findet sie sicheren Absatz“ (S. 854).

76) Eine Reihe konkreter Beispiele hierzu bei *Karl Bittmann*, *Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1907*, S. 847—856 („Walldürn“).

77) Die Zahlen nach *Ottmar Haas*, *Physiognomie und wirtschaftsgeographische Struktur der Stadt Walldürn. Zulassungsarbeit (Masch.) für das Lehramt an höheren Schulen, Würzburg 1957*, S. 35. Dazu Stadtarchiv Walldürn A 628—A 634: *Wandergewerbescheine 1889—1958*.

78) Verächtlich hieß es entsprechend von Frauen, die den Handel aufgegeben hatten: „Die hot früher a die Bettelmannne uffg'hatt!“ (Mündliche Mitteilung von Josef Schell, Walldürn, 1985).

79) Mündliche Mitteilung von Brunhilde Link, Walldürn, 1977, nach Erzählungen der Mutter Lina Schachner. Der (rotwelsche?) Text soll bedeutet haben: „Hast du eingesteckt, bei der großen Tafel (Mahlzeit), zeig her, hast du nichts?“

80) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 132.

81) Ebenda, S. 132.

82) Mündliche Mitteilung von Alfred Arbogast, Walldürn, 1986. Derselbe erinnert sich noch an solche Fahrten zur Messe nach Wertheim, an denen seine Großmutter Anna Zorngiebel beteiligt war.

83) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 138.

84) *Linus Bopp*, *Heiteres, Gruseliges, Glückhaftes und Brauchtümliches aus meiner Heimatgemeinde Limbach im Odenwald*, in: *Festschrift 100 Jahre Blasmusik Limbach, Limbach 1963*, S. 65 (im Abschnitt über Adventsbrauchtum).

⁸⁵⁾ Graef (wie Anm. 62), S. 68. Vgl. auch Heinz Bischof, Fränkische Dorfbilder, Tauberbischofsheim o.J. (1986), S. 27 f.

⁸⁶⁾ J. J. Hoffmann, Lustige Geschichten aus dem Schwarzwald, Bonndorf o.J. (um 1913), S. 188 bis 193. Hoffmann, der als Lehrer nach Walldürn versetzt wurde und dort 1917 als Heimatschriftsteller starb, erwähnt auch die Spuren des Walldürner Hausiererturns in der landläufigen Sage. So stand am Hohen Ochsenkopf bei Herrenwies im Schwarzwald ein Bildstöckchen, von dem es hieß, daß hier „ein Walldürner Hausierer verunglückt“ sei (ebenda, S. 186). Diesem Beleg ist an die Seite zu stellen, was von einem Steinkreuz in Wölchingen bei Boxberg gesagt wird: es stehe an der Stelle, wo „ein Käsmann aus Walldürn oder ein Schäfer . . . im Streit erschlagen worden“ sei. Siehe Bernhard Losch, Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 4), Stuttgart 1981, S. 99. Zum eigenen Sagenrepertoire der Walldürner Hausierer vgl. Peter Assion, Weiße, Schwarze, Feurige. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland, Karlsruhe 1972, S. 52 f. und Editionsteil. Schwankhaftes ferner bei dems., Unheilliche Geschichten aus dem „Heiligen Land“, in: Rudolf Lebr / Adolf Gängel (Hrsg.), Vom Rhein zum Taubergrund. Ereignisse und Gestalten, Sandhausen/Heidelberg 1976, S. 205–210.

⁸⁷⁾ Ein solcher war der populäre, auch in vielen Schwänken nachlebende „Hesse Kaarle“, der etwa dem letzten Riesenwirt Claes aus dem Odenwald-dorf Steinbach die Frau vermittelte. Daß sich die Hausierer auch selber einen Ehepartner von draußen mitbrachten (oder nach draußen heirateten), kam hingegen sehr selten vor. Dem Verf. ist nur der Einzelfall eines Schwarzwälders, der bei einer Walldürner Händlerin einheiratete, bekannt (Bleier, Hauptstraße).

⁸⁸⁾ Jedenfalls die meisten. Doch gab es einzelne Fabrikanter, die die viele „Lauferei“, die mit dem Hausierhandel verbunden war, ablehnten. Siehe Kieser (wie Anm. 26). S. 122.

⁸⁹⁾ Alfred Arbogast (wie Anm. 82).

⁹⁰⁾ Der Verkauf der Hausierer war — wie oben dargelegt — eng an die Entwicklung des Brauchtums gebunden und spiegelt mit dem Aufblühen weihnachtlicher Bräuche im 19. Jahrhundert, mit der gesteigerten Bedeutung der Erstkommunionfeier usw. ebenso ein Stück Brauchgeschichte, wie dann mit dem Wandel und Niedergang ländlicher Brauchformen (vgl. Mariä Lichtmeß) in neuerer Zeit. Der Umsatz der Fabriken war auch deshalb bedeutender, weil über die Grossisten mit neuen Produkten (z. B. Zierkerzen für Wohnzimmer) ein mittelständisches Publikum erreicht wurde.

⁹¹⁾ Geißler (wie Anm. 1). S. 133.

⁹²⁾ Bittmann (wie Anm. 76), S. 851.

⁹³⁾ Haas (wie Anm. 77), S. 35.

⁹⁴⁾ Ebenda. Die Handelserlaubnis gründet sich bis heute auf die alte Gewerbeordnung, die als Reichsgewerbeordnung 1883 bzw. 1900 in Kraft gesetzt und mit späteren Novellierungen auch Bundesrecht wurde. Die zum Hausieren und Marktfahren berechtigende „Reisegewerbekarte“ von heute wird für drei Jahre gewährt und bei Gewährleistung persönlicher und steuerlicher Vertrauenswürdigkeit um jeweils fünf Jahre verlängert. Die heutigen Händler unterliegen der Umsatzsteuer.

⁹⁵⁾ Nach freundlicher Mitteilung der Gewerbeabteilung des Gemeindeverwaltungsverbandes Hardheim-Walldürn mindestens sechs Händler mit Gemischtwaren, darunter auch Wachs, Blumen und Lebkuchen.

⁹⁶⁾ Es handelte sich um Kunstdrucke mit religiösen Motiven oder mit Landschaftsthematik, die in Walldürn gerahmt und verglast wurden, wozu aus Rahmenfabriken in Amberg und Augsburg vorgefertigte Rahmen bezogen wurden. (Freundliche Mitteilung von Oskar Englert j., Walldürn, 1967.)

⁹⁷⁾ Rosa Zornigibel (wie Anm. 44), SDR-Rundfunk-Interview für die Sendung „Is des net e luschnis Vöckle“ des Verfassers, gesendet am 30. 1. 1965. Dazu vgl. den noch von Geiger (Anm. 52) bezeugten späten Hausierhandel mit Papierblumen.

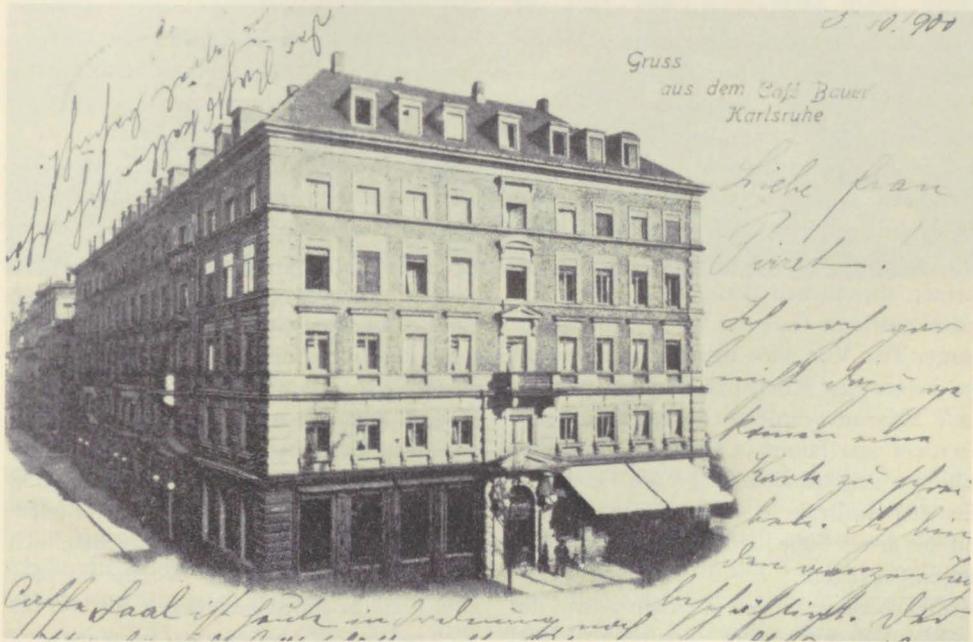
⁹⁸⁾ Statt der als „kitschig“ empfundenen Drucke wurden Original-Ölgemälde verlangt, was zeitweise zu einer Massenproduktion solcher „Originale“ — serienweise nach Vorlage gemalt — führte. Siehe dazu Wolfgang Brückner, Kleinbürgerlicher und wohlstandsbürgerlicher Wanderschmuck im 20. Jahrhundert. Materialien zur volkstümlichen Geschmacksbildung der letzten hundert Jahre, in: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 12 (1968), S. 35–66 (mit Walldürner Beispielmaterial).

⁹⁹⁾ So waren etwa 1963 auf der Königshofener Messe neben ca. 15 Walldürner Marktständen mindestens ebenso viele große Marktwägen aus Würzburg usw. aufgefahren, und das Geschäft der Walldürner „fallierte“. Besser stand es damals noch um die kleinen Märkte, wo auch das Gespräch mit den altbekannten Handelsleuten gesucht und ganz spezielle Walldürner Backwaren verlangt wurden. (Freundliche Mitteilung von Anneliese Kirchgäßner, Walldürn, 1963).

¹⁰⁰⁾ Wie Anm. 95. Im einzelnen handelten 15 Personen mit Zucker-, Wachs-, Spiel- und Kurzwaren sowie Bildern und Devotionalien, 6 mit Textilien und Zusätzlichem (Kerzen, Süßwaren), 6 nur mit Textilien, 3 nur mit Kurzwaren und eine Person nur mit Bildern.

Ein billiger Abend — Streifzug durch Altkarlsruher Kaffeehäuser

Josef Müller, Karlsruhe



Cafe Bauer, Lammstraße,
Ansichtskarte 1900 (Archiv der Stadt Karlsruhe)

„Drei Tage vor dem Ersten / ist das Leben am schwersten“ — der alte Beamtenpruch bewahrheitete sich auch an mir, obwohl ich erst ein Anwärter auf diesen Stand war. Wenn ich gen Ultimo um die übliche Ausgehzeit der jungen Leute von damals — so zwischen 19 und 20 Uhr — etwas trübselig zuhause herumsaß, pflegte meine Mutter zu fragen: „Hasch nix meh' druff, Schiffler?“ Wobei der Ausdruck „Schiffler“ von einem

guten Bekannten stammte, der seine Freunde und Trinkgenossen so anredete. Wenn Mutter gut gelaunt war, schenkte sie mir dann 60 Reichspfennig; war sie weniger gut gelaunt oder selber schlecht bei Kasse, lieb sie mir diesen Betrag auch nur, auf dessen Rückzahlung sie bestand, wenn ich mein Anfängersalär — 45 Reichsmark im Monat — bekam. Schon in gehobener Stimmung eilte ich dann von der Lachnerstraße dem „Durlacher Tor“

zu, zur Haltestelle der Straßenbahn, denn ich hatte ja eine Monatskarte, die damals 5 Reichsmark kostete. Bevor ich aber in die „Elektrische“ stieg, holte ich aus dem Automaten für einen Zehner eine Packung „Zuban“, die vier Zigaretten dieser Marke enthielt.

Mit dem Restgeld in der Tasche fuhr ich dann in eines der großen Musikcafés unserer Stadt — entweder ins „Bauer“ hinter dem Rathaus mit den Kastanien davor oder in das gegen Ende der Zwanziger Jahre eröffnete „Museum“ in der Waldstraße. Als es das allen alten Karlsruhern bekannte Café Odeon — zwischen Waldstraße und Hauptpost auf der „Schokoladenseite“ der Kaiserstraße, wie wir deren südlichen, weil bevorzugt zum Bummeln benutzten Teil nannten — noch gab, war auch dieses nicht selten das Ziel meiner abendlichen Ausgänge, ebenso das später eröffnete Café des Westens am Mühlburger Tor. Von allen diesen Kaffeehäusern hat keines den Krieg überstanden; nur das Café Museum wurde wiederaufgebaut, aber nach ein paar Jahren in ein Wienerwald-Restaurant umgewandelt. Das Café Odeon — von den Karlsruhern immer falsch, nämlich auf der ersten Silbe betont — war schon früher eingegangen.

Musikliebhaber zog es ins Café Bauer, ins größte und mit seinem „maurischen“ und „altdeutschen“ Saal am besten gegliederte Karlsruher Kaffeehaus, denn dort spielte der beliebte Geigenkünstler Franz Dolezel mit seiner Kapelle, die auch über einen guten Pianisten verfügte. Er tat es zwölf Jahre lang, wenn nicht länger — was eine Ausnahme war, denn überall sonst wurde eine Kapelle nur für sechs Wochen engagiert und das Engagement bei Erfolg höchstens einmal um weitere sechs Wochen verlängert.

Ich selbst saß meistens im „Museum“. Kaum hatte ich meinen Stamplatz eingenommen, brachte „Wilhelm der Zwote“, wie wir den stattlichen Ober seines martialischen, an den Enden aufgezwickelten Schnurrbarts wegen nannten, die obligatorische Tasse Kaffee und

einen Pack Zeitungen. Von halb neun bis halb elf spielte die Kapelle, bei deren Klängen ich in wohlabgemessenen Zeitabständen meine vier Zuban rauchte und „die Zeitung las“: die „Frankfurter“, die „Kölnische“, die „Deutsche Allgemeine“, das „Berliner Tageblatt“ und manche andere, auch ausländische Journale — weniger deren Wirtschaftsteil als das was „unter dem Strich“ stand, das Feuilleton, dessen Meister ich schätzte.

War ich mit den Zeitungen fertig, kamen die Zeitschriften an die Reihe, von der „Berliner Illustrierten“ (sie schrieb sich tatsächlich ohne e), der vornehm aufgemachten „Leipziger“, der „Woche“ bis zu den anspruchsvolleren Blättern „Die Dame“ und „Der Silberspiegel“ — und natürlich den „Simplicissimus“, der zwar nur noch ein Abglanz früherer Größe, aber immer noch lesbar war. Natürlich schaffte man das gute Dutzend Zeitungen und Zeitschriften nicht an einem Abend, aber wenn die Woche herum war, hatte man alle durch.

Freilich kam ich nicht immer zum Lesen, denn das Café war ja der Salon oder der Club, in dem man seine Bekannten empfing oder von ihnen empfangen wurde. Zudem hatte man seinen Stammtisch, an dem sich mindestens einmal in der Woche ein paar gute Freunde trafen und über Gott und die Welt redeten. Wir waren zwar keine jeunesse dorée, aber jung und mit dem Bedürfnis nach Geselligkeit und Aussprache. Was hätten die jungen Leute damals auch anfangen sollen, wenn sie nicht gerade ins Theater oder ins Kino gingen — mit den langen Abenden ohne Radio und Fernsehen? Wirtschaften und Cafés waren damals viel mehr besucht als heute. Die Volksgaststätten „Das Moninger“ an der Hauptpost und das „Colosseum“ in der Waldstraße wiesen vor allem an den Samstagen und Sonntagen ein buntes Treiben auf, und wer noch etwas drauf hatte, beschloß den Abend im „Löwenrachen“ oder im „Roland“ bei kabarettistischen Darbietungen. Für uns Oststädter war auf dem Heimweg die letzte Verführung, der wir nicht sel-



Konzert-Cafe Museum, Waldstraße 32
 (Frau Michael Schultes, Wwe. Karlsruhe)

ten erlagen, der „Ast“, wie die Lokalitäten des „Grünen Baums“ am Durlacher Tor genannt wurden. Wer es sich leisten konnte, versumpfte in deren „Silbergrotte“ und kam erst in der Frühe nach Hause.

Dazu mußte man aber einiges in der Tasche haben. Meistens hatten wir das nicht und dann saßen wir bei unserer Tasse Kaffee im „Museum“ oder im „Bauer“ vom Beginn der Musik bis zur Pause gegen halb elf. Dann drückten wir dem uns jungen Leuten wohlgesinnten Ober einen Fünfiger in die Hand: 45 Pfennige kostete der Kaffee, der Rest war Trinkgeld. Mit 60 Pfennig konnte man damals einen Abend verbringen — Mutters Zuwendung hatte ihn gerettet.

Um 1930 hatte Karlsruhe (mit den Vororten Beiertheim, Bulach, Daxlanden, Grünwinkel, Rintheim und Rüppurr — alles andere kam erst später dazu) an 155 000 Einwohner. Wenn sich drei bis vier Musikcafés — wenn

auch zeitweise mit Schwierigkeiten — in unserer Stadt halten konnten, so muß wohl ein Bedürfnis nach solchen Unterhaltungsstätten bestanden haben. In der Tat war man zwischen den Kriegen viel mehr außerhäusig als heute, wo sich die Familie nach dem Abendbrot vor dem Fernseher versammelt: zwischen 21 und 23 Uhr war die Kaiserstraße der Korso für die abendlichen Müßiggänger und als solcher viel belebter als heute. Dazu kam, daß es in der Kaiserstraße und um sie herum — am Rondellplatz, in der Herren- und in der Waldstraße — ein halbes Dutzend Kinos gab, die ihre zahlreichen Besucher in den Haupttrakt unserer Stadt entließen, von wo diese auch nicht immer gleich heimstrebten. In die großen Cafés kamen dann als zweiter Schub die Spätgäste, die meist bis zum Ende des Konzerts gen Mitternacht blieben — bis die „Lumpensammler“ von letzten Straßenbahnen sie aus dem Zentrum entführten.



*Konditorei Schwarz,
Karlstraße 49a, 1942
(Frau Gertrud Seiler,
geb. Schwarz, Karlsruhe)*

Auch an Tagescafés und Konditoreien war in unserer Stadt — damals wie heute — kein Mangel. Da gab es an der Hauptpost — dort, wo jetzt die Stadtparkasse ihren Hauptsitz hat — das renommierte Café Kaiser von der Art und Größe der Konfiserie, die neuerdings den strengen Klassizismus unseres Marktplatzes auflockert. Sehr beliebt war das in der Wald-, nahe der Kaiserstraße gelegene Etagencafé Nagel, wo sich am späten Nachmittag die Honoratioren unserer

Stadt mit ihren Damen einfanden, so daß man auch als junger Mann manchen angesehenen Bürger zum Tischnachbarn und wohlwollenden Gesprächspartner haben konnte. Die beliebtesten Cafés waren überhaupt diejenigen, die einen privaten Einschlag hatten und eher wie der vergrößerte Salon einer gutbürgerlichen Wohnung denn als öffentliche Gaststätte wirkten. Ein paar Jahre nach dem Ersten Weltkrieg gab es im Hause Kaiserstraße Nr. 219 noch das Café-Restaurant

Tannhäuser, an dem wir als Kinder nur mit Schauern vorübergingen, denn nach den Erzählungen unserer Eltern hatte darin ein rabiater Leutnant nach einem Wortwechsel mit seinem Säbel einen Zivilisten erstochen; der Offizier ist nachher im Kriege gefallen. Neben den größeren Etablissements dieser Art, die meist auch mit einem Billiard ausgestattet waren, gab es eine Anzahl gemütlicher Konditoreien mit glitzernden Scheiben und verlockenden Auslagen — wie das kleine Café Oehler in der Herrenstraße, in das mich oft meine Mutter führte, wenn sie sich nach ihren Einkäufen und Besorgungen bei einer Tasse Tee und einem Stück Kuchen erholte, wenn sie nicht mit mir das neben dem Kaufhaus Knopf (heute Karstadt) gelegene Café Stübinger (später Leineweber) aufsuchte, in dem wir ebenfalls manches Stündchen versäßen. In dankbarer Erinnerung blieb allen älteren Karlsruheern auch das nette Café Schwarz in der Karlstraße 49 a — nicht zu vergessen die vom Zentrum entfernten und daher diskreteren Konditoreien am Stadtrand und in den Vororten, in die wir nach langen Spaziergängen gelegentlich unseren Schwarm führten und unter dem Tisch verliebt das Händchen drückten. Ich habe

damals erzählen hören, die Studenten unserer Stadt hätten die jungen Damen ihrer Wahl auch danach eingeteilt, ob sie bei einer Einladung in eine Konditorei zum Kaffee oder Tee auch ein Stück Kuchen nehmen oder nicht. In meiner Kindheit gab es in den großen und kleinen Cafés noch die charakteristischen runden Tischchen, die nur einen Fuß und eine meist schwarz-weiß gefleckte Marmorplatte hatten. Sie sind aus der Mode gekommen, man kann sie aber gelegentlich noch in Wien und in den einstmals österreichischen Balkanstädten antreffen.

Die Kaffeehäuser dienten nicht nur dem Verzehr, sondern mehr noch der Unterhaltung und der Geselligkeit; das Bedürfnis danach war damals offenbar größer als heute. Doch auch die Art und Weise, wo und wie man sich trifft, ist wie alles Irdische der Wandlung unterworfen. Wahrscheinlich werden die jungen Leute von heute ihre Diskotheken, ihre Cafeterias, Espresso-Stuben und Pizzerien einst in ebenso liebevoller Erinnerung haben wie wir Älteren unser gutes, altes Café in dem Karlsruhe unserer Jugend, das im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs untergegangen ist.

RENAISSANCE AUSSTELLUNG

IM HEIDELBERGER SCHLOSS
21. JUNI BIS 19. OKTOBER 1986



Die Zeit, in der Goethes „Faust“, das „Käthchen von Heilbronn“, die „Meistersinger“ spielten, wirkt, allen romantischen Wiederherstellungsversuchen zum Trotz, wie verschollen. Der Dreißigjährige Krieg in Deutschland, der das Trauma der entvölkerten Räume, eines gedemütigten, gebandschatzten Landes hinterließ, hat auch die Erinnerung an davorliegende Vergangenheiten geplündert. Der Schock des Krieges war auch Trauer über die verlorengegangene Kontinuität. Nach Humanismus, Gelehrtenrepubliken, nach dem Auftreten eines Erasmus, Dürer, Hans Baldung Grien, Tobias Stimmer übernahmen nun die bestenfalls allegorisch faßbaren Mächte den Part: Krieg, Verwüstung, Vernichtung. Die Lektion war für Deutschland so grimmig wie noch nie zuvor. Hochstehende Gesellschaftssysteme, so lautete die damals erstmals begriffene Lehre, werden immer

wieder ruiniert, Kulturen „überwinden“ sich nicht, sondern neigen viel eher dazu, hinter sich selbst zurückzufallen.

Unter dem Titel „Die Renaissance im deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg“ erinnert eine große Heidelberger Ausstellung an jene verschollene Phase der Geschichte. Die Namensgebung zeigt, wie schwer die Orientierung fällt. „Deutsche Renaissance“ meint eine, im Detail fast unüberschaubare Vielzahl von Stilformen. Spätgotik, Renaissance, Manierismus, Vorzeichen des Barock, sind in der Heidelberger Ausstellung in fast überbordender Fülle vertreten. Die an sich schon entlegene Geschichte bietet sich selbst in unendlichen Variationen dar, in einer Unzahl von Weltansichten, von Geschichten und Fußnoten. Man begegnet für Augenblicke einer Kultur, die viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt zu sein scheint, als daß sie auch noch Erklärungen für ihr Tun liefern könnte. Alles, was man hier sieht, von den gewaltigen spätgotischen Schränken über Jerg Ratgebs „Barbara“-Altar bis zu den Zeichnungen des Meisters von Meßkirch, wirkt auf beklemmende Weise wie verloren und wiedergefunden, selten einen Ausweg ins Moderneweisend. Kann durch die Kunst der deutschen Renaissance eine sich ständig in Untergänge verstrickende Geschichte imaginativ wiederhergestellt werden? Die Heidelberger Ausstellung legt eine andere Vermutung nahe: Auch die kunstgeschichtlich rekonstruierte Historie bleibt ein Bild und psychologisch unvorstellbar.

Die Ausstellung auf dem Schloß ordnet das Material nach Sachgruppen: Architektur, Malerei, Zeichnungen, illuminierte Handschriften, Schmuck, Kostüme und Textilien aus allen Gegenden des deutschen Südwestens sind zu sehen. Unter den Möbeln fallen die imponierenden, aus Ebenholz und Elfenbein gefertigten Kabinett- und Großschränke ins Auge. Im Rundgang wird die rastlose handwerkliche Vervollkommnung dieser Möbel unmittelbar einleuchtend. Wirken die neuen ornamentalen Formen zunächst wenig funktionell, so beginnt um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die formalistische Umsetzung architektonischer Lehren in der Möbelkunst. Die Möbelfronten werden zu Fassaden, der Schrank zum Bauwerk und am Ende sogar zu einer optischen Illusionsmaschine. Ein südwestdeutscher Schrank aus dem ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts zeigt, wie sich im Laufe weniger Jahrzehnte das Möbel zum unverrückbaren Bauwerk, zum Haus im Haus entwickelte: Die Front des Schrankes wird durch dorische und ionische Säulen gegliedert, die durch den Wechsel von

Fortsetzung Seite 440

Heinrich Dietrich: Ein Religiöser Sozialist in Baden

Eckhart Marggraf, Karlsruhe

„Kirchliche Bekenntnisse ragen aus der Vergangenheit in unsere Tage hinein. Einst wurde auch um sie gekämpft und gerungen, solange sie noch die Menschen in ihrem Innern bewegten und packten. Wirkliche religiöse Bekenntnisse sind Gegenwartsfragen, die in die Zukunft weisen. Der Sozialismus will nicht Unordnung, sondern Ordnung, nicht Ungerechtigkeit, sondern Gerechtigkeit, nicht Völkerhaß, sondern Völkerfrieden, nicht Ausbeutung und Unterdrückung von einzelnen und von ganzen Klassen, sondern Lebensmöglichkeiten für alle. Geht es im tiefsten Grunde dem Christentum nicht auch um Gerechtigkeit, Friede, Freiheit und Freude?

Wer die Menschheitsgeschichte kennt, der weiß, daß in der Religion die stärksten Kräfte beschlossen sind. Und wer die Geschichte der sozialen Bewegung der letzten 200 Jahre verfolgt hat, der erkennt, daß der Sozialismus vorwärtsführende und helfende, erlösende Kräfte ausgelöst hat. Der Sozialismus ist nicht religionsfeindlich, sondern selbst ein Teil jener religiösen Kraft, die stets erneuernd an der Menschheit schafft.“ Mit diesen Worten beschrieb Heinrich Dietrich in einem Artikel der Badischen Neuesten Nachrichten im November 1947 unter dem Titel „SPD, Religion und Kirche“ entscheidende Einsichten seines Lebens, für die er in den Jahren bis 1933 öffentlich eingetreten und für die er bis 1945 die Konsequenzen zu tragen bereit war und nun in der neu erstehenden Demokratie werbend eintrat. Es ist gut, sich anlässlich des 100. Geburtstages die-

ses Mannes zu erinnern. Dabei soll in diesem Rahmen besonders seine Bedeutung für den Religiösen Sozialismus in der Badischen Landeskirche herausgestellt werden, damals die einzige Landeskirche im Deutschen Reich in der diese theologische Richtung kirchenpolitisch wirksam werden konnte, deren Erbe heute weltweit z.B. in der „Theologie der Befreiung“ vor allem in Südafrika und Lateinamerika weiterwirkt. Ganz besonders aber sollte unser Augenmerk darauf gerichtet sein, mit welcher Eindeutigkeit gerade die Religiösen Sozialisten in Baden Kirche und Gesellschaft vor dem aufkommenden Nationalsozialismus gewarnt hatten.

Zur Biographie Heinrich Dietrichs

Heinrich Dietrich wurde am 5. August 1886 als Sohn eines Postschaffners geboren. Infolge eines Unfalls wurde der Vater früh pensioniert und die Eltern aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage genötigt, in den Heimatort der Mutter, die aus einer Bauernfamilie in Grötzingen stammte, zu ziehen. Hier wächst er in der bäuerlichen Welt der Großeltern und unter dem Einfluß deren pietistisch geprägter Frömmigkeit auf, erlebt aber gleichzeitig das politische Engagement des Vaters in sozialdemokratischen Versammlungen und dessen Tätigkeit als Redner im Evangelischen Arbeiterverein, der sich 1896 unter Friedrich Naumann von Adolf Stoecker getrennt hatte.

Nicht nur in der Theorie, sondern im praktisch erfahrenen alltäglichen Leben lernte er die Verbindung von Sozialismus und christli-

chem Glauben von frühester Kindheit an kennen. Von 1897 bis 1904 besuchte er das Gymnasium Durlach und anschließend bis zum Abitur 1906 das Realgymnasium (das heutige Humboldt-Gymnasium) in Karlsruhe. Anschließend studiert er an der Universität Heidelberg, unterbrochen durch ein Semester in München, Neuphilologie und im Hauptfach Geschichte. 1910 promoviert er mit einer Dissertation zum Thema „Die Wirtschaft und Verwaltung Baden-Durlachs unter Karl Wilhelm (1709 bis 1738)“. 1911 legt er sein Staatsexamen für den Höheren Schuldienst ab. Von März bis September 1911 ist er Hauslehrer in einer deutschen Kaufmannsfamilie in Le Havre. Anschließend beginnt er sein Probejahr an der Goetheschule (Karlsruhe). Zur gleichen Zeit tritt er der Fortschrittlichen Volkspartei (der späteren Demokratischen Partei) bei und gründet eine Ortsgruppe in Grötzingen. Von August 1912 bis zum Kriegsausbruch 1914 ist er wegen des Stellenmangels im staatlichen Schulwesen an der Privatschule Büchler in Rastatt tätig. Den Ersten Weltkrieg erlebt er von Anfang bis Ende als Kriegsteilnehmer, zunächst als Sanitäter. In diese Zeit fällt die Eheschließung mit der Pfarrerstochter Margot Freiin von Soden 1917.

1919 wird er in den Staatsdienst aufgenommen und an der Helmholtzschule in Karlsruhe tätig. Dort wird er 1920 zum Professor ernannt. Zur gleichen Zeit tritt er der Sozialdemokratischen Partei bei, die er bis 1929 im Kreisrat der Stadt Karlsruhe vertritt und ab 1929 in der Kreisversammlung der Stadt Mannheim. 1929 wird er als Schulleiter an die Moll-Oberrealschule nach Mannheim versetzt. 1933 wird gegen ihn Anklage wegen Erhaltung jüdisch-marxistischer Literatur (in der Lehrerbibliothek seiner Schule) und wegen Vorbereitung eines kommunistischen Anschlags erhoben. Die Anklage wird niedergeschlagen. 1943 kommt es zu einer Anklage wegen Verächtlichmachung der Partei und Unterdrückung der Hitlerjugend. Auch diese Anklage wird niedergeschlagen. Als

1943 Heinrich Dietrich wegen Ausbombung der Schule in Mannheim nach Säckingen versetzt wird, weigert sich der dortige Bürgermeister, ihm eine Wohnung zu beschaffen, weil er der NSDAP nicht angehöre. Durch Ausbombung und Brand in einem Möbellager verliert die Familie in den Kriegsjahren ihr Hab und Gut. Die Personalakten, die die Gestapo beschlagnahmt hatte, sind nach dem Krieg nicht mehr auffindbar. Nach 1945 beteiligte er sich am Wiederaufbau der SPD, war von 1946 bis 1948 der 1. Vorsitzende der Ortsgruppe Karlsruhe und vertrat die SPD von 1947 bis 1952 im Stadtrat der Stadt Karlsruhe.

1946 wechselte er in die Kultusverwaltung zunächst als Oberregierungsrat in der Landesdirektion des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe und ab Februar 1951 mit dem Titel Ministerialrat als Leiter der Abteilung Kultus und Unterricht im Landesbezirk Baden des damaligen Landes Württemberg-Baden. Die Ernennung zum Leiter des neugebildeten Oberschulamtes für Nordbaden traf mit einer schweren Erkrankung zusammen, der er am 22. 12. 1952 erlag.

Die Religiösen Sozialisten in Baden

Das Ende des 1. Weltkrieges und die Revolution von 1918/19 hatte den Zusammenbruch der alten Ordnung nicht nur in Staat und Gesellschaft, sondern auch in der Kirche gebracht. In dieser Situation erwuchs in Kreisen der Kirche, die sich schon vor dem Weltkrieg religiös-sozialen Gedanken und Interessen verbunden sahen, der Gedanke, die Kluft zwischen Kirche und Arbeiterschaft endlich zu überwinden.

In Baden ging die Initiative hierzu von dem sozialdemokratischen Abgeordneten und Karlsruher Stadtrat und Rechtsanwalt Dr. Eduard Dietz aus, der zu den Mitverfassern der neuen badischen Verfassung von 1919 gehörte. Als Mitglied der Mehrheitssozialdemokraten suchte er kirchliche Partner, die bereit waren, den Gegensatz zwischen So-

zialdemokratie und Kirche durch einen neuen Zusammenschluß zu überbrücken. Den fand er in dem Karlsruher Pfarrer Franz Rohde, der eher aus bürgerlichen Kreisen kam und als Mitarbeiter Friedrich Naumanns ein beredter Vertreter liberal-sozialer Positionen auch innerhalb der Kirche war. Auch Heinrich Dietrich schloß sich an.

Im Rückblick schildert er 1927 die damalige Situation so: „So traten Kirche und Sozialdemokratie, innerlich völlig getrennt, in den Weltkrieg ein. Beide sind aus dem Krieg anders herausgekommen, als sie eingetreten waren. Für beide war eine Welt zusammengebrochen. Die evangelischen Kirchen hatten in den Fürsten ihre Landesbischöfe verloren, von der katholischen Kirche fielen die letzten Fesseln, die der Staat ihrer Tätigkeit angelegt hatte. Die Sozialdemokratie spaltete sich in Parteien und Gruppen. Alte Gedanken im neuen Gewande wurden im Erleben des Krieges geboren.“ Die Frage, die sich damals stellte, formuliert er so: „Werden die evangelischen Kirchen in Deutschland diese Geschichtswende verstehen? Das war die Frage, die um die Wende des Jahres 1919 auf den Lippen vieler Kirchenfreunde lag... Aber die Vertreter der organisierten Kirche schwiegen. Gewiß wurden Worte laut, daß auch Arbeiter jetzt in die kirchlichen Körperschaften hinein müßten. Damit war aber gar nichts gemacht. So wenig als mit den Broschüren und Schriften, die jetzt in Masse erschienen. Wichtiger als all das war es, einmal einen Weg zu gehen, um zu sehen, ob Kirche und Arbeiterschaft noch gemeinsam marschieren könne.“

Unter dem Namen „Volkskirchliche Vereinigung“ trat die neue Gruppe 1919 mit einem Programm an die Öffentlichkeit. Der Name wollte zweierlei deutlich machen: Zum einen sollte an die Stelle der staatskirchlichen Verbindung von Thron und Altar nun die Kirche des Volkes treten, deren Vertreter unmittelbar durch Urwahlen in die gesetzgebenden und kirchenleitenden Körperschaften gewählt werden sollten.

Zum anderen sollte auch der Gegensatz der traditionellen Kirchenparteien, die sich vor allem in die Gruppe der konservativen Positiven, die vor allem in der ländlichen und pietistischen Bevölkerung ihren Rückhalt hatte, und die der mehr bürgerlich-städtischen Liberalen aufgeteilt hatten, überwunden werden.

Volkskirche in ihrem Sinne verstand die neue Vereinigung als „die Sammlung aller lebendigen, religiösen Triebkräfte des evangelischen Volkes in einer großen umfassenden volkskirchlichen Gemeinschaft, ferner eine solche Pflege der Religiosität im Gottesdienst und in der religiösen Unterweisung des heranwachsenden Geschlechts, daß sie den tiefsten Bedürfnissen der Gegenwartsmenschen Ausdruck und Befriedigung verschafft, endlich die Umbildung der Kirche zu einer religiös-sozialen Lebensgemeinschaft zur Überwindung der alten, unfruchtbaren theologischen Richtungsgegensätze, so daß die Religion aufhört mißbraucht zu werden als Schlagwort von Klassen und Parteien und wieder wird, was sie immer hätte sein und bleiben sollen, die innigste, tragende Lebensmacht, in der sich alle Volksgenossen finden.“

Die Karlsruher Volkskirchliche Vereinigung verband sich mit einer Gruppe Mannheimer volkskirchlich Gesinnter unter der Führung des Pfarrers Dr. Ernst Lehmann und bildete gemeinsam den Badischen Volkskirchenbund. In dieser Form stellte sich die junge volkskirchliche Bewegung den Urwahlen für die verfassungsgebende Synode der evangelischen Kirche in Baden, die auf den 28. September 1919 festgelegt war. Mit ihrer Forderung nach dem Urwahlprinzip war die volkskirchliche Gruppe erfolgreich gewesen. Nun versuchte sie durch Abschluß eines Wahlabkommens mit der liberalen Kirchenpartei sicherzustellen, daß für die neuentstandene Gruppe eine entsprechende Vertretung in die Synode gewählt werden würde. In allerletzter Stunde brachen die Liberalen das Bündnis, die Volkskirchliche Vereinigung konnte in der Kürze der Zeit keine eigenen Wahllisti-

sten mehr aufstellen und blieb so von der Gestaltung der neuen Kirchenverfassung ausgeschlossen.

Die Enttäuschung, aber auch die innere Orientierung des Volkskirchenbundes an einem stärker sozialdemokratisch geprägten Gesellschaftsbild führen zum Rücktritt von Rohde, der als Nachfolger Heinrich Dietrich vorschlägt. Mit seiner Wahl übernimmt er auch die ganze Last der Verantwortung in einer bewegten Zeit. Im Rückblick stellt er fest: „Nun begann ein Stück Lebensarbeit, die ich im Kreise gleichgesinnter Freunde bis zum Jahr 1933 mit stets wachsendem Erfolg durchführte.“

Zwei Ereignisse dieser Jahre zeigen die Geisteshaltung, aus der heraus der Badische Volkskirchenbund seine Verantwortung gerade auch im gesellschaftlichen Bereich wahrzunehmen bereit war: In einer Eingabe an die Generalsynode der Badischen Landeskirche wendet sich Dietrich am 6. Dezember 1919 gegen den verstärkt sich meldenden Antisemitismus: „So tief wir mit den weitesten Schichten unseres Volkes Anstoß nehmen an der Rolle, die besonders ausländische Juden in der Revolutionszeit gespielt haben, so sehr verwahren wir uns gegen die unchristliche Verirrung, dafür das Judentum als ganzes verantwortlich zu machen. Wir halten es daher für geboten und werden in diesem Sinne bei der verfassungsgebenden Generalsynode vorstellig, daß dieselbe unzweideutig klar zum Ausdruck bringt, daß Rassenhaß und Religionshaß des christlichen Namens und Glaubens unwürdig ist und daß die Kirche des Evangeliums diesen trüben Haß als unverträglich mit dem Geiste ihres Herrn und Meisters weit von sich weist.“

Schon hier kündigt sich an, daß Dietrich und seine Freunde sehr bald in schroffem Gegensatz zu antisemitisch orientierten Kreisen der Deutschnationalen und später der Nationalsozialisten geraten mußten. Die Generalsynode erklärte sich gegenüber dem Antrag als nicht zuständig, was um so peinlicher war, als weithin die antisemitischen Äußerungen

eines Mitglieds der Kirchenleitung, des Oberkirchenrats Theodor Friedrich Mayer, der zugleich deutschnationaler Abgeordneter im badischen Landtag war, bekannt waren.

Am 3. Februar 1920 hielt der Volkskirchenbund zum ersten Mal einen Friedensgottesdienst in der kleinen Kirche in Karlsruhe ab. Hier nahm der Volkskirchenbund eine Anregung auf, die vor dem 1. Weltkrieg vor allem in England und dann seit der Gründung des Internationalen Versöhnungsbundes 1914 auch in Deutschland vertreten wurde, in der sich das Bewußtsein aussprach, als Christen eine besondere Verantwortung für den Weltfrieden zu tragen. So hatte Dietrich auch an den Anfängen der christlichen Friedensbewegung in Deutschland und ihrem Zusammenschluß im Internationalen Versöhnungsbund teil. Diese Haltung der Versöhnungs- und Friedensbereitschaft über die Grenzen und tiefen Wunden hinweg, die der 1. Weltkrieg hinterlassen hatte, waren ebenso für viele ein Stein des Anstoßes und erst recht 1933 ein Grund zu Verdächtigung, Ablehnung und Verfolgung.

Wichtige Freunde und Weggenossen sind in diesen Jahren vor allem die Theologen Georg Wünsch (einer der ersten Professoren für Sozialethik und Verfasser einer evangelischen Wirtschaftsethik) und Hans Ehrenberg (Professor für Philosophie in Heidelberg, jüdischer Abstammung, nach Übertritt zum Christentum Theologiestudium und in den 20er Jahren Pfarrer in einer Arbeitergemeinde in Dortmund, Konzentrationslager und Emigration nach England und nach 1945 Rückkehr nach Deutschland).

Zu ihnen traten die etwas jüngeren Vikare und Pfarrer Erwin Eckert, Heinz Kappes und Hanns Löw hinzu. Insgesamt war der Volkskirchenbund eine junge Gruppe in einer in ihren kirchenleitenden Körperschaften vergreisten Kirche. Dietrich schreibt: „Mit wenigen Ausnahmen standen alle in den 30er Jahren. Nichts war zuviel, keine Entbehrung zu groß. Wenige Stunden Schlaf, dann an seinen Beruf und die Freizeit und den Abend

wieder den Kampf.“ Durch unermüdliche Rednertätigkeit und gleichzeitige Publikationen in der verbandseigenen Zeitung, die unter dem Namen „Christliches Volk“, „Christliches Volksblatt“, „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ und zuletzt von 1931 bis 1933 unter dem Titel „Der Religiöse Sozialist“ erschienen, trat er an die Öffentlichkeit. Diese intensive Öffentlichkeitsarbeit blieb nicht ohne Erfolg.

In Synode und Kirchenregierung

Der Volkskirchenbund konnte nach den Synodalwahlen 1921 zum ersten Mal mit drei Abgeordneten (Dietrich, Rohde und Wunsch — ab Oktober 1922 Loew) in die Synode einziehen. In der ersten Periode treten die Mitglieder des Volkskirchenbundes vor allem für die Einführung des Volksentscheids in der Kirchenverfassung ein. Ebenso beantragt der Volkskirchenbund, „den 1. Mai in allen Gemeinden, in welchen das Bedürfnis vorliegt, kirchlich zu feiern, um so dem christlich gesinnten Teil der Arbeiterschaft Gelegenheit zu geben, den Feiertag der arbeitenden Welt auch religiös zu feiern.“

Kann sich der Volkskirchenbund in dieser Legislaturperiode auch mit seinen Anträgen sicher nicht durchsetzen, so bleibt er doch ein unbequemer Mahner. Diese Mahnungen beziehen sich nicht nur auf die Integration der Arbeiterschaft in die Kirche, sondern lassen erkennen, daß der Volkskirchenbund die Kirche vor einer Identifizierung mit den deutschnationalen, konservativ rückwärtsgewandten Gedanken warnen muß. In diesem Zusammenhang greift Dietrich den neu gewählten Kirchenpräsidenten Klaus Wurth im März 1925 scharf an. Der Kirchenpräsident hatte über die Köpfe der Karlsruher Kirchengemeinde hinweg ein Verbot erlassen, daß vom Turm der evangelischen Stadtkirche anlässlich einer Fahnenweihe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, in dem die demokratischen Parteien der Weimarer Zeit im Kampf gegen die reaktionären Tendenzen

zusammengeschlossen waren, Choräle geblasen wurden. Im Mai 1926 formuliert Dietrich diese Warnungen noch einmal in einer grundsätzlichen Rede:

„Wir stehen als evangelische Sozialisten unter dem Eindruck, daß die Leitung der evangelischen Kirche uns in unserer Entwicklung in jeder Weise zu hemmen sucht, daß sie vor allem auf politischem Gebiet nicht so neutral ist, wie es von einer Kirchenregierung verlangt werden dürfte. Wir haben vor anderthalb Jahren an dieser Stelle hier vom Herrn Kirchenpräsidenten die feierliche Erklärung bekommen, daß von nun an die Kirche in politischen Dingen Neutralität bewahren will, und ich habe diesen Ausspruch begrüßt, auch wenn diese Neutralität sich zuerst in einem Einschnitt gezeigt hat, die sich nach links richtete. Ich habe gesagt, wenn die Kirche auch ebenso scharf nach rechts vorgeht, dann kann es noch möglich sein, die Kirche aus dem politischen Kampf herauszuführen. Bei einer Gelegenheit gestern wurde mir gesagt, daß der Kirchenregierung nicht bekannt sei, daß von irgendeiner Seite politisch vorgegangen worden ist. Es hat ungeheueren Staub aufgewirbelt, daß nach dieser Erklärung des Herrn Kirchenpräsidenten 57 evangelische Geistliche — von Mannheim ging es aus — zur Hindenburgwahl ihre Amtsbrüder aufgefordert haben, für Hindenburg einzutreten, und zwar im Gottesdienst. Es heißt in diesem Schreiben an die evangelischen Pfarrer: ‚Wer in dieser Schicksalsstunde nicht für unsere evangelische Kirche ist, der ist wider sie.‘ Damit haben die 57 Geistlichen gegen alle evangelischen Republikaner — und es gibt in Deutschland schon sehr viele evangelische Republikaner — zum Ausdruck gebracht, daß sie gegen die evangelische Kirche seien.“

Dietrich macht in dieser Rede mit aller Deutlichkeit auf Tendenzen antidemokratischen Denkens innerhalb der evangelischen Kirche aufmerksam, die im Umkreis der Reichspräsidentenwahl 1925 einen besonders sichtbaren Ausdruck fanden. Darüber hinaus spricht

er in seiner Rede auch das mangelnde Friedensengagement, die unzureichende soziale Verantwortung der Kirchenregierung an und formuliert dabei noch einmal die Ziele der Religiösen Sozialisten: „Wir können mit den Mitteln und in den Gedankengängen der Inneren Mission nicht die Lage der Armen erträglich gestalten. Sie weisen der Kirche zu, was die Aufgabe des Staates ist, und sie appellieren an unser soziales Herz, das wir alle haben, das aber zu einer tatkräftigen Hilfe nicht hinreicht, wie sie z. B. die heutige Arbeitslosigkeit erfordert. Und nicht Almosen bringen uns der Lösung näher, sondern allein produktive Arbeitsmöglichkeit. Mit den besten Herzen und der sozialsten Gesinnung schaffen wir nichts, wenn wir nicht die Ursachen der wirtschaftlichen Not erkennen und die christliche Ethik nicht auch in das Wirtschaftsleben hineinbringen.“

In dieser Haltung geht der Badische Volkskirchenbund der Evangelischen Sozialisten in die Synodalwahl 1926 mit einem Flugblatt, das den folgenden Wortlaut trägt:

„Evangelische Männer und Frauen!
Sozialisten und Republikaner!

Wer von Euch noch in der evangelischen Kirche ist, aber nichts mehr von ihr erhofft, soll heraus aus der Kirche, lieber heute als morgen!

Wer aber unter Euch weiß, daß das Evangelium Jesu Christi eine Kraft im Kampfe des Proletariats um seine Befreiung sein mußte, daß das Evangelium Lebenskraft erwecken kann, der muß dafür sorgen, daß das Evangelium frei werde, daß die Reaktion in der Kirche gebrochen wird.

Am Sonntag sind die Wahlen zur Evangelischen Landessynode. Diese Wahlen entscheiden über die Zusammensetzung des kirchlichen Parlaments und über die örtliche Kirchenvertretung, über Gottesdienstordnung und Religionsunterricht, über Kirchensteuer und Pfarrbesoldung.

Wer über 25 Jahre alt ist, darf wählen.

Es gibt nur eine Liste für das Proletariat und für alle ernsthaften Christen, die nicht

fromm scheinen, sondern frömm sein und handeln wollen, die Liste des Volkskirchenbundes der Evangelischen Sozialisten.

Der Volkskirchenbund der Evangelischen Sozialisten ist die revolutionäre Partei in der evangelischen Kirche.

Auf der Liste des Volkskirchenbundes stehen nur Männer und Frauen, die entschlossen sind, dem Kampf um die Befreiung des Evangeliums von den kapitalistischen und reaktionären Ketten zu führen.

Die Kirche soll keine Verdummungsanstalt sein, sondern eine Gemeinschaft nach Menschtum und Erlösung sehnsüchtiger Menschen.

Religion soll kein Opium sein, sondern Begeisterung auslösen für die höchsten Ziele des menschlichen Lebens.

Die Evangelischen Sozialisten werden die Kirche zwingen, gegen den Völkerring zu predigen für Völkerversöhnung und für den Frieden auf Erden.

Sie werden die Kirche hindern daran, daß sie für die Gegner der Arbeiterklasse Propaganda treibt, wie vor einem Jahr der Mannheimer Kirchengemeinderat und 57 evangelische Pfarrer in Baden bei der Hindenburgwahl und jetzt bei der Fürstenenteignung. Sie werden die Kirche daran erinnern, daß Jesus Christus der Heiland der Armen und Entrechteten, der Ausgebeuteten und Unterdrückten war, und nicht der Reichen und Mächtigen.

Sie werden mit der kirchlichen Parteiwirtschaft aufräumen, die Pfarreien und Lehrämter je nach der Parteizugehörigkeit des Kandidaten verschachert und nach den Bedürfnissen der Gemeinden nichts fragt.

Sie werden sich dafür einsetzen, daß der armselige Streit der Positiven und der Liberalen um die rechte Lehre und um das rechte Bekenntnis aufhört; wir wollen das Evangelium Jesu Christi und nicht das Gezänk der Theologen.

Die evangelischen Sozialisten werden dafür sorgen, daß Gottesdienstordnung und Religionsunterricht erneuert werden, toter For-

melkram und sinnloses Auswendiglernen verschwindet, daß neue Kraft aus dem Evangelium in das religiöse Leben kommt und das allgemeine Priestertum nicht nur eine Phrase ist.

Sie werden die Kirche auch finanziell auf eigene Füße stellen, die vollkommene Trennung der Kirche vom Staate anstreben und erreichen. Die kirchliche Fürsorge an den Kranken und Schwachen, den Witwen und den Kindern, den Alten und den Verunglückten muß ausgebaut werden; alle Mittel, die der Kirche zugänglich sind, sollen in erster Linie diesen Aufgaben dienen.

Evangelische Männer und Frauen, Sozialisten, Republikaner, Genossen und Genossinnen, verpaßt die Stunde nicht. Seid nicht gleichgültig.

Heraus zur Wahl!

Laßt Euch keinen anderen Wahlzettel aufschwätzen, der Wahlzettel der ernsthaften Christen, der evangelischen Sozialisten beginnt mit den Namen der Genossen

Jugendpfleger Roesinger für Heidelberg-Mosbach

Pfarrer Eckert für Mannheim Stadt und Land

Pfarrer Kappes für Karlsruhe Stadt und Land

Dr. Dietrich für Pforzheim-Durlach

Pfarrer Löw für Freiburg-Konstanz“

Das Wahlergebnis von 1926 war ein großer Erfolg der Religiösen Sozialisten, die ihren Stimmenanteil auf 14,5% und ihre Sitze von drei auf sechs Abgeordnete verdoppeln konnten. In der neuen Legislaturperiode wird Heinrich Dietrich zum Mitglied der Kirchenregierung gewählt, in der er als einzelner acht Mitgliedern der Positiven, der Liberalen und der Kirchlichen Mittelpartei gegenübersteht. Diese Amt hält er bis 1932 inne, als die $\frac{2}{3}$ Mehrheit aus Positiven und Evangelischen Nationalsozialisten die Religiösen Sozialisten aus der Kirchenregierung verdrängen. In dieser Legislaturperiode ist Dietrich auch Berichterstatter des Finanzausschusses, der in den schwierigen wirtschaftli-

chen Verhältnissen zur Zeit der großen Wirtschaftskrise und der sich ausbreitenden Arbeitslosigkeit große Mühe hat, die kirchliche Finanzverwaltung über Wasser zu halten.

Neben Dietrich sitzen für den Volkskirchenbund in der Synode die Pfarrer Eckert, Kappes, Loew, der Hauptlehrer Wilhelm Kühner aus Pforzheim-Brötzingen, der Fabrikarbeiter Christian Reber aus Mannheim und der Hauptlehrer Karl Wagner aus Karlsruhe.

Gegenüber dem Streit um ein Reichsschulgesetz in der Weimarer Republik möchte der Volkskirchenbund die Evangelische Kirche in Baden dazu veranlassen, sich für die Form der badischen Simultanschule als Regelschule im Reich einzusetzen. Aber auch mit diesem Antrag kommt der Volkskirchenbund nicht zum Zug. Weitere Themen, in denen sich der Volkskirchenbund in dieser Legislaturperiode engagiert, sind die Flaggenfrage, die Einführung eines Friedenssonntags, die Abschaffung der Todesstrafe, das Eintreten für eine entschiedenerere Trennung von Kirche und Staat sowie die Vereinheitlichung der deutschen evangelischen Landeskirchen. Die Konfrontation zwischen dem Volkskirchenbund und den übrigen Kirchenparteien in der Landessynode und in der gesamten Landeskirche nahm an Schärfe zu und entsprach der allgemeinen Radikalisierung der politischen Auseinandersetzung in der ausgehenden Weimarer Republik. Daß dabei die Religiösen Sozialisten vor allem wegen ihrer frühzeitigen Warnungen vor dem aufkommenden Nationalsozialismus auf scharfen Widerspruch bei den mehrheitlich deutsch-national orientierten kirchlichen Parteien stießen, ist verständlich. Besonders die entschiedene Haltung des Mannheimer Pfarrers Erwin Eckert führten so weit, daß die Kirchenleitung unter dem deutschnationalen badischen Kirchenpräsidenten immer mehr versuchte, Eckerts politisches Engagement einzuschränken bzw. zu verhindern. Zwar konnte eine Entlassung Eckerts zunächst unter dem Druck von über 100 000 Unterschriften zu seinen Gunsten verhindert wer-

den. Aber als sich Eckert im Gefolge seines Parteiausschlusses aus der SPD auch vom Vorstand des Bundes der Religiösen Sozialisten immer mehr entfernt hatte und Ende 1931 der KPD beigetreten war, folgte seine Entlassung aus dem Kirchendienst unter Verlust der Amtsbezeichnung und aller entsprechenden Rechte. Die Religiösen Sozialisten hatten ihren stärksten Wortführer verloren. Aber schon die Synodalwahl 1932 mußte Eckert in vielem Recht geben: Neben den Religiösen Sozialisten und den traditionellen Kirchenparteien saßen nun zum ersten Mal Vertreter der neugebildeten Gruppe der Evangelischen Nationalsozialisten in der Badischen Landessynode, die zusammen mit den Positiven eine Zwei-Drittel-Mehrheit hielten.

Diese Mehrheit setzte eine Verfassungsänderung durch, aufgrund deren die Religiösen Sozialisten von der Beteiligung in der Kirchenregierung ausgeschlossen blieben. Der Synodale Schück konnte dies ein „Protestantisches Harzburg“ nennen. Eines der letzten großen Themen, das die Synode in dieser Wahlperiode beschäftigte, war der Abschluß des Konkordats mit dem Lande Baden. Auch hier kam es noch einmal zu einer scharfen Konfrontation zwischen der kirchlichen Rechten auf der einen und den Religiösen Sozialisten und Liberalen auf der anderen Seite. Dietrich tritt hier noch einmal als entschiedener Verfechter einer Trennung von Kirche und Staat auf, indem er in der Sitzung vom 22. Nov. 1932 gegen den Abschluß des Konkordats votiert. In der Kontroverse mit dem nationalsozialistischen Synodalen Voges führte er aus: „Es hätte dem Wesen der evangelischen Kirche entsprochen, wenn sie den Tag gefeiert hätte, an dem ihr im Jahre 1918 die volle kirchliche Freiheit zurückgegeben worden ist. (Lachen von rechts.) Jawohl, Herr Voges, damals hätte die Kirche auf die Wartburg hinaufgehen und mit Posaunen blasen sollen, daß ihr nun ein Gottesgeschenk kirchlicher Freiheit in den Schoß gefallen ist, daß sie nun vom Staat

losgelöst ist und nun ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und sich selbst verwalten und sich und ihrem Volk nach eigenem Ermessen, unbeeinflußt von außen, leben kann.“ Und unter Hinweis auf die Vereinbarung des Konkordats, daß bei der Wahl des Kirchenpräsidenten die Regierung zu den vorgeschlagenen Kandidaten gehört werden muß, führt er aus: „Denn es geht den Staat gar nichts an, welche Einstellung der Kirchenpräsident hat, und er hat kein Recht, ‚Erwägungen allgemeinpoltischer Art‘ anzustellen, ob er dem Herrn Kirchenpräsidenten seine Zustimmung geben will oder nicht.“

Diese Auseinandersetzung war die letzte, bevor der Bund der Religiösen Sozialisten in Baden durch das Ministerium des Innern am 18. Juli 1933 verboten wurde. Das Innenministerium nahm dabei Bezug auf ein Gutachten des Evang. Oberkirchenrats vom 12. Juni 1933, in dem dessen Rechtsreferent den Nachweis „für die enge Verbundenheit des Bundes der Religiösen Sozialisten (...) mit den wirtschaftlich sozialen und politischen Zielen des marxistischen Sozialismus“ erbracht hatte.

Heinrich Dietrich und die Religiösen Sozialisten gehören wie alle Sozialdemokraten und Kommunisten zu den Gegnern der neuen Machthaber. Wer nicht, wie die badischen Landtagsabgeordneten, in Schutzhaft genommen wird, muß doch mit scharfer Überwachung rechnen. Aber auch in der sich bildenden Bekennenden Kirche sind die Religiösen Sozialisten nicht gerne gesehen. Der Pfarrernotbund in Baden nimmt sie nicht auf und im Landesbruderrat haben die Positiven das Sagen, die ja 1932 Dietrich aus der Kirchenregierung gedrängt hatten. Aber es gibt Menschen, die unmittelbarer Verfolgung ausgesetzt sind: Der Hauptschriftleiter der sozialdemokratischen „Volksstimme“, Harpuder, der jüdischer Abstammung ist, findet in der Wohnung Dietrichs 1933 vierzehn Tage Versteck, bis seine Flucht ins sichere Ausland gelingt.

Nach 1945

Der 1945 neu zusammentretenden Badischen Landessynode gehört Dietrich nicht mehr an. Auch hier geben die ehemaligen Positiven wieder den Ton an. Von den ehemaligen Religiösen Sozialisten wird nur der Karlsruher Pfarrer Hans Löw wegen einer Berufung in die neugebildete Synode angefragt. Er lehnt ab. Die alten Gegensätze sollen nicht wieder aufkommen, das kirchliche Parteienwesen nicht noch einmal erstehen.

Sind die Religiösen Sozialisten gescheitert? Wenn man die Frage vom kirchenpolitischen Erfolg her zu beantworten versucht, muß man sie bejahen: Die evangelische Kirche ist trotz der Mahnungen der Religiösen Sozialisten mit großer Mehrheit den Nationalsozialisten in die Arme gelaufen. Die Kluft zwischen Kirche und Arbeiterschaft konnte nicht überbrückt werden. Gründe dafür mögen in der allzu großen Abhängigkeit von den Positionen und Auseinandersetzungen der sozialistischen Parteien zu suchen sein und im vergleichsweise schwachen eigenen theologischen Konzept. Entscheidend aber war doch die antidemokratische konservative Grundhaltung der kirchlichen Mehrheit, die

dafür sorgte, daß Arbeiterschaft und Demokratie in der Kirche Fremde blieben.

Hier liegt das bleibende Verdienst der Religiösen Sozialisten, mit dem sie auch für die heutige Kirche eine Herausforderung und Mahnung sind: Das Evangelium Jesu Christi als Aufruf zu Gerechtigkeit und Frieden zu lesen und dies in eine Politik von sozialer Gerechtigkeit und Teilhabe aller umzusetzen. Die Geschichte der Religiösen Sozialisten warnt davor, vorschnell mit Kommunismusverdacht diesen Anspruch zu verdrängen.

Heinrich Dietrich wendet sich — wohl teilweise auch enttäuscht durch die Erfahrungen in kirchlichen Gremien — nach 1945 stärker dem Wiederaufbau in Kommunalpolitik und Erziehungswesen zu, einem Feld, das seiner unmittelbaren beruflichen Tätigkeit nahelag. Selbst eher dem liberalen Bildungsbürgertum als dem klassenkämpferischen Sozialismus nahestehend hat er aus der schlichten Frömmigkeit, mit der er die Reich-Gottes-Botschaft Jesu aufgenommen hatte, den Ruf zu Gerechtigkeit und Frieden vernommen und ihn in die Tat umzusetzen versucht. Er verdient es, daß wir uns an ihn erinnern als einen glaubwürdigen Wegbereiter der Versöhnung von Kirche und Sozialdemokratie in Baden.

Licht und Schatten dem Holz räumliche Tiefe verleihen.

Das Badische Landesmuseum in Karlsruhe hat mit guten Gründen den geographischen Begriff eines „deutschen Südwesten“ großzügig ausgelegt. So finden sich auch Arbeiten aus der Schweiz und dem Elsaß. Schaffhausen, Basel und Straßburg, Hauptstädte der mittelalterlichen Kunst, liehen Ausstellungsstücke, die es erlaubten, Künstler wie Tobias Stimmer und Hans Baldung Grien in den Themenkreis mit einzubeziehen. Denn in Schwaben sind — sieht man einmal von dem ruhelosen Jerg Ratgeb ab — damals einzig der Meister H. L. und Meister von Meßkirch, Hofmaler des Grafen von Zimmern, von großem künstlerischem Rang. Von den wenigen Zeichnungen, die er hinterlassen hat, sind in Heidelberg ein Scheibenriß, eine Heiligendarstellung und vor allen Dingen der Entwurf für das Altargehäuse des einstigen Hochaltars von St. Martin in Meßkirch zu sehen. Die Weltsicht des Meisters von Meßkirch kommt der romantischen Wahrnehmung des sechzehnten Jahrhunderts am nächsten: der derbe Körperbau seiner Figuren, ihre heiteren oder verträumten Gesichtszüge strahlen eine weltsichere Ruhe und Gelassenheit aus, die von den kommenden Untergängen noch nichts verspürt.

Die heraufziehenden Katastrophen deuten sich zur gleichen Zeit schon bei Hans Baldung Grien an. Seine Hexen- und Teufelsszenen trägt eine ins Orgiastische ausschweifende und dämonische Spannung. Im Holzschnitt „Die Hexen“ wird die Natur selber fürchterlich, gewinnen die Hexen einen bislang unbekanntem obszönen und vulgären Ausdruck. Hier schon werden, wenn auch unter allerlei theologischen Vorwänden, die romantischen Grundmotive einer späteren Kunst vorweggenommen: Dämon, Weib und Tod. Unendlich entfernt scheint hier die Beschaulichkeit des Meisters von Meßkirch, die Wunderkammern mit

goldverzierten Kokosschalen und Pokaltieren, den Spielereien der Mechaniker und Goldschmiede, denen in der Ausstellung ein eigener Raum gewidmet wurde. Baldungs Ruhelosigkeit, die beginnende Irritation und der Zweifel an den Sicherheiten eröffnen einen der wenigen Auswege ins Moderne.

Die andere Welt, die Welt der Sicherheit war eine Welt der Miniatur. Eine erstaunliche Fülle unbekannter Materials zeigt die fast chinesisch wirkende Hingabe ans Detail, an Kleinformat, ans Ziselierter. Besonders fasziniert die Bildschnitzerei des Meisters H. L. „Adam und Eva im Paradies“, die auch auf einem der beiden gewaltigen Kataloge wiedergegeben wurde. In der Mitte des vermutlich aus Buchsbaumholz zusammengesetzten Werkes ragt der Baum der Erkenntnis, zu beiden Seiten, weit voneinander entfernt stehen Adam und Eva. Adam selber pflückt sich den Apfel, der das Verderben bringen wird. Der Sündenfall der Welt wird unter den Augen des Betrachters zum unendlich fein geschnitzten Kabinetstück. Nicht nur die Welt verliert ihr abstraktes, strenges, liturgisches Gesicht, auch der Himmel wird Welt, sinnlich und üppig. Bei den Skulpturen verliert sich der gefiederte Engel und wird, fast schon barock, durch das pausbäckige Büblein ersetzt.

„Hier frieren die Künste“, schrieb Erasmus 1526 an seinen Freund Thomas Morus. Die Reformation und der Bildersturm belegten schon Ende des dritten Jahrzehnts die handwerkliche und imaginative Lust der Künstler mit neuem moralischen Bann. Aber noch ein Menschenalter lang — das belegt die Heidelberger Ausstellung in unzähligen Variationen — hielt die Epoche erstaunlichster Produktivität an. Erst dann, mit Beginn des großen Krieges, starben die Künste im deutschen Südwesten.

Frank Schirmmacher

Die Ausstellung im Heidelberger Schloß dauert bis zum 19. Oktober und ist täglich von 9 bis 18 Uhr geöffnet. Der sehr informative zweibändige Katalog kostet an der Museumskasse 43 Mark.

(FAZ, 17. 7. 1986)

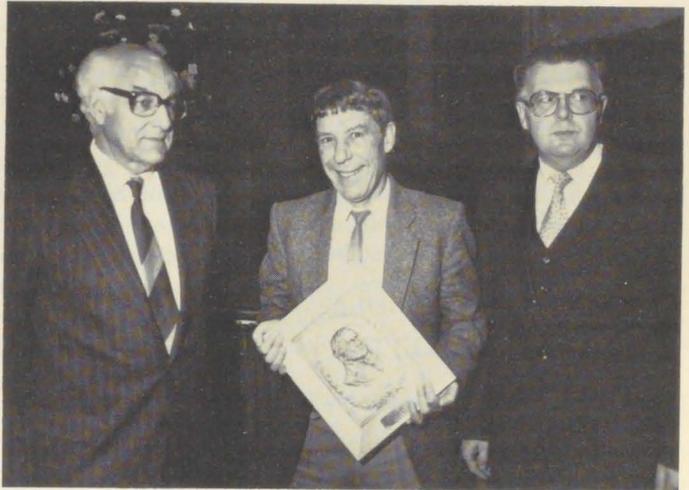
Johann Peter Hebel-Gedenkplakette für Marcel Wunderlin

Elmar Vogt, Hausen

Text zum Bild:

Aus den Händen von Bürgermeister Karl Heinz Vogt (rechts) erhielt der Liestaler Marcel Wunderlin die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1986 verliehen. Links im Bild, der Liestaler Stadtpräsident Hans Brodbeck.

Aufnahme: Ingrid Schubert,
Schopfheim



Beim diesjährigen Hebelabend am 3. Mai 1986 in Hausen im Wiesental erhielt der in Liestal im Kanton Basel-Land geborene Marcel Wunderlin die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental.

Marcel Wunderlin wurde am 24. März 1921 in Liestal (Basel-Land) geboren.

Bis 1971 übte er den Beruf des Graphikers aus.

Seit 1967 ist Wunderlin als freier Mitarbeiter beim Radio Studio Basel tätig.

Seine freie Mitarbeit hatte zur Folge, daß Wunderlin 1971 hauptberuflich in die Radioabteilung Folklore integriert wurde.

Seit dieser Zeit betreut er als Programmgestalter und Redakteur daneben auch Sendungen wie: „Land und Lüt“; „Volk und Völ-

ker“; „Feld und Stall“; sowie „Vitrine“ und richtet sein besonderes Augenmerk auf die Mundartdichter der Region, um selbst ab und zu zur Feder zu greifen.

Unter dem Titel „Gedanke“ wurde sein erster Gedichtband veröffentlicht. Zu den beliebtesten Sendungen — bereits über 300 Mal von Radio Studio Basel ausgestrahlt — von Marcel Wunderlin zählt: „E Chratte voll Platte“.

„Mir messe nit de Bekanntheitsgrad, mir wenn mit de Uszeichnig die Lüt belohne, wo sich in vielsitigere Art und Wies übers normale Maß use für unseri Region isetze dien, die sich für d'Landschaft und ihri Lüt Verdienst im Sinn un Geist von J. P. Hebel erworbe hen“, betonte Bürgermeister Vogt.

Wortlaut der Verleihungsurkunde:

Die Gemeinde Hausen im Wiesental
verleiht dem Radioredakteur
und Heimatkundler

MARCEL WUNDERLIN

aus Liestal im Kanton Basel-Land
in Würdigung seiner Verdienste
um Kultur und Landschaft
in der Region Oberrhein
sowie für sein dichterisches Schaffen
im Geiste Hebels
zum 10. Mai 1986 die

JOHANN-PETER-HEBEL-
GEDENKPLAKETTE 1986

Gemeindeverwaltung Hausen im Wiesental

(Vogt)

Bürgermeister

Die Gedenkplakette wird jährlich, seit 1960 am Hebelabend von der Gemeinde Hausen im Wiesental verliehen. Hausen hat damit eine Einrichtung geschaffen, um auch solche Personen zu ehren, die sich um die alemannische Mundart in Wort und Schrift, um die Erhaltung des heimischen Volkstums oder in der bildenden Kunst besondere Verdienste erworben haben.

Der damalige Gewerbeschuldirektor Ernst Grether (Maulburg), in jener Zeit gerade mit der Einrichtung des Hebelhauses beschäftigt, übernahm die künstlerische Gestaltung der neu geschaffenen Hebel-Gedenkplakette. Am Ende des Jahres trifft sich die Hebelkommission zur Aussprache über die „Kandidaten“, und man einigt sich in der Regel sehr schnell. Landesgrenzen spielen dabei keine Rolle, denn die gemeinsame Sprache kennt keine Zollschranken. Die Bestätigung erfolgt durch den Gemeinderat.

Quelle:

Festschrift zum 225. Geburtstag Hebels, 10. 5. 85

Stadtarchive als Dokumentationszentrum des städtischen Literaturbetriebes

Literarische Stadtkultur und ihre Dokumentation am Beispiel der Stadt Lahr

Joachim Sturm, Lahr

Literaturbetrieb — ein vielfach noch Anstoß erregendes Wort: stellt es doch eine Verbindung zwischen dem zeitlosen, ästhetischen Wert der Literatur und ihrer gerne versteckten Verflechtung im ökonomischen Bereich dar. Keines ist aber besser geeignet, die in den Archivalien jeglichen Charakters verborgenen Angaben bezüglich des Lebens und Schaffens der Autoren, der Buchproduktion und des Buchverkaufs in allen damit verbundenen Auswirkungen auf die Stadtkultur und der Rezeption der Literatur durch die Bevölkerung eines Gemeinwesens hinzuweisen. Überall dort, wo durch den Literaturbetrieb vergangener Zeiten städtische Belange betroffen wurden, wird sich eine Spur in den Archiven finden lassen. Diese oftmals mageren Hinweise zu ergänzen durch die Sammlung aller die Stadt und deren Bewohner betreffenden literarischen Zeugnisse ist Aufgabe des Stadtarchivs, um der Nachwelt ein möglichst vollständiges Bild des städtischen Literaturbetriebes einer Epoche zu übermitteln.

Aus der Verpflichtung zur Bewahrung und Ergänzung jener Quellen ergibt sich die Konsequenz, daß das Stadtarchiv niemals ein ästhetisch motiviertes Urteil durch Kassation oder wertende Aufnahme über die städtische Literatur sprechen darf. Die Literaturwissenschaft hat ein Anrecht darauf, daß ihr alle Unterlagen zum kommunalen Literaturbetrieb zur Verfügung gestellt werden, gleich-

gültig in welchem Sinne sie diese auswerten wird, jedoch mit der Verpflichtung zur nötigen Aufrichtigkeit gegenüber der Stadt und dem Archiv, welches diese Materialien bereitgestellt hat.

I. Die Autoren und ihre Werke

Inwieweit die Augustinerermönche aus dem Kloster „Maria de Steiga“ (heute Obersteigen bei Zabern/Elsaß), welche hier 1259 ein Kloster und eine Kirche errichteten, als erste Autoren bzw. Buchproduzenten zu betrachten sind, muß dahingestellt bleiben. Fanden sich doch auf den beiden Innenseiten der Buchdeckel des Bürgerbuches von 1356 zwei wohl um 1270 entstandene Handschriften auf Pergament, Fragmente einer bis heute nicht transkribierten lateinischen Grammatik, die aus dem Lahrer Kloster stammen könnten.

Erst das frühe 16. Jahrhundert sollte der Stadt den Anschluß an die großen Strömungen jener Zeit bringen. Der nachweislich 1531 in Lahr lebende und der Reformation zugeneigte Geistliche an der Stiftskirche Jacobus Ottelinus war als Schüler des Beatus Rhenanus in Schlettstadt auch Mitautor für dessen projektierte „Geschichte des römischen Germaniens“. Ottelinus lieferte hierzu die Lahr und die Lahrer Umgebung betreffende Beschreibung¹). Somit fand auch die Schutterstadt ihren Platz unter jenen Städten

am Oberrhein, die in ihren Mauern Autoren des Humanismus beherbergt hatten.

Für die folgenden zwei Jahrhunderte deutet dann allerdings nichts mehr darauf hin, daß die Stadt Männer der Feder zu ihren Einwohnern zählte. Erst als im 18. Jahrhundert, ausgelöst durch den Säkularisierungsprozeß der Aufklärung²⁾, immer mehr Literatur weltlichen Inhalts entstand, wuchs auch in Lahr ein Personenkreis, dessen Schaffen zwar nach wie vor zweckgerichtet war, jedoch keine religiösen oder pädagogischen Ziele mehr verfolgte. Es begann hier eine Literaturmode, welche bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinein anhalten sollte, und die auch heute noch hin und wieder gepflogen wird: Gelegenheitsautoren schufen kleine Gedichte, in denen Personen angesprochen wurden, zu denen die Dichter ein besonders inniges Verhältnis hatten³⁾. Diese Poesie „lobenden“ Charakters entstand vielfach aus Anlaß von Geburtstagen, Taufen, Hochzeiten, kurz, Jubiläen aller Art. Die Gedichte liegen oftmals in Nachlässen, auf Papieren unterschiedlichen Formats handgeschrieben oder gedruckt. Sie erscheinen aber auch in Zeitungen oder abgeschrieben in Familienchroniken. Dem ephemeren dichterischen Schaffen gemäß sind die auffindbaren Lebenszeugnisse jener Autoren selten umfangreich, ja, in vielen Fällen bleiben ihre Namen unbekannt oder die Archivalien liefern nichts als wenige, vereinzelte Lebensdaten.

Neben die „lobenden“ Autoren trat in den Jahren 1842—1853 eine Gruppe von Poeten, deren Erzeugnisse — ungewollt — soziale und politische Umwälzungen auf lokaler und staatlicher Ebene dokumentieren. So ist die 1842 erschienene anonyme Schmähchrift, von einem „der innern Heilkunde beflissenen aufmerksamen Beobachter aus dem Amtsbezirk“⁴⁾ wider den Bürgermeister ob dessen Machenschaften beim Abbruch von Teilen der Stadtbefestigung geschrieben, ein literarisches Zeugnis zur lokalpolitischen Lage jener Jahre, welches wesentlich zum Verständ-

nis der Stadtgeschichte beiträgt. Sechs Jahre später, während der Revolution von 1848, goß ein unbekannter Lahrer Arbeiter seine Empfindungen und Eindrücke über jene unruhige Jahre in Gedichtform. Diese Verse, von denen wir einzig durch einen über fünfzig Jahre später erfolgten, auswählenden Abdruck⁵⁾ Kenntnis haben, leisten einen wichtigen Beitrag zur Erfassung der Stimmung, wie sie während der Revolutionszeit 1848 und 1849 in der Stadt geherrscht hatte. Als der zwanzigjährige Seiler Ferdinand Kylius endlich vier Jahre darauf ein Abschiedsgedicht an seine Freunde anläßlich seiner Auswanderung nach Amerika, ins Lahrer Wochenblatt⁶⁾ rücken ließ, konnte er nicht ahnen, daß auch sein Gedicht dereinst einen sozialgeschichtlichen Aspekt der Lahrer Literaturgeschichte belegen würde.

Ist jedoch die Überlieferung der „lobenden“ Dichter weitgehend vom Zufall der Nachlaßzugänge abhängig, besitzen wir bei den „politischen“ und „sozialen“ Dichtern eine Überlieferung, welche auf regulärem Zugang beruht. Die erwähnte Schmähchrift von 1842 kam gewissermaßen als *Corpus delicti*, als Anhang zu den Akten, ins Archiv; die Gedichte indirekt über die (reguläre) Zeitsammlung der Amtsbücherei. Ebenso wie bei den „lobenden“ Dichtern verbleibt jedoch das Leben dieser Autoren weitgehend im Dunkeln. Anonymität und mangelndes Eingreifen in die Geschehnisse der Stadt im Sinne eines Lebens fern von den Schaltstellen, die einen Einfluß auf Kultur, Politik und andere öffentliche Bereiche bedeutet hätten, hinterließen für diesen Personenkreis nur einige Rumpfdaten.

Der wahre Höhepunkt im literarischen Leben Lahrs begann nach 1870, als sich ein Dichterkreis⁷⁾ bildete, der Victor von Scheffel (1826—1886), welcher in diesem oftmals verkehrte, veranlaßte, die Stadt mit der Bezeichnung „Schutter-Athen“ zu belegen. Von den bekannteren Mitgliedern dieses Kreises seien nur der 1870 nach Lahr gezogene Ludwig Eichrodt⁸⁾ (1827—1892),

Friedrich Geßler (1844—1891), Alfred Siefert (1861—1918) und Ludwig Auerbach (1840—1882) genannt, welche in jenen drei Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende das literarische Leben Lahrs nachhaltig beeinflussten.

Daß die Überlieferung für jene Dichter besonders reichhaltig ist, liegt zunächst an den hohen Positionen, welche einige von ihnen lange Jahre in Stadt und Land einnahmen. So versah Ludwig Eichrodt seit 1870 seinen Dienst als Oberamtsrichter in Lahr. Friedrich Geßler wirkte lange Jahre als Direktor der örtlichen Reichsbanknebenstelle und als badischer Parlamentarier. Die in zahlreichen Akten von diesen Dichtern verwahrten (offiziellen) Schriftstücke werden so eines Tages zu derselben vergleichenden Analyse benutzt werden können, wie sie zum Beispiel für Franz Kafka durchgeführt worden ist, indem man sein berufliches und privates literarisches Wirken miteinander verglich. Ebenfalls hat die Tatsache, daß sie als bereits zu ihren Lebzeiten als Literaten anerkannt wurden und in Lahr eine unzweifelhafte Berühmtheit genossen, zur sorgfältigen Aufbewahrung aller ihrer schriftlichen Lebenszeugnisse geführt, von denen nicht wenige anschließend in das Archiv gelangten⁹). So ist der Lahrer Dichterkreis, nicht zuletzt auch wegen seiner zeitlichen Nähe zur Gegenwart, im Stadtarchiv am besten dokumentiert.

Zusammenfassend läßt sich zur Dokumentation der Autoren und ihrer Werke im Stadtarchiv sagen, daß der Umfang der Überlieferung weitgehend vom Zufall abhängt. Leben und Werk des Dichters lokalen Zuschnitts werden über weite Strecken hinweg nur lückenhaft dokumentierbar bleiben. Der Versuch, diesem Mangel durch eine aktive Sammlungspolitik der Archive abzuwehren, wird um so schwieriger, je weiter die Lebenszeit des jeweiligen Dichters von der Gegenwart entfernt liegt.

Auch heute ist die Aufgabe, Literatur wie alle Kultur zu fördern und zu bewahren, und damit auch die Lebenszeugnisse der Autoren,

noch immer keine Pflichtaufgabe der Städte¹⁰). Somit werden auch weiterhin in den Beständen der Archive zu einzelnen Autoren nur Angaben zu finden sein, die in ihrem Umfang denjenigen aller anderen Bürger entsprechen. Die Überlieferungsgedichte zu einem Literaten ist letztendlich mehr noch von seiner beruflichen, „außerliterarischen“ Position abhängig als von seinem Ruhm, den er, auch unter seinen Mitbürgern, genießt.

Fremde Autoren und ihr Verhältnis zur Stadt

Hierher gehört jene Gruppe von Autoren, welche in irgendeiner Weise über die Stadt schrieben oder sie in ihren Werken erwähnten, sowie Schriftsteller, welche für kurze Zeit in der Stadt weilten, ohne daß man sie als Lahrer Autoren bezeichnen könnte.

Um diese Autorengruppe in ihrem Verhältnis zur Stadt zu dokumentieren, muß eine aktive Sammlungspolitik betrieben werden, die darauf abzielt, alle diejenigen Werke, welche die Stadt betreffen, dem Sammlungsbereich „Literatur“ des Stadtarchivs hinzuzufügen¹¹). Ideal wäre es auch, jene Unterlagen (Tagebücher, Notizen, erste Entwürfe) in Händen zu halten, welche als Unterlagen zu dem die Stadt betreffenden Werk gedient haben. Nach genaueren Angaben in den Archivalien über den Aufenthalt eines Autors in der Stadt wird man allerdings oft vergeblich fahnden, da die meisten Autoren verwaltungsmäßig mit ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort verbunden blieben. Angaben zu ihnen sind daher Zufallsfunde.

Lahr bekam nach gegenwärtigen Erkenntnissen, erst im ausgehenden 18. Jahrhundert Kontakt zu fremden Autoren, als der aus Württemberg ausgewiesene Schriftsteller Gotthold Friedrich Stäudlin (1758—1796) in dem Lahrer Drucker und Verleger Johann Heinrich Geiger einen Mann fand, welcher bereit war, seine politische Zeitschrift „Klio“ zu drucken. Mangels finanziellen Erfolges erschien das Blatt nur sechs Monate (von Januar bis Juni 1795), und Stäudlins letzter

Versuch, festen Boden unter die Füße zu bekommen, war somit gescheitert. Dies hat wohl auch zu seinem Selbstmord im Rhein bei Straßburg am 17. 9. 1796 entscheidend beigetragen.

Auch einen anderen Revolutionär und Schriftsteller brachte die Stadt hervor: Philipp Jacob Siebenpfeiffer (1789—1845), Jurist, Politiker und Herausgeber der radikalen Zeitschrift „Rheinbaiern“. Da Siebenpfeiffer aber schon in jungen Jahren seine Geburtsstadt Lahr verließ, besitzt das Stadtarchiv zu ihm nicht viel mehr als einige Lebensdaten und Unterlagen zu seiner Familie¹³⁾.

Gegen Ende des Jahrhunderts geriet die Stadt erneut in Berührung mit der „großen“ Literatur, als der Lahrer Bankier Otto Stoesser eine Tochter des Berliner Verlegers Karl Reimer heiratete und damit den Historiker und Schriftsteller Theodor Mommsen (1817—1903), der 1902 den Nobelpreis für Literatur zugesprochen bekam, zum Schwager erhielt. Mommsen verbrachte mehrmals seine Ferien in Lahr. Doch erst als das Stadtarchiv im Jahre 1979 den Nachlaß einer Freundin von Adelheid Stoesser-Reimer, der Malerin Emma Brauer, geschenkt bekam, war auch die Zeit gekommen, Mommsens Lebensbeschreibung mit einem sein geselliges Dasein betreffenden Dokument bereichern zu können: man entdeckte im Nachlaß eine kleine Tanzkarte, nach der zu urteilen der erste Schriftsteller, wie hier auf dem Steffansball der Lahrer Casino-Gesellschaft 1884, als eifriger Tänzer von der Damenwelt nicht verschmäht worden zu sein scheint.

Wesentlich interessanter aber für die Geschichte der Stadt Lahr sind jene Literaten, die nicht nur ihren Aufenthalt in der Stadt nahmen, sondern auch städtisches Leben in ihre Werke einbanden. In diesem Sinne ist Juliane von Gatterburgs verlegte Kindheits-erinnerung¹⁴⁾ mehr als das schriftstellerische Produkt einer Lahrer Einwohnerin der Jahrhundertwende, beschreibt sie doch sehr genau das Offiziersleben in Lahr zu jener Zeit. Somit muß ihr Werk bei sozialgeschichtli-

chen Untersuchungen zum Lahrer und darüber hinaus badischen Militärwesens in der wilhelminischen Ära in Betracht gezogen werden. Auch Rudolf Hagelstange, um nur einen der Gegenwartsschriftsteller zu nennen, welche Lahr in ihrem Oeuvre behandeln oder beschreiben, hat einen sozialgeschichtlich beachtenswerten Beitrag geleistet, als er in einem seiner Romane¹⁵⁾ den Lahrer Bridge-Klub und seine Mitglieder skizzierte. So bereichern die fremden Autoren nicht nur den Literaturbetrieb der Stadt, sondern tragen auch in nicht geringem Maße zur Abrundung des Geschichtsbildes bei. Das Sammeln ihrer Literatur und, wenn möglich, die Dokumentation ihrer Lebenszeit, welche sie in Lahr verbrachten, wird damit für das Stadtarchiv unumgänglich, welches das literarische Leben der Stadt in aller Breite zu erfassen sucht.

II. Das Buch als Produkt: Druck, Verlag und Buchhandel

Was das Lahrer Druck- und Verlagswesen angeht, so bleibt das Wirken¹⁶⁾ Wilhelm Schaffners, des ersten Druckers in der Stadt, weitgehend im Dunkeln. Von dem aus dem Elsaß stammenden Jünger Gutenbergs ist bis heute nur ein Werk, das 1514 in Lahr gedruckte „Vocabularius Gemma Gemmarum“, bekannt geworden. Eine Verlagstätigkeit wird dann erst wieder 300 Jahre später mit dem Druck- und Verlagshaus Moritz Schauenburg faßbar. Dieser Verlag, 1792 aus der Buchbinderei der Gebrüder Geiger¹⁷⁾ hervorgegangen, und ab 1864 nach dem 1827 eingehelirateten Moritz Schauenburg benannt, hielt sich bis auf den heutigen Tag, nachdem er mit dem 1801 erstmalig erschienenen „Lahrer Hinkenden Boten“ und dem über Studentenkreise hinaus berühmt gewordenen „Kommersbuch“ den Grundstein zu einem dauerhaften Erfolg gelegt hatte. Wie dieser „Literaturbetrieb“ über den eigentlichen Druck und Verlag von Büchern

hinaus aufgrund der politischen Einstellung des Verlegers und der Persönlichkeit seines Redakteurs und Schriftstellers A. Bürklin literarische Stadtkultur mit Politik verzahnen konnte, sei an einem markanten Beispiel dargestellt: 1869 ging Moritz Schauenburg das Wagnis ein, Wilhelm Buschs satirischen Seitenhieb auf die katholische Kirche, die Geschichte des „Heiligen Antonius zu Padua“¹⁸⁾, zu drucken, was ihm einen Prozeß vor dem Offenburger Landgericht eintrug, Lahr einen Literaturskandal bescherte, und den Einwohnern zum Bewußtsein brachte, daß Politik und Kultur dicht beieinander wohnen.

Der Verlag Moritz Schauenburg sollte nicht das einzige Verlagshaus in Lahr bleiben. Ein Schwiegersohn Schauenburgs, Ernst Kaufmann, gründete neben der von seinem Schwiegervater erhaltenen Lesebibliothek eine Steindruckerei. Er begann mit dem Druck und Verlag von erbaulichen, religiösen Schriften und spezialisierte sich anschließend im Farbdruck. Die farblich lithographische Wiedergabe der Glasfenster des Straßburger Münsters brachte ihm auf der Londoner Weltausstellung 1852 eine Prämie¹⁹⁾. Dies zeigt, daß einzelne Teilbereiche der Kultur sich gegenseitig befruchten können, denn die Herstellung von Büchern mit farbgetreuer Wiedergabe von Werken der bildenden Kunst eröffnete dieser den Zugang zu einer breiteren Bevölkerungsschicht und bereicherte damit auch die Stadtkultur. Demnach kann der städtische Literaturbetrieb nicht isoliert gesehen werden, sondern als Teil eines Geflechts, entstanden aus dem Zusammenspiel vieler kultureller Aktivitäten, und somit auf das Stadtgefüge wirkend und von ihm mitbestimmt. Als Konsequenz ergibt sich daraus, daß die Zeugnisse der literaturproduzierenden und mit Literatur handelnden Institutionen nicht nur in den die wirtschaftliche Seite betreffenden Archivbeständen (z. B. Gewerbesteuerakten) aufzufinden sind, sondern darüber hinaus grundsätzlich in allen Archivalien (in vorliegendem Falle

u. a. in den Beständen Bauwesen, Sozialwesen, Polizeiwesen) vorhanden sein können. In einer Stadt wie Lahr, in der zu Ausgang des 19. Jahrhunderts 20% der Einwohner direkt von der Buchproduktion wirtschaftlich abhingen²⁰⁾, hält es das Stadtarchiv zudem für ratsam, die frühe Lahrer Buchproduktion zu sammeln.

Das Stadtarchiv ist vor allem aber ein Dokumentationszentrum für besondere Verlagsarten. Dies gilt zunächst für den Selbstverlag. Die selbstverlegenden Autoren gehören zu den schnell Vergessenen der Literaturgeschichte, denn ihre in kleiner Auflage erscheinenden Werke sind zumeist für den Freundes- und Bekanntenkreis bestimmt. Die Ablieferung eines Pflichtexemplars an die zuständige Bibliothek ist eine relativ junge Anordnung, die nicht immer genau eingehalten wird. Dem Stadtarchiv kommt daher unter anderem die Aufgabe einer rettenden Bewahrung zu.

Zu diesem im Selbstverlag erscheinenden Schrifttum sind die „Freundschaftsdrucke“ hinzuzurechnen, die dadurch entstehen, daß ortsansässige Drucker den ihnen bekannten Amateurschriftstellern besonders günstige Konditionen zum Druck ihrer Werke anbieten, ja, sie zuweilen gar umsonst drucken. Vertriebs- und verteilungsmäßig gehen diese Freundschaftsdrucke den Weg der Selbstverlagserzeugnisse. Diese Art des Verlages war in Lahr vor allem im 19. Jahrhundert verbreitet, begünstigt sowohl durch die Intensivierung des literarischen Lebens, als auch durch die Verbilligung der Druckverfahren. Als Beispiel sei hier nur das 1888 von Alfred Siefert selbst verlegte Gedichtwerk „Grüselhornklänge“ genannt, welches unlängst von der Elektrizitätsgesellschaft Mittelbaden AG aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens neu herausgegeben wurde.

Zu den genannten Selbstverlags- und Freundschaftsverlagsdrucken gesellt sich die Gruppe der Wohltätigkeitsdrucke. Die Autoren verzichten zu Gunsten von teilweise in städtischem Besitz befindlichen wohltätigen

bzw. sozialen Institutionen auf ihre Einnahmen. Die Werke werden zuweilen von der Institution, welche den Erlös erhält, selbst verlegt. Die Stadtarchive müssen in solchen Fällen nicht sammlerisch tätig werden, denn die entsprechenden Ausgaben finden sich als Anlage zu den Akten der betreffenden Anstalt, wie dies zum Beispiel für das von der Lahrer Kinderbewahranstalt 1920 verlegte Gedichtbändchen des Heimatdichters Wilhelm Kammerer zutrifft²¹).

Neben all dieser auf unterschiedliche Weise veröffentlichten und verlegten Literatur muß eine Literatur gesammelt werden, welche im Verborgenen blüht: die unverlegte und unveröffentlichte Literatur. Es handelt sich dabei oftmals um nicht ganz ausgearbeitete, unvollendet gebliebene Manuskripte. Manche können aber durchaus auch in druckfertigem Zustande vorliegen, wie zum Beispiel die Gedichtsammlung des jungen Lahrer Dichters Franz Bokel (geb. 1960), der eine Kopie davon unlängst dem Stadtarchiv übergab.

Genauer besehen mögen wohl einige dieser in das Stadtarchiv gelangten Manuskripte Zeugen für Werke sein, welche von ihrer Zeit verkannt wurden. Sie wurden nicht veröffentlicht weil die Autoren für einen Selbstverlagsdruck keine finanziellen Mittel besaßen und Verlage das Werk nicht annehmen wollten.

Das Stadtarchiv versucht hier, diese dem großen Publikum verborgen bleibenden Werke zu sammeln, um eine in der Stadt unbekannt wirkende Autorenschaft mit ihrer Literatur zu dokumentieren. Es wird dabei versucht, die Dichter auf vielfältige Weise anzusprechen und ihr Vertrauen zu erwerben, damit sie ihre Erzeugnisse dem Stadtarchiv ohne Vorbehalte übergeben²²).

III. Leserschaft und Lektüre

Bestimmung der städtischen Leserschaft

Die deutlichere Bestimmung einer städtischen Leserschaft und ihres Leseverhaltens

sowie die Entwicklung bzw. Steuerung ihrer Lektüre durch die Gesamtheit der die städtische Lesekultur überwachenden Faktoren und Institutionen führt, im Gegensatz zu den durch einzelne Hinweise nur mosaikartig zu beschreibenden Autoren, zu statistisch auswertbaren Quellen, d.h. Archivalien mit (möglichst) massenhaft gleichartigen Angaben. Dazu müssen sich notwendigerweise die Literatur der Archivbibliothek (anordnendes Schrifttum kompetenter Behörden) und, ergänzend, der archivische Sammlungsbereich (Nachlässe, Sondersammlungen) gesellen, will man ein möglichst vollständiges Bild der Lesekultur und ihrer geschichtlichen Entwicklung in der Stadt erhalten.

Eine exakte Beschreibung der Lahrer Leserschaft in Mittelalter und Neuzeit, ja, bis hinein in das 18. Jahrhundert wagen zu wollen, wäre vermessen. Wohl läßt sich die Zahl derer, welche finanziell und durch ihre Erziehung in der Lage gewesen sein müßten, regelmäßig zu lesen, annähernd bestimmen (etwa 10—20% der Einwohner). Doch daraus auf eine die religiösen Grundwerke wie die Bibel oder den Katechismus übersteigende Lektüre schließen zu wollen, scheint nach dem gegenwärtigen Stand der Untersuchung nicht möglich. Allenfalls kann aus den nach Kriegzeiten in Schreiben oder Chroniken auftauchenden Hinweisen über die Vernichtung von Bibliotheken gefolgert werden, daß die Gebildeten doch im Besitze einiger Werke waren, welche sich nicht nur auf religiöse oder berufsbedingte Themen bezogen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich die Zahl der potentiellen Leser möglicherweise verdoppelt. Die von den Bürgern selbst zu erstellenden Vermögenslisten zeigen zumindest eine gestiegene Schreibgewandtheit, die auf eine erhöhte Lesebereitschaft zurückschließen läßt. Die entstandenen Druck- und Verlagshäuser (ab 1792) und die Gründung gelehrter Gesellschaften (die Lahrer Casino-Gesellschaft entstand vor 1800) hatten sicherlich eine größere Anzahl der Einwohner mit dem Buch, und damit auch der Lektüre,

vertrauter gemacht. Die Errichtung eines Gymnasiums 1803, und dadurch bedingt die Einführung einer „Zwangslektüre“, förderte zweifellos die Gewohnheit des Lesens, doch blieben noch lange bis in unser Jahrhundert hinein die lesenden Lahrer eine Minderheit. Es wäre jedoch unrichtig, die Lahrer Leserschaft als einen einheitlichen Block ansehen zu wollen, war doch der Kreis jener, welche Dialektdichter wie Friedrich Geßler und Alfred Siefert lasen, ungleich größer als das die klassische Literatur vorziehende Publikum. Um eine Differenzierung der Leserschaft durchführen zu können, müßten zunächst einmal grundsätzlich Art und Umfang der relevanten Archivalien bestimmt werden, was bis heute nicht geschehen ist.

Geschmacksbildung und Steuerung des Leseverhaltens

Der in das religiöse Leben tiefeingebundenen Gesellschaft Lahrs war bis weit in das 18. Jahrhundert Bibel, Katechismus und erbauliches religiöses Schrifttum am vertrautesten. Höfische Literatur, und später weltliche Literatur, scheint nur von einigen wenigen gelesen worden zu sein, die, durch Bildung und Gewohnheitslesen befähigt, an der Entwicklung der Literatur Anteil nehmen konnten. Dies waren zumeist höhere Beamte, Angehörige des Niederadels. Ähnliches mag für die Geistlichkeit gelten, zu deren Pfarrbibliotheken nach und nach weltliche Bücher Zugang fanden. Beeinflußt wurde die Lektüre im Verlauf des 18. Jahrhunderts durch die Kontakte der lesenden Bevölkerung mit den philosophischen, politischen und literarischen Strömungen in den vielbesuchten großen Städten am Oberrhein, deren literarische Geschmacksmode auch auf Lahr abfärbte.

Durch die Annonce einer bereits 1816 bestehenden Leihbibliothek über ihre verfügbaren Bücher (viel Gängiges im Stile des „Rinaldo Rinaldini“ von Goethes Schwager Christian August Vulpius, wenig Klassisches im heutigen Sinne) und die Anzeigen der in Lahr bestehenden Verlagshäuser bezüglich ihrer

Produktion, vor allem aber über den Inhalt der Kalendergeschichten des seit 1801 erscheinenden „Lahrer Hinkenden Boten“, bietet sich ein in Umrissen hervortretendes Bild des Lahrer Lesegeschmacks im frühen 19. Jahrhundert. Daß die Lektüre in diesen ersten großen Lesejahren und in der Zeit um 1849 jedoch nicht so frei war, wie sie nach Ansicht eines schon früh liberal denkenden Publikums²³⁾ hätte sein müssen, beweist eine Verfügung²⁴⁾ des Oberamts, das ein Subskriptions- und Verkaufsverbot für ein die Revolutionsereignisse beschreibendes Werk unter dem Titel „Die Morgenröte Europas“, erlassen hatte. So blieb auch die große Politik in Lahr nicht ohne Einfluß auf das Leseverhalten, insofern sie die Vertreter der Staatsautorität dazu brachte der örtlichen Leserschaft gewisse Werke vorzuenthalten — und gerade dadurch zur Lektüre zu empfehlen.

Kaum etwas mehr als 20 Jahre später ließ der Siegesrausch nach dem gewonnenen deutsch-französischen Krieg von 1870 einen Großteil des Lahrer Lesepublikums in heroisch-beschreibender Kriegslektüre schwelgen, was die von Lahrer Bürgern dem Stadtarchiv zahlreich geschenkten Bücher aus jener Zeit beweisen. Daß die Lahrer Lesekultur auch in den Folgejahren vom herrschenden Zeitgeist nicht unabhängig war, zeigt ein Blick auf die Liste²⁵⁾ der von der Casino-Gesellschaft 1877 gehaltenen Zeitungen und Zeitschriften. Der Erste Weltkrieg brachte dann erneut eine Einschränkung der Lektüre, vor allem der politisch-militärischen, während die Weimarer Republik den Lahrer Leser vor moralischen²⁶⁾ und politischen²⁷⁾ Gefahren zu schützen suchte. Inwieweit dann die Steuerung nach 1933 dem Lahrer Leser ein national-sozialistisches Leseverhalten anerkennen konnte, oder inwieweit Verbotenes gelesen wurde, kann aus den erhalten gebliebenen Archivalien nicht mehr ermittelt werden.

Neue Möglichkeiten und Forschungsansätze bieten nur die nach 1945 entstandenen Akten

im Hinblick auf die Lesepolitik der Besatzungsmächte. Dazu gehören das Material über die Säuberung der Stadtbibliothek, die gezielten Schenkungen an dieselbe, die Einrichtung einer Bibliothek im neuen französischen Kulturzentrum, dem „Lahrer Haus“, sowie die Unterlagen über frühe Dichterlesungen. Die allerneuesten Akten, heute noch Registraturgut, werden dann dereinst über die von der Stadt aktiv gepflogene Kulturpolitik im Rahmen von Veranstaltungen der VHS, der Vergabe von Literaturpreisen, der Mitarbeit und Mitfinanzierung von Literatur enthaltenden Heimatzeitschriften, sowie von der Lesepolitik der Stadtbibliothek berichten können.

Anmerkungen

- 1) Josef Schmitt, Simultankirchenrecht im Großherzogtum Baden, Karlsruhe, 1909, S. 20.
- 2) dazu: Aufklärung und Literatur, in: Franklin Kopitzsch (Hrsg.), Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland, München, 1976, S. 347–410.
- 3) z.B. Sonnet von Johann Jacob Schnitzler zur Hochzeit von Johann Morstadt, 1706 in: Stadtarchiv Lahr, Sammlungen, Familie Morstadt.
- 4) Der Dinglingerthorturm oder die Verwaltung Völcker-Fingado, Ein Beitrag zur Stadt Lahrer Chronik im Jahre 1842, Von einem der innern Heilkunde beflissenen aufmerksamen Beobachter aus dem Amtsbezirk, Mannheim, 1842, 331 S.
- 5) Ein Lahrer Dichter, in: Lahrer Wochenblatt (Heimatbeilage zur Lahrer Zeitung), 22. 11. 1910.
- 6) Zum Abschied an meine Freunde, bei der Abreise nach Amerika, in: Lahrer Wochenblatt, 14. 9. 1853.
- 7) zur Beschreibung des „Lahrer Dichterkreises“ siehe: Heinrich Vierordt, Das Buch meines Lebens, Karlsruhe, 1925.
- 8) Er schuf die Gestalt des „Biedermeier“, welche der Epoche ihren Namen gab.
- 9) so u.a. der umfangreiche Nachlaß Friedrich Gefßlers.

¹⁰⁾ zur Problematik der literarischen Nachlaßsammlung in Archiven, siehe: Johannes Rogalla von Bieberstein, Literarische Nachlässe in Nordrhein-Westfalen, Erhebung und Gutachten, Köln, 1978, 69 S., (Kulturförderung in Nordrhein-Westfalen 1).

¹¹⁾ Über das Problem, wie in solchen Werken Fiktion und Realität getrennt werden kann, um die darin enthaltenen Angaben der Stadtgeschichtsforschung nutzbar zu machen, soll hier nicht gesprochen werden.

¹²⁾ in: Topographia Alsatie, Frankfurt, 1663.

¹³⁾ dazu: Bernhard Maier, Philipp Jacob Siebenpfeiffer, Ein Lahrer im deutschen Vormärz, in: Geroldsecker Land 15 (1973), S. 152–167.

¹⁴⁾ u.d. Pseudonym Juliane von Stockhausen, Begegnung mit dem beginnenden Jahrhundert, Stuttgart, 1977, 280 S.

¹⁵⁾ Der General und das Kind, 1974, 380 S.

¹⁶⁾ Eine Trennung zwischen Druck, Verlag und Buchhandel bestand zu jener Zeit (16. Jh.) so gut wie nicht.

¹⁷⁾ Herbert Wiedemann, Es begann mit Basler Zwiebfischen, in: Geroldsecker Land 12 (1969/70), S. 61–65.

¹⁸⁾ u.d.T. Der heilige Fritze, genannt Sanctus Fritzonius, in: Illustrierte Dorfzeitung des Lahrer Hinkenden Boten, Bd. VIII (1870), Nr. 42 ff.

¹⁹⁾ Rosemarie Deßecker-Kaufmann, Wie aus einer kleinen Steindruckerei ein bekannter Verlag hervorging, in: Geroldsecker Land 18 (1976), S. 136–150.

²⁰⁾ Die Druckereien (Verlage) hatten zusammen etwa 500 Arbeiter, zu welchen die Familienangehörigen gezählt werden müssen. Die Stadt zählte zu jener Zeit knapp über 10000 Einwohner.

²¹⁾ Wilhelm Kammerer, Musenminnetreue, Kinderbewahranstalt Lahr, Lahr, 1920, 16 S.

²²⁾ Übergabemodalitäten (Depositvertrag) und die mit den Autorenrechten zusammenhängenden Probleme müssen in jedem Einzelfall genau festgelegt werden.

²³⁾ zur frühen Lahrer Literatur und Publizistik, cf. Joachim Sturm, Der Schutterbote. Publizistik und Liberalismus im Lahrer Vormärz, in: Die Ortenau 65. 1985, S. 209–215.

²⁴⁾ Stadtarchiv Lahr, Bestand Lahr II, Nr. 193/9.

²⁵⁾ Lahrer Zeitung, 31. 10. 1877.

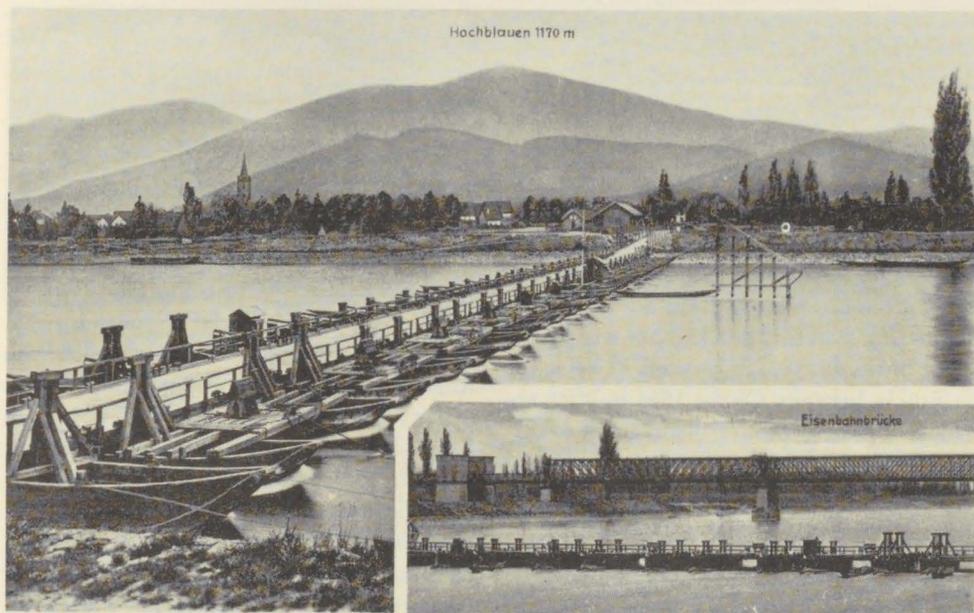
²⁶⁾ Stadtarchiv Lahr, Bestand Lahr II, Bekämpfung der Schundliteratur, Nr. 197/20.

²⁷⁾ Stadtarchiv Lahr, Bestand Lahr II, Verbotene Druckschriften, Nr. 197/23.

Der Rheinübergang Neuenburg

Geschichte der Brücken und Fähren bei Neuenburg am Rhein

Winfried Studer, Neuenburg am Rhein



Die 1872/73 errichtete Rheinschiffbrücke bei Neuenburg
(Bild: Stadtarchiv Neuenburg am Rhein)

Alljährlich am zweiten Wochenende im Juli feiert die Stadt Neuenburg am Rhein ihr Nepomukfest.

Ein Fest der Begegnung zwischen den Menschen diesseits und jenseits des Rheines, dem der Brückenheilige, der heilige Nepomuk, dessen Bild seit dem 25. April 1739 am Hochufer der Stadt steht, seinen Namen gegeben hat.

Neuenburg am Rhein ist eine Brückenstadt mit alter Tradition. „Bei Neuenburg spannt

sich die Brücke über den Rhein. Die kleine Stadt, die im letzten Krieg ganz und gar zerstört worden ist, hat schon von jeher unter Naturkatastrophen und Kriegen zu leiden gehabt“, schreibt Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein in „Fahrten ins Elsaß“.

Der erste Neuenburger Chronist, Fidelis Huggle, vermutet bereits zur Römerzeit eine Rheinbrücke bei Neuenburg. Im 19. Jahrhundert wurden in der Nähe der Neuenburger Rhein-Schiffbrücke starke eichene Pfo-

sten, „die unten mit einer wohl einen Fuß langen starken eisernen Spitze versehen waren“, mit großer Mühe aus dem Strombett gehoben. Eichenstämme, die Huggle einer Römerbrücke zuschreibt¹).

Für das hohe Alter des Rheinübergangs bei Neuenburg spricht vor allem das Adolphinsche Privilegium. Der große Freibrief, den König Adolf von Nassau der Stadt 1292 verlieh, bestimmt: „Zwischen der Stadt Breisach und dem Dorf Rheinweiler darf nur auf dem Rheinwasser neben Neuenburg eine gesicherte Überfahrt stattfinden, wie dies schon von alters her gewesen war²).“

1403 gewährte König Ruprecht der Stadt das Recht zum Bau einer Brücke über den Rhein: „Wir geben in auch vollen gewalt und ganze mechte die brucken über den Rin zu Nuwenburg vollen zu buwen und zu machen nach irer und der obgen. stad notdurft³).“

Ob es zum Bau der Brücke kam wissen wir nicht. Bis in das 19. Jahrhundert ist keine feste Brücke bekannt. Ob die 1561 in Wien erschienene Vorderösterreichkarte von Wolfgang Lazius⁴), die bei Neuenburg und Basel Rheinbrücken zeigt, als Nachweis für eine Rheinbrücke dienen kann, ist fraglich.

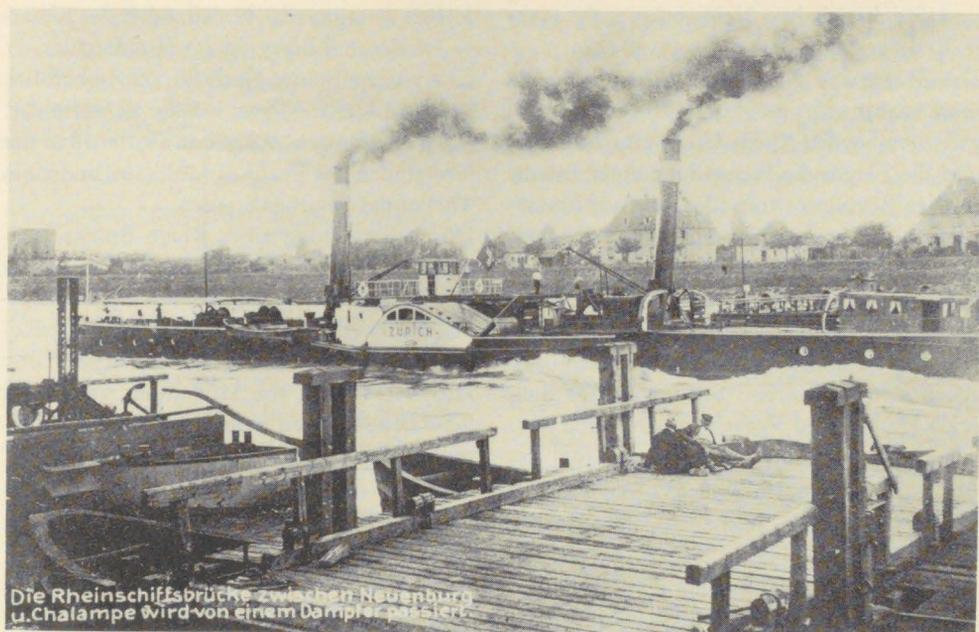
Bis zum Bau der „fliegenden Brücke“, 1866, brachte der Fährmann die Reisenden mit dem Fährschiff, das im Eigentum der Stadt war, über den Rhein.

Rheinfähre und Rheinzölle waren florierende Einnahmen für den Stadtsäckel. Unter den zahlreichen Bediensteten der mittelalterlichen Stadt finden wir auch den „hindermeister“; er war mit dem Fährdienst betraut. Im Eidbuch der Stadt von 1616 ist der „Eid, wie der hindermeister und seine knecht schweren sollen“ festgehalten:

„Der hindermeister und seine knecht sollen järlichen uf den nechsten ratstag nach weinachten schweren, das fahr getrewlich zu versorgen, die leut in allweg zue befürdern, den zol und lohn am fahr getrewlich einzufordern und in die gewöhnliche bichsen zue stoßen, auch niemands mehr, als ihnen be-

vohlen, abzuenemen und, so der meister etwas wandelbars von den knechten oder die knecht von dem meister oder ein knecht von dem andern sehen wurde, solches alsbalden an herrn burgermeister oder jemand des rats zue bringen und, wa jemand geraubt guet, gefangene oder etwas argwenigs über Rhein fűhren wolte, solches als balden zue riegen und unerlaubt nit zue fűhren, auch kein schenke zue nemen noch jemand wider seinen gueten willen, ihnen trinkgelt zue geben, anzustrengen, und, was auch zolbar ist und den Rhein uf oder abgefűert wird, einem Rheinzoller anzubringen und kein roß im tenlin zue fűhren noch keinen weidling zu uberladen, die knecht, im fahren auch dem hindermeister jederzeit gehorsam zue sein und dem fahr den ganzen tag vleissig abzuewarten und des trunks in allweg sich zu messigen, alles getrewlich und ungfahrlichen⁵).“

In Merians Kupferstich „Neuenburg am Rhein“ von 1643 ist recht anschaulich eine Rheinüberfahrt bei Neuenburg festgehalten, die uns Margaretha Spörlin in ihrem 1877 in Basel erschienenen Buch „Vater Jung-Stilling und Fräulein Katharina“ wie folgt schildert: „Drei Stunden brauchten sie von Mülhausen bis ‚Schalambi‘; dort wurde ausgespannt und im schmutzigen Wirtshaus ein schlechter Kaffee getrunken um das lange Warten abzukürzen. Ein Fischerbube mußte in einem Kahn über den Rhein nach Neuenburg fahren, um die Schiffsleute mit dem großen Schiff zu holen. Nach einer langen Stunde hieß es, das Schiff warte am Talweg des Rheins. Wagen und Pferde brachte man auf einen großen, flachen Kahn, die vier Reisenden stiegen in die Kutsche, an einem langen Seil wurde der Kahn bis zur ersten Insel gezogen (noch war ja der Rhein nicht reguliert!), auf die gleiche Weise zu einer zweiten, und so kamen sie zum Talwege. Dort strömte, gewaltig brausend, Vater Rhenus vorüber, dort lag auch das Schiff mit den Schiffsleuten. Es war ein heißer Juni. Bei der Schneeschmelze in den Alpen führte der Rhein viel Wasser.



Die geöffnete Rheinschiffsbrücke bei Neuenburg am Rhein
 (Bild: Stadtarchiv Neuenburg am Rhein), A/1/15)

Alles brachte man auf das große flache Schiff, die Reisenden setzten sich wieder in die Kutsche, behutsam und beschwichtigend führten die Knechte die sich sträubenden Pferde auf das schwankende Schiff. Es war eine beschwerliche Überfahrt. Erst nach einer dreiviertel Stunde war das rechte Rheinufer, „Hebels klassischer Grund und Boden“, erreicht.“

Aus dem 19. Jahrhundert ist im Neuenburger Stadtarchiv umfangreiches Aktenmaterial über die Rheinüberfahrt vorhanden, die als „beschwerlich, langwierig, daher kostspielig und nicht ungefährlich“ beschrieben wird.⁶⁾ Immer wieder kam es zu Klagen über den Fährdienst. 1853 reklamierte das Großherzogliche Bezirksamt bei der Stadt: „Schon öfter wurde von Fremden darüber Klage geführt, daß sie an dem Rheinufer Stunden lang warten müssen, ehe sie von den Schiff-

leuten zur Überfahrt abgeholt werden, oder diese sich an dem Ufer einfinden.“ Die Stadt wurde vom Bezirksamt aufgefordert, „mit aller Strenge dagegen einzuschreiten“.

Um eine nachhaltige Verbesserung der Rheinüberfahrt bemüht, erwog die Stadt schließlich den Bau einer „fliegenden Brücke“ über den Rhein, der jedoch von der Flußbaubehörde immer wieder verzögert wurde.

Im Januar 1865 legte das Großherzoglich Badische Consulat zu Mülhausen dem Großherzoglichen Handels-Ministerium seine umfangreiche Stellungnahme über die Notwendigkeit einer „fliegenden Brücke“ zwischen Neuenburg und Chalampé vor. Das Konsulat schrieb:

„Schon seit einer langen Reihe von Jahren kann die hohe Bedeutung einer schnellen und leichten Verbindung zwischen Baden

und Frankreich bey Neuenburg nicht mehr in Rede gestellt werden.

Die Zeiten sind glücklicherweise vorüber da man suchte wo möglich die Beziehungen zwischen beyden Rhein-Ufern zu schmälern; und die Furcht die Herstellung einer Brücke sey den Revolutionären Ideen die auf französischem Boden keimen neuen Weg gebahnt, hat die heutige Generation jedenfalls mit manchem andern derartigen Aberglauben in die Rumpelkammer der Vorzeit deponiert.

Der Tag steht an der Thüre an welchem zwischen den Zollvereins-Staaten und Frankreich Handel und Verkehr in eine neue Aera treten sollen, es mag daher auch wohl der Moment gekommen seyn an welchem der kleine Nachen der mühselich, und oft nicht ohne Gefahr, die täglich seltener werdenden Reisenden von einem Ufer an das andere bringt, auch zu den Requisiten, die mit Staub bedeckt in jender Kammer als ein Denkmal grauer Zeiten schlummern, gebracht würde! — Das erste Resultat für das ganze Badische Ober-Land welches durch die Errichtung einer fliegenden Brücke in Neuenburg erreicht würde, besteht in einer leichten Verbindung mit der Stadt Mülhausen, dem Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnlilien: die Bahn nach Besançon, Lyon und Marseille, die direkte Bahn über Belfort, Langres, Troyes nach Paris, und die in die Vogesen dringt und über Cernay, Thann bereits Wesserling erreicht hat, enden alle in Mülhausen.

Kann daher diese Stadt von Müllheim aus in zwei Stunden erreicht werden, so wird ohne Zweifel alsobald ein direkter Omnibus-Dienst ins Leben treten, und so den Bewohnern des Ober-Landes zur Reise nach Paris und Lyon, so wie nach den verschiedenen Fabrick-Städten des Elsasses ein bedeutenden Umweg mit Zeit und Kostenverlust über Basel erspart werden.

Noch viel wichtiger sind die Vortheile einer solchen Verbindung:

1. für die Gemeinden des Bezirkes Müllheim und theilweise des Bezirkes Staufen;
2. für den Bade-Ort Badenweiler;

3. für den ganzen Holzhandel des Ober-Landes, mit Inbegriff des Höllenthal's.

Es sey uns gestattet einen kurzen Ueberblick auf diese verschiedenen Punkte zu werfen.

Vortheile für den Acker und Garten-Bau der Gemeinden des Bezirkes Müllheim und eines Theiles des Bezirkes Staufen.

Durch Errichtung einer Rhein-Brücke können die Einwohner jener Ortschaften in Zeit von eine oder zwei Stunden mit ihren beladenen Fuhrwerken ohne Mühe und große Kosten, das linke Rhein Ufer erreichen, und also die Märckte von Mülhausen regelmäßig besuchen. Es kann wohl kein besserer Maßstab zur Berechnung der Tragweite dießer erleichterten Rheinüberfahrt genommen werden, als die Thatsachen die schon seit Jahren für den Bezirk Breisach bestehen.

Die Gemeinden der Umgebung Breisach's benutzten regelmäßig die dortige fliegende Brücke um ihre Landes-Producte auf die Märckte der Stadt Colmar zu bringen. Bedenckt man nun, daß Colmar 21 Kilometer vom Rhein-Ufer entfernt ist, daß unter der Einwohnerschaft dieser Stadt die 22 000 Seelen zählt, ein großer Theil sich mit Garten- und Ackerbau beschäftigt, so ist die Bedeutung des Débouchés, der sich auf den Märckten der Stadt Mülhausen für den benachbarten Theil des Großherzogthums eröffnen würde, leicht zu berechnen.

Mülhausen liegt nähmlich, durch den Bau der neuen Straße die in gerader Linie über Ille-Napoléon den Hart-Wald nach Bantzenheim durchschneidet nur noch 20 Kilometer vom Rhein. Mülhausen ist eine Stadt in uner müdetem Wachsthum begriffen, die in den letzten 50 Jahren von 6000 zu 65 000 Einwohner gestiegen, in der neue Fabrick an neuen Fabrick sich immerfort erhebt, die in Bälde 100 000 Einwohner übersteigen wird, wo kein Mensch von etwas anderem als von der Industrie lebt, und daher die Lebensmittel immer sehr theuer sind.

Die Errichtung einer fliegenden Brücke würde von einem Tag zum anderen den Gemeinden des rechten Rhein-Ufer's einen

Markt eröffnen auf welchen die gewöhnlichen Feldfrüchte, eben so wie feinere Garten-Produkte, Geflügel, Wildpret und Schlachtvieh einen immerwährenden, und selbst zu hohen Preisen sehr leichten Absatz finden würden.

Vortheile für den Bade-Ort Badenweiler

Nach dem so nahe gelegenen Badenweiler würden bey Sonn- und Festtagen ganze Züge aus Mülhausen und den benachbarten Fabrick-Städten, Thann, Cernay, Soultz etc. ziehen, wenn die Reise nicht mehr so mühselig und hauptsächlich so kostspielig wäre.

Mit einem Wagen über den Rhein zu setzen ist bey der heutigen Lage der Dinge eine wahre Seltenheit: man hat erstens einen Wagen in Mülhausen zu mithen, den man nach anderthalb Stunden Fareth in Chalampé stehen läßt; langt man alsdann, mit Zeitverlust von einer Stunde und sehr oft noch viel mehr, in Neuenburg an, so muß dort wieder ein Wagen gesucht werden, es sey denn ein solcher wäre schon zum voraus in Badenweiler bestellt.

Fällt nun, wie es im Sommer sehr oft der Fall ist, bey der Rheinüberfahrt in dem kleinen Nachen ein Gewitter ein, so ist man von der Lust zu einem Ausflug nach Badenweiler auf lange Jahre kurirt.

Kann man hingegen vermittels einer fliegenden Brücke denselben Wagen für die ganze Reise benutzen, in einigen Minuten über den Rhein gelangen, und so in 3 bis 4 Stunden von Mülhausen nach Badenweiler kommen, so würden mit den ersten schönen Tagen des Jahres die Zahl derjenigen die an Sonn- und Festtagen einen Ausflug nach Badenweiler unternehmen in ganz maßenhafter Weise steigen.

Vortheile für den Holzhandel des Oberen Theiles des Schwarzwaldes

Ein großer Theil des Bauholzes das in dem oberen Theile des Schwarzwaldes gefällt wird kommt jetzt schon nach Mülhausen, wo unaufhörlich gebaut wird und hauptsächlich zu den großen Fabrickgebäuden große

Bäume aus der Schweitz und dem Schwarzwald sehr hoch bezahlt werden. Bis jetzt wird derartiges Holz mehr in den Ämtern Waldshut und Saeckingen gekauft und theilweise durch den Rhein und über Huningue durch den Rhône-Canal geflößt; was auf der Achse nach Frankreich gebracht wird muß über die Brücken von Breisach oder Huningen, und dann wieder einen langen Umweg einschlagen um Mülhausen zu erreichen. Der hohe Fuhrlohn macht es rein unmöglich Brennholz oder geringeres Bauholz dorthin zu bringen.

Es würde daher für die ganze Gegend mit Inbegriff des Höllenthalles, von größten Nutzen seyn einen kurzen Weg zur Herbeischaffung von Bauholz, Brennholz, oder Kohlen nach Mülhausen zu finden. Der Holzhandel nach jener Richtung würde weit belebter und die Großherzogliche Regierung, die selbst bedeutsame Waldungen in dieser Gegend besitzt, würde recht bald sich eines merklichen Steigens in den Einkünften jener Waldungen zu erfreuen haben.

Die Möglichkeit der Errichtung dieser schon lange projectierten Brücke haben wir bestreiten hören.

Nach manchen nun theilweise beseitigten Schwierigkeiten ist nun wieder die Sandbank, die zwischen Neuenburg und Chalampé den Rheinlauf hemmt, als Schreckbild aufgestellt welches einen jeglichen Versuch zurückweisen soll.

Sobald man aber die Brücke nur einmal ernstlich haben will, so kann dieselbe in wenigen Wochen ins Leben treten. Bey hohem Wasser, in den Monaten Mai, Juni, Juli, August, September und October, würde die Brücke ganz ungehindert zwischen den beyden jetzigen Landungs-Punkten Ihren Dienst machen können. Tritt dann im Spätjahr und über Winter niederes Wasser ein, so besteht die ganze Kunst darin 2 oder 300 Meter unterhalb oder oberhalb der Sandbank die Brücke zu befestigen; der Rheindamm kann auf beyden Ufern als Fahrweg dienen, nur



Neuenburg a. Rhein. Eisenbahnbrücke

*In den Jahren 1875 bis 1878 wurde die Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Neuenburg gebaut
(Bild: Stadtarchiv Neuenburg am Rhein)*

sind auf Badischer Seite einige Durchschnitte zu überbrücken.

Was die Kosten einer einfachen fliegenden Brücke anbelangt, so werden diese, von mit derartigen Bauten wohlbekannten Ingenieure, auf höchstens 20 000 Gulden berechnet.

Es läßt sich daher fragen ob nicht für nächstes Frühjahr dieses so nützliche Unternehmen, mit Betheyligung der Gemeinden die soviel dabei gewinnen würden, könnte zu Stande gebracht werden?

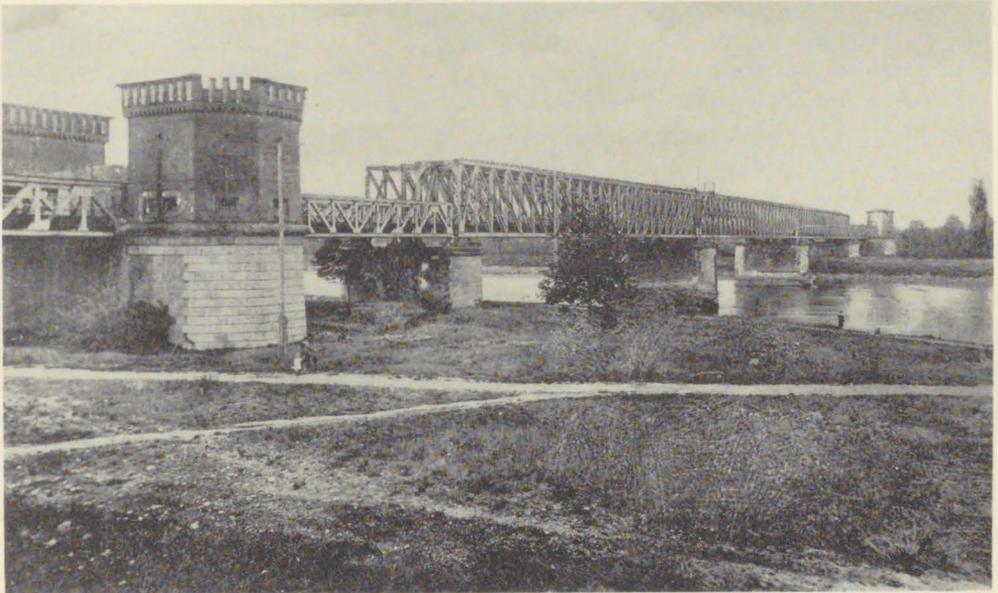
Sollte sich die Großherzogliche Regierung geneigt finden fragliche Verbindung zwischen Baden und Frankreich herstellen zu lassen, und einen Theil der Kosten zu ertragen, wozu vielleicht im Interesse Badenweilers auch der Bade-fonds, beisteuern könnte, so stellt sich der unterzeichnete Consul mit Vergnügen zur Disposition des Großherzoglichen Handels-Ministeriums um mit den beteiligten Ortschaften in offiziöser Weise zu unterhandeln.

Kann auch später eine, dem Geist der Neuzeit weit mehr entsprechende Verbindung durch eine Eisenbahn von Müllheim nach Mühlhausen hergestellt werden, so gehen doch noch mehrere Jahre vorüber bis die erste Lokomotive diese Strecke durchrollt.

Warum aber jenem Landestheil des Großherzogthums so lange noch die Vortheile entbehren laßen die eine fliegende Brücke augenblicklich erzielen würde? Mit dem ersten Jahre wäre der Nutzen weit größer als die geringe Auslage die zu einer solchen Brücke erforderlich ist; und soll später Besseres erschaffen werden, so kann alsdann die Brücke an einem anderen Übergangsort immer wieder benutzt werden.“

Endlich nahm sich das Ministerium in Karlsruhe der Sache an und verfügte am 21. Februar 1865:

„Von der Gemeinde Neuenburg, welche Eigenthümerin der Rheinfähre zwischen Neuenburg und Chalampé ist, wird schon seit dem Jahre 1856 die Umwandlung dieses Kommunikationsmittels in eine fliegende



Die Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Neuenburg von der elsässischen Rheinseite aus
 (Bild: Stadtarchiv Neuenburg am Rhein A/II/153)

Brücke angestrebt. Die Ausführung dieses Unternehmens ist bis jetzt jedoch noch nicht erfolgt, in dem dagegen von Seiten der Flußbaubehörde seither stets Bedenken im Hinblick auf den dermalen noch wenig geordneten Stromzustand geltend gemacht wurden. ... immerhin ist es nicht die Absicht der Großherzoglichen Regierung, mit Rücksicht auf diese Stromverhältnisse etwa dem Vollzuge des Unternehmens ihrerseits ein Hinderniß entgegenzustellen, sondern es soll dem Gutdünken der Gemeinde Neuenburg überlassen bleiben, die Errichtung einer fliegenden Fähre in Ausführung zu bringen.“
 Am 2. April 1866 gab die Stadt den Auftrag zur „Zurichtung des Holzes“ für die Drahtseilfähre und konnte noch im gleichen Jahr melden: „Die hiesige Gemeinde hat die schon längst beabsichtigte Drahtseilfähre in diesem Jahre zu Stande gebracht und solche den 29. Juli 1866 dem öffentlichen Verkehr eröffnet. Durch die Errichtung dieser Drahtseilfähre ist der Verkehr und Handel ins In-

und Ausland wesentlich erleichtert, weil Personen und Handelsgegenstände sogleich bei ihrer Ankunft über den Rhein befördert werden und auch die Überfahrtstaxen bedeutend niedriger gestellt sind als es bei der früheren beschwerlichen Fähre der Fall war.“

In den Jahren 1872/1873 errichtete die Großherzoglich Badische Regierung bei Neuenburg schließlich eine Rheinschiffbrücke. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die Stadt ihr „unbestrittenes Recht“ der Rheinüberfahrt eifersüchtig bewahrt. Mit dem Bau der Schiffbrücke verlor die Stadt nun dieses alte Recht.

In einem 1888 erschienenen Gedicht des Heimatdichters Karl Muser ist die Einweihungsfeier an der Neuenburger Schiffbrücke festgehalten:

„Do stoht si jez die flotti Brueck
 Bechränzt, im holde Maieschmuck,
 Als wie ne Brut, bild ich mir i,
 Sie streckt ihr Arm frei üb're Rhi;
 Denn dört, us uns'rem Bruederstamm,



Am 7. Oktober 1939 sprengten die Franzosen die Neuenburger Rheinbrücke
 (Bild: Stadtarchiv Neuenburg am Rhein)

Erwartet sie ihr Bräutigam,
 E munter Bürschli „der Vercheer“.
 Me führt en i mit großer Ehr',
 E Festzug weiß kei Mensch wie lang
 Begrüßt en froh mit Sang un Chlang.
 He jo, denk wohl isch d'Hochzit gli;
 D'Gäst steh'n scho z'tausigwis am Rhi,
 Uf beide Site, s'isch e Freud
 Un hen als Gobe Blueme g'streut;
 Jo, Alles harrt der Weihestund',
 Wo g'schlosse wird der neue Bund.
 Grad wie no uns'rem Landesg'setz
 E jede Burgermeister jez
 Die Liebespärli zämme git;
 So wird's au do behandelt hüt,
 Un „d'Jumpfer Brueck“ dem
 „Herr Vercheer“
 Fest übergeh in Treu un Ehr.
 Zum chüße hen si sich schiniert, —
 Doch wird e Tusch druf musiziert,
 Un Böllersalve schalle dri,

Me singt vereint „die Wacht am Rhi“,
 Un s'Elsiß, Bade, einsin Sproch,
 Rieft fröhlich: „Kaiser Wilhelm hoch!“
 Der dur d'Regierig b'schließe loh,
 Zum Volkswohl mög das Band bestoh.
 He jo, wills Gott, me wünscht im Land
 Viel Glück sich vu dem feste Band,
 Das s'Ober-Elsiß, treu un guet,
 Mit uns'rem Breisgau eine thuet.
 Mög's si e Band für alli Zit,
 Das Sege spendet nooch un wit,
 Nit nur allei für d'Industrie,
 Für G'schäft un Handel her un hie,
 Nei, eis das d'Herze nöcher bringt,
 In Eintracht sich um d'Völker schlingt,
 Das ime sanfte Geist versöhnt
 Un s'ländlich Lebe uns verschönt.“

1872 wurde die Verbindung der badischen
 mit der elsässischen Eisenbahn angestrebt.
 Das 1873 von der Handelskammer Mülhau-

sen vorgelegte „Bau-Project“ schlug „fünf mögliche Zugrichtungen“ vor.

Vehement setzte sich der Rat der Stadt dafür ein, daß die Bahnlinie möglichst nahe an die Stadt zu liegen kam.

Die Stadt war bereit, die für den Bahnkörper benötigten Grundstücke „gegen eine mäßige Vergütung“ abzugeben unter der Bedingung, daß „eine Haltestelle bei Neuenburg“ errichtet wird.

Schließlich führt die Stadt in ihrer umfangreichen Begründung an: „Durch die Erbauung der Schiffbrücke verlor die Stadt den Ertrag aus dem Betrieb der Rheinfähre, der jährlich bei 2500 Gulden lag. Die Gemeinde hat zum allgemeinen Wohl für die ganze Gegend zur Hebung des Handels und Verkehrs dieses Opfer gebracht, und seit der Erbauung der Brücke hat sich dieses auch bedeutend gehoben.“

Mit dem Bau der Eisenbahnbrücke über den Rhein wurde 1875 begonnen. Am 5. Februar 1878 konnte die Eisenbahnverbindung nach Mülhausen eingeweiht werden. Mit der Aufnahme des Zugverkehrs war im südlichen Teil des Landes Baden der Anschluß der Großherzoglich Badischen Staatsbahn an das französische Eisenbahnnetz hergestellt.

Im Zweiten Weltkrieg sprengten die Franzosen am 7. Oktober 1939 die 219 Meter lange stählerne Brücke. Auch die 1872/1873 erstellte Schiffbrücke, die schon einige Tage vor Kriegsausbruch ständig geöffnet war, wurde durch französischen Beschuß versenkt. Über die Aufräumungs- und Instandsetzungsarbeiten an der Brücke berichtet Wasserbaumeister Speck in seinem Tagebuch:

„Nach dem Rheinübergang der deutschen Truppen am 15. Juni 1940 wurde sofort mit dem Wiederaufbau der gesamten Anlage begonnen. Zunächst wurde die Wasserstraße freigemacht. Das größte Hindernis war die zerstörte Rheinbrücke. Der Brückenteil, der vollständig im Wasser lag, wurde durch Baggerung freigelegt, durch Taucher unter Wasser in einzelne Stücke zerlegt und mit dem

Hebeschiff ‚Fasolt‘ gehoben und an Land gebracht. Der noch zu gebrauchende Teil der Brücke wurde beim Wiederaufbau der Eisenbahnbrücke verwendet. Am 10. März 1941 konnte der regelmäßige Schiffsverkehr nach Basel aufgenommen und die Brücke am 15. August 1941 dem Verkehr übergeben werden⁷⁾“.

Als Ersatz für die zerstörte Schiffbrücke errichteten deutsche Pioniere eine Behelfsbrücke, die sogenannte „Schwabenbrücke“, die nach dem Rückzug der deutschen Truppen sofort abgebrochen und durch eine andere Pontonbrücke ersetzt wurde.

Ein Brief des „Brückenkommandanten“ vom 1. Januar 1944 gibt einen Einblick in die Situation der letzten Kriegsmonate an der Neuenburger Rheinbrücke.

„Nun liegt unsere Kp. am Rhein bei Neuenburg, dort wo sich jener kleine Brückenkopf noch auf elsässisches Gebiet hinüberstreckt. Man hat mir den würdevollen Namen „Brückenkommandant“ an den Hals gehängt und dafür habe ich unterzeichnet, daß ich unter Aufbietung aller Kräfte die hiesige Rheinbrücke, die jetzt bereits unter Artilleriefuehrer liegt, sprengen werde, jedoch erst nachdem der letzte Soldat das jenseitige Ufer verlassen hat. Da die Brücke wegen des Feindfeuers jetzt noch nicht geladen werden darf, übe ich bei Tag und Nacht und in jeder Situation das Anbringen der Ladungen, da ich überzeugt bin, daß es im Falle eines Feindangriffs einen harten Wettlauf mit dem Feinde zu bestehen gibt⁸⁾“.

Vom November 1944 bis Februar 1945 lag die Rheinbrücke ständig unter feindlichem Beschuß. Am 12. Dezember 1944 wurde die Brücke von zwei Bomberverbänden mit je 32 Flugzeugen angegriffen. Ein weiterer größerer Kampfverband nahm die Brücke am 22. Januar 1945 unter Beschuß⁹⁾.

Der Oberbefehlshaber der 19. Armee an der Oberrheinfront, General Siegfried Rasp, berichtet in seinem persönlichen Tagebuch:

„7. Februar 1945: Besprechung über Kampfführung bis zur endgültigen Räumung des

Brückenkopfes. Feind greift konzentrisch von Norden (Balgau) nach Westen an. Entschluß: Verengung der Front auf die Brückenkopfstellung von Neuenburg. Dort nur noch die letzte Rheinbrücke. Außerdem noch einige Fähren.

8. Februar 1945: Führer-Befehl: ‚Brückenkopf Neuenburg ist bis auf Weiteres zu halten‘ — Ausführung unmöglich. Feind drückt konzentrisch von Norden, Westen und Süden gegen den verengten Brückenkopf (Reste 716. und 338. ID.) Antrag: Brückenkopf räumen, da Armee ihren großen Auftrag (Bindung operativer Feindkräfte) nach 20 Tagen harten Kampfes erfüllt hat.

9. Februar 1945: 3.30 Uhr, Genehmigung OKW zur Räumung des Brückenkopfes Neuenburg, Sprengung der Brücke Neuenburg, die man als ‚voie sacrée‘ der 19. Armee bezeichnen kann.

Besprechung mit General v. Hengl, OKH, — Auch er als Chef des WS-Führungsstabes glaubt nicht mehr an den ‚Sieg‘.

(Anmerkung: ‚Voie sacrée‘ — Heilige Straße der Versorgung von Bar-le-Duc nach Verdun 1916 während der Verdunschlacht)¹⁰⁾.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die am 9. Februar 1945 gesprengte Brücke erneut gehoben und instandgesetzt.

Im „Rheinbrückenvertrag über die festen Brücken und Fähren“ vom 30. Januar 1953 vereinbarten Frankreich und Deutschland für Neuenburg eine eingleisige Eisenbahnbrücke und für den Straßenverkehr eine Fähre. Durch die Absenkung des Wasserspiegels im Rhein, bedingt durch den Bau des Rheinseitenkanals, mußte die nach dem Krieg errichtete Fähre 1956 ihren Betrieb einstellen. Der Kraftfahrzeugverkehr wurde zunächst über die Eisenbahnbrücke umgeleitet.

Endlich kam es zum Bau der Rheinbrücke, die am 17. August 1963 dem Verkehr übergeben werden konnte.

Die Rheinbrücke Neuenburg-Chalampé ist ein deutsch-französisches Gemeinschaftswerk, dessen Verkehrsbedeutung weit über den örtlichen Bereich hinausgeht. Der Bun-

desverkehrsminister bei der Verkehrsübergabe: „Ich wünsche dieser Brücke, daß sie auch die Herzen der Menschen aus Nord und Süd, aus Ost und West aneinanderreihen wird und insbesondere die Freundschaft zwischen den Nachbarländern Elsaß und Baden, zwischen Frankreich und Deutschland fördern und bekräftigen wird. Wir erbitten Gottes Segen für dieses Werk, damit es lange der Menschheit in Frieden dienen darf.“

Seit den Jahren 1980/1981 spannt sich auf Neuenburgs Gemarkung ein weiteres Brückenbauwerk über den Rhein.

Diese Brücke verbindet die Bundesautobahn Karlsruhe—Basel beim Autobahndreieck Neuenburg mit der französischen Autobahn A 36, Lyon—Belfort—Mülhausen, die wiederum eine Verbindung zur „Autoroute du Soleil“, Paris—Marseille, herstellt.

Die beiden Rheinübergänge bei Neuenburg, der Übergang Neuenburg-Rheinbrücke und der Übergang Neuenburg-Autobahn, gehören heute zu den am stärksten frequentierten Verkehrsverbindungen nach Frankreich.

Anmerkungen:

1) Geschichte der Stadt Neuenburg am Rhein von F. Huggle, Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1876, Seite 5 ff.,

2) Urkunde im Stadtarchiv Neuenburg am Rhein, Sig. AA/A/4,

3) Oberrheinische Stadtrechte, Zweite Abteilung: Schwäbische Rechte. Drittes Heft: Neuenburg am Rhein. Bearbeitet von Walther Merk, Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1913, S. 45,

4) Vorderösterreichkarte, 1561, von Wolfgang Lazius, gedruckt bei Michael Zimmermann, Wien, Original: Österreichische Nationalbibliothek in Wien,

5) Eidbuch der Stadt Neuenburg am Rhein, Stadtarchiv Neuenburg am Rhein, Sig. AA/C/1,

6) Stadtarchiv Neuenburg am Rhein, Sig. AA/B II/972, 856,

7) Stadtarchiv Neuenburg am Rhein, Sig. AA/E/5,

8) Original im Stadtarchiv Neuenburg am Rhein,

9) Tagebuchaufzeichnungen im Stadtarchiv Neuenburg am Rhein,

10) Bundesarchiv — Militärarchiv Freiburg im Breisgau, Nachlaß Nr. 351/21

Buchbesprechungen

Walter Berschin (Hrsg.), *Vitae Sanctae Wiboradae*, Die ältesten Lebensbeschreibungen der heiligen Wiborada, Einleitung, kritische Edition und Übersetzung besorgt von W. B., St. Gallen 1983 (= Mitteilungen zur Vaterländischen Geschichte, hrsg. v. Historischen Verein des Kantons St. Gallen, 51), 237 S.

Dem Literatur- und Geschichtskundigen des Oberrheingebietes ist die heilige Klausnerin Wiborada in der Regel aus dem auch heute noch vielgelesenen „historischen“ Roman „Ekkehard“ Joseph Viktor von Scheffels bekannt, der zuerst 1855 erschien. Die St. Galler Rekluse des 10. Jahrhunderts erscheint dort im 3. Kapitel, überschrieben „Wiborada Reclusa“, als eine eifernd-frömmelnde Hexe, deren einziges Trachten darauf abzielt, durch heuchlerische Selbstkasteiung ihrem Ruhm zu dienen. Scheinbar überzeugend belegt Scheffel aus den beiden erhaltenen Lebensbeschreibungen der Heiligen das von ihm gezeichnete Bild. Vermeintlich kenntnisreicher (Fußnoten-)Beleg wird hier nicht nur zum Ausweis der geschichtlichen Fundierung des Dargestellten, sondern dient auch und vorrangig seiner Glaubwürdigkeit. Was Scheffel entgegen eigenem Selbstverständnis (der Roman ist ihm in gewisser Weise Ersatz für die eigentlich geplante, dann aber aufgegebene wissenschaftliche Darstellung) anzubieten hat, ist aber nicht die angestrebte Vergegenwärtigung einer geschichtlichen Epoche, sondern ihre Diffamierung unter antikerliberal-liberalem Vorzeichen, die diesen „historischen“ Roman allenfalls zu einem Zeugnis für das fragwürdige Geschichtsverständnis der tonangebenden bildungsbürgerlichen Schichten der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts werden läßt.

Um so mehr wird man es dankbar begrüßen, wenn der Herausgeber, Ordinarius für lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Heidelberg, die überlieferten Zeugnisse selbst in einer mit großer Sorgfalt betreuten zweisprachigen Ausgabe der Fachwelt als auch den interessierten Laien zugänglich macht. Die beiden Viten Ekkehards I. (dessen Verfasserschaft wohl zumindest für die Überarbeitung älteren Gutes Berschin entgültig gesichert hat) (X. Jahrhundert) und Herimanns (XI. Jahrhundert) zeigen eine von der Scheffelschen ganz verschiedene Wiborada, die nicht eifersüchtig Mitsrebende abkanzelt, sondern sich seit frühester Jugend Gott weiht und in tätiger Liebe ihre Mitmenschen unterstützt. Der historische und überlieferungsgeschichtliche Hintergrund wird in einer die Probleme in mustergül-

tiger Weise beleuchtenden Einleitung (S. 1–30) dargestellt, aus der Analyse der Textgrundlagen der bisherigen Editionen (die letzten vollständigen stammen aus dem in editorischer Hinsicht recht sorglosen 17. Jahrhundert) legt Berschin gegen die in der neueren Forschung vorgetragene Auffassung, eine neue Ausgabe sei unnötig, überzeugend die Notwendigkeit einer solchen dar. Das Experiment, auch in Orthographie und — was weniger selbstverständlich ist — auch in der Interpunktion die Authentizität der handschriftlichen Überlieferung zu wahren, gewinnt gerade angesichts des eingangs skizzierten Umgangs mit dieser besondere Berechtigung und Bedeutung, auch kann so der mittelalterliche Satzrhythmus nachvollzogen werden. Die Übersetzung erschließt die oft auch für den Lateinkundigen schwierigen langen Perioden des Originals in einer Sprache, die sich gleichermaßen fernhält von zu enger Anlehnung an das lateinische Original und unangemessener Modernisierung. Der überall durchscheinende motivische wie sprachliche biblische Hintergrund wird sorgfältig dokumentiert (nicht ganz in gleicher Weise gilt das für antike Sprachmuster, ich notiere nur die vergilische Wendung „spemque metumque inter“ (Aeneis I, 218), die wiederholt aufgenommen wird: S. 60, Z. 30; S. 76, Z 3/4; ebenso aus Vergil, Aeneis II, 268/69 stammt „quies gratissima mortalibus“ von S. 138, Z. 8/9 und manches weniger Auffallende).

Zum Nutzen der Leser, die des Lateinischen weniger mächtig sind, seien einige Vorschläge notiert, den Text zu verbessern bzw. in Nuancen anders zu verstehen:

S. 52, Z. 30: das „ut“ ist deutlicher konsekutiv wiederzugeben: „so daß“; S. 82, Z. 20: „equi velocitate lapsus“ heißt wohl nicht: „glitt von seinem schnellen Pferd“, sondern: „der infolge der Schnelligkeit seines Pferdes entkommen war“. (lapsus = elapsus); S. 90, Z. 15: „in perennitate“ ist wohl Gegensatz zu „in mundi peregrinatione“ (Z. 16) und statt „in beständiger Dauer“ wiederzugeben mit „in der Ewigkeit“; S. 118, Z. 28: „divinitus“ sollte man wiedergeben mit „von Gott her“, nicht „auf göttliche Weise“; S. 159, Z. 27: „invalescens morbus“ heißt „die stärker werdende Krankheit“. Zwei Druckfehler im lateinischen Text: S. 122, Z. 8 ist statt „reclusa“ „reclusam“ zu lesen, und S. 180, Z. 25/26: statt „praemontraverat“ lies „praemonstraverat“. S. 184, Z. 24/25 ist nicht angemerkte Anspielung an Mt. 9, 22 und Lc 5, 34.

Die schöne typographische Gestaltung trägt mit dazu bei, daß man diesen Band des St. Galler Historischen Vereins immer wieder gern zur Hand nimmt (etwas störend ist nur, daß die deutsche Übersetzung nicht immer dem lateinischen Text gegenübersteht, so daß man umständlich umblättern muß). Der Herausgeber, der sich seit langem um die Erhellung der Frühzeit des allemannischen Raumes verdient gemacht hat, legt mit ihm einen neuen Baustein zu einem noch ausstehenden Gesamtbild Allemanniens im frühen Mittelalter vor.

Dr. Hermann Wiegand, Mannheim

Hiery, Hermann, Reichstagswahlen im Reichsland. Ein Beitrag zur Landesgeschichte von Elsaß-Lothringen und zur Wahlgeschichte des Deutschen Reiches 1871—1918. Droste Verlag Düsseldorf, 1986; 520 S.; 78 DM

Das ursprüngliche Ziel des Autors, eines Saarländers, eine Wahlgeschichte der Reichstagswahlen im Reichsland für die Zeit von 1871—1918 im Deutschen Reich als Band 80 innerhalb der „Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ vorzulegen, ist von diesem weit überschritten worden, seine Arbeit wird zu einem Beitrag zur Landesgeschichte von Elsaß-Lothringen, dem man fast epochale Bedeutung zu messen darf. In einer durch intensive Benutzung fast aller wohl erreichbaren Quellen in dieser Sache und deren objektiv-sachlichen Interpretation gekennzeichneten Arbeit, wird vom Autor nachgewiesen, daß es von der Situation „zwischen Autonomisten und Protestlern, 1874—87“ über einen Weg „dem Reich entgegen (1887—1903)“ zum „Aufbruch der Parteien, 1903—12“ kurz vor dem 1. Weltkrieg im Reichsland Elsaß-Lothringen gekommen ist. Das heißt dann, wie es der Autor (S. 441) feststellt, daß „1912 die Zugehörigkeit des Landes zum Reich unbestritten war und daß dieses völlig außerhalb jeder politischen Diskussion stand“, wenn man es vergleicht mit der Entwicklung seit 1871/74, die von den Septennatswahlen im Jahre 1887 unterbrochen worden war, die doch wie ein Plebiszit für die französische Sache aussahen. Aber gerade die Ernüchterung im Elsaß und in Lothringen nach dem Boulanger-Hoch und der laizistisch orientierten Trennung von Kirche und Staat 1905 im Frankreich der 3. Republik, die sich der Katholizismus im Elsaß zu Herzen nahm, bewirkten diese Entwicklung, die den Autor sagen läßt (S. 44): „daß sich Bevölkerung wie politische Strukturen 1912 kaum noch von anderen deutschen Ländern mit stark föderalistischen Tendenzen und regionalisierenden Traditionen, wie etwa Bayern“ unterschieden.

Indirekt unterstreicht der Autor mit dem letzten Satz seiner bemerkenswerten Studie (S. 445) diese These, wenn er schreibt: „Daß man eine fast fünfzigjährige Epoche nicht einfach abschütteln konnte, als sei nichts geschehen, das sollten die folgenden Jahre erweisen.“ Hier spielt der Autor auf die Jahre zwischen den zwei Weltkriegen an, die vom Kampf um die Heimatrechte bestimmt waren — im Elsaß und in Lothringen. Vieles ist heute anders geworden, aber diese These ist nicht nur interessant, sie zeigt auch auf, wie das Schicksal des Elsasses und Lothringens in die große Politik eingebettet war und davon abhing, was heute so nicht mehr der Fall ist.

Für den Historiker, aber auch für die kulturell Engagierten — und darum auch für die, die heute für die deutsche Sprache im Elsaß kämpfen — mag es mehr als interessant sein, daß durch die überzeugende wissenschaftliche Arbeit eine beachtenswerte Tradition aufgezeigt wird, die nicht durch die politische Pervertierung in den Jahren nach 1940 ad acta gelegt werden sollte. Das, was Hermann Hiery darlegt, sollte in Frankreich und in Deutschland, aber auch im Elsaß und in Lothringen, beachtet und bedacht werden, schon um der historischen Wahrheit willen. Es wäre wohl auch notwendig und wünschenswert, wenn die deutsche und die französische Geschichtsschreibung diese detaillierte Abhandlung dementsprechend würdigen würden. Der Autor dieser Studie weiß um diesen Mangel, wenn er (S. 17/18) schreibt, daß „die deutsche Geschichtsschreibung das Problem des ‚Reichslandes‘ Elsaß-Lothringen bis heute ausgeklammert hat.“ Die Wahrheit in dieser Sache sollte heute für keine der beiden Seiten — und zwischendrin für die elsässische und die lothringische — mehr ein heißes Eisen sein. Michael Ertz

Josef Werner: Karlsruhe 1945. Unter Hakenkreuz, Trikolore und Sternenbanner. Verlag G. Braun, Karlsruhe 1985. 324 Seiten mit zahlreichen Illustrationen. 36 DM.

Welch hohen Quellenwert Tageszeitungen für die Erforschung und Darstellung neuerer Geschichte besitzen, haben die Historiker schon lange erkannt. Daß aber nun ein Zeitungsmann selbst Geschichte beschrieb, ist etwas Neues und — für diesen Fall darf man es voransetzen — etwas überaus Gelungenes. Denn Josef Werner, der im Auftrag der Stadt Karlsruhe die Schicksale der ehemals badischen Landeshauptstadt im Jahr 1945 aufgezeichnet hat, war mit dem Karlsruher Geschehen als Ressortchef und stellvertretender Chefredakteur der führenden Zeitung dieser Stadt aufs engste verbunden. Er kannte Gewährsleute, Zeit- und

Augenzeugen, recherchierte mit Tonband und Notizbuch, durchstöberte kommunale und staatliche sowie militärische Archive und erhielt Einsicht in Briefe und private Aufzeichnungen, die trotz ihres dokumentarischen Gehalts vielleicht nie der Öffentlichkeit als Teil einer Chronik bekannt geworden wären.

Übrigens Chronik — aus der 270jährigen Karlsruher Gesamtgeschichte schildert dieses Buch zwar nur ein einziges, das Jahr 1945, doch welch ein Jahr war dies, in dem der Krieg in den letzten schlimmsten und auch für Karlsruhe gefährlichsten Zügen lag. Das Jahr, in dem das Hakenkreuz in den Staub sank, in dem über den Ruinen der Stadt die Trikolore aufgezogen wurde, bis am 7. Juli dieses dunkelsten Jahres unter dem Sternenbanner ein mühsames Atemholen beginnen konnte. Nichts fehlt in dieser Darstellung von den Grausamkeiten beider Seiten, nichts von der Knebelung der ersten „Befreier“, aber auch nichts von den Zeugnissen rührender Menschlichkeit. Es gibt noch Leser genug, die sich aus eigenem Erleben an dieses Jahr erinnern und mit Hilfe dieses Buchs ihre Erinnerungen auffrischen können. Noch wichtiger freilich ist „Karlsruhe 1945“ für die jungen Leute, die so etwas zu ihrem Glück nie erlebt, die aber auch keine Ahnung davon haben, welche wirklich „heroische“ Bemühungen dazu gehörten, wieder Leben in der scheinbar toten Stadt zu erwecken; wie Frauen und Männer, bekannte und unbekannt, zugegriffen, um ihre Stadt wieder zu einem Gemeinwesen zu machen. Und all dies ungeachtet des Hungers, der Wohnungsnot, der Sorge um die noch nicht heimgekehrten oder vermißten Familienmitglieder. Wie können die Nachgeborenen sonst ermesen, was es bedeutete, Versorgung, Schutträumung, Schulbetrieb, das Krankenhauswesen und die ersten Bemühungen um ein wenig kulturelles Leben wieder in Gang zu bringen.

Allein so gesehen, wäre das Buch schon ein verdienstvolles Werk. Es ist indessen mehr; denn in diesem Buch stimmt alles zusammen: eine verständliche Diktion mit dem glänzenden Stil, die Bebilderung mit dem historischen Apparat, das Format und die äußere Aufmachung, die schon optisch daran gemahnt, daß man damals „in Sack und Asche“ ging.

H. L. Zollner

D. Freiherr Göler v. Ravensburg, **Otto Bickel: Diedelsheim. Vom ritterschaftlichen Dorf zum Brettener Stadtteil** (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Band 9, 548 Seiten, 1985)

Der Freund des Kraichgaus und seiner Geschichte kennt den Rang der Brettener stadtgeschichtlichen Veröffentlichungen. Mit dem Namen Bickel sind

diese untrennbar verbunden. An folgende Veröffentlichungen von Herrn O. Bickel sei erinnert: „Rinklingen“, 1969, „Dürrenbüchig“, 1978, „Ruit“, 1981 und zusammen mit seinem Bruder, Herrn Willy Bickel, „Bauerbach“, 1978.

Die jüngste Veröffentlichung, der Band über „Diedelsheim“, schließt sich den vorangegangenen Ortsgeschichten in trefflicher Weise an.

Man erkennt sehr rasch, hier wirkt sich die Fülle der Erfahrungen aus von über 20 Jahren intensiver Beschäftigung mit der Geschichte, mit Vergangenheit und Gegenwart des Raumes um Bretten, des Kraichgaues.

Es ist eine Freude, dieses Buch in die Hand zu nehmen!

Schon die Inhaltsübersicht weist aus, daß ungewöhnliche Sachkenntnis und ordnender, klarer Verstand in gleicherweise dem Verfasser die Feder geführt haben. Aber vorausgegangen ist, und das wird auf jeder Seite deutlich, ein jahrelanges Erfassen, Studieren und Auswerten von Quellen, von vorhandener Literatur, und dies mit einer Sorgfalt und Gründlichkeit und in einem Umfang, wie es besser kaum denkbar ist.

Als Beispiel sei verwiesen auf: Seiten 80—87, „Frieden und neue Kriege im 17. Jahrhundert“: Eine ungewöhnliche Fülle von Fakten, Namen, Daten werden genannt, eine Fülle von Zitaten aus Berichten, Anträgen, Briefen, usw. werden wiedergegeben und — dies sei besonders vermerkt — durch anderen, nicht minder gut lesbaren Druck, hervorgehoben. Dieses Verfahren verdeutlicht die gesamten Ausführungen, gibt ihnen vermehrtes Gewicht und erleichtert dem Leser das Verstehen. Nicht weniger eindrucksvoll ist die ungewöhnliche Vielfalt der behandelten Bereiche, von der allgemeinen Geschichte, der Religions- und Kirchengeschichte, bis zur Sozialgeschichte, der Geschichte des Gewerbes und der Landwirtschaft.

So wird der Ur- und Frühgeschichte eine deutlich gegliederte Darstellung gewidmet, wie es für die römische Zeit, angesichts der Dichte der Funde und Quellen, in den meisten Ortsgeschichten zu finden ist. Nicht minder dankenswert sind die Ausführungen über die Zeit der Alemannen und der Franken, ein Zeitraum, der sonst gerne gleichsam übersprungen wird.

Wir alle wissen, daß die Geschichte von Menschen gestaltet und für Menschen dargestellt wird. So sind Angaben über die Ortsherren, die Vögte, die Bürgermeister, die Pfarrer richtigerweise wohl in jeder Ortsgeschichte zu finden. In der Diedelsheimer Chronik aber lesen wir darüber hinaus ebenso von Feldhütern und Waldhütern und ebenso über die Nachtwächter — Hebammen — Totengräber. Aus meiner Sicht ein verdienstvolles Verfahren. Dankbares Lob gebührt für den „Achten Teil“,

„Geschichte der Diedelsheimer Bevölkerung“. Aus dem Jahre 1306 werden die ersten, urkundlich nachgewiesenen Bewohner, „Gerichtsleute“, namentlich genannt. Die für den gesamten Kraichgau so bedeutsamen Einwanderer aus der Schweiz, in der Zeit nach dem 30jährigen Krieg, werden mit zahlreichen Einzelangaben angeführt. Auf vielen Seiten sind die Auswanderer, fast ausschließlich nach Nordamerika, namentlich, mit zahlreichen, weiteren Angaben, aufgeführt. Eine ergiebige Quelle für viele Familienforscher!

Eine Zusammenstellung der Flüchtlinge, der Evakuierten, die nach 1945 eine neue Heimat suchen mußten und diese in Diedelsheim finden konnten, ist auf Seite 441 angeführt. Für die Jüngeren unter uns bereits Geschichte!

Wir haben das Glück, in einem Rechts- und Sozialstaat zu leben — es ist ein gleichsam selbstverständlicher Zustand. Wie richtig und dankenswert ist es daher, daß der Verfasser dem „Armen- und Bettelwesen“, aber auch den verschiedenen Hilfs- und Fürsorgemaßnahmen vergangener Zeiten, einen gesonderten Abschnitt widmet. Vielleicht werden einige Leser doch etwas nachdenklicher, zurückhaltender bzgl. der Forderungen an Staat, Kirchen und Gemeinden.

Nicht selten tun sich Verfasser von Ortsgeschichten mit der Zeit nach 1933 und auch mit den ersten Jahren nach 1945 schwer. Dieser Band jedoch enthält bemerkenswerterweise auf den Seiten 458 — 466 eine Darstellung: „Die Juden in Diedelsheim“, die Zeit ab 1550 umfassend. Ein dankenswertes Handeln des Verfassers.

Nun sei auf Bereiche eingegangen, die beispielhaft sind. Stets von Neuem wird deutlich, daß von Menschen und deren Schicksalen berichtet wird, und es ist dem Verfasser gelungen, die so oft zu beobachtende „Namenlosigkeit“ zu vermeiden. Siehe die Bilder, z. B. auf Seiten 371/375/403/405 und andere mehr. Kein Name fehlt! Eine große Leistung! Im Zusammenhang mit diesen Großfotos sei auf die Bebilderung des Bandes insgesamt eingegangen. Sie ist ebenso großzügig, umfassend, wie sachkundig zusammengestellt. Von den beiden Kupferstichen Albrecht Dürers, um 1500, den 3 Holzschnitten von Jost Ammann, 1568, bis zu künstlerischen Darstellungen und Fotografien dieser Jahre.

Alle Möglichkeiten sind genutzt; wohl kaum ein Wunsch, der unerfüllt geblieben ist.

Von breiterem Interesse ist die Stammtafel der Freiherrn Kechler v. Schwandorf. Aber erstmalig in einer Ortsgeschichte sind m. E. Stammtafeln von alteingesessenen Familien, hier der „Hurst“ und der „Bickel“. Die wachsende Schar der Familienforscher wird dankbar sein. Möge das gute Beispiel Schule machen!

Beeindruckend sind die Bildtafeln der Gefallenen und Vermißten des 1. und 2. Weltkrieges. Wohl keines unserer Dörfer, in denen nicht Ehrenmale errichtet wurden. Aber was hier gebracht wird, ist etwas ganz besonderes, ist beispielhaft und gereicht dem Verfasser und der Stadt Bretten zur Ehre. Von nahezu jedem dieser Toten ist ein Foto wiedergegeben, mit Angabe des Namens, des Geburts- und Todestages. Dies ist ein gewichtiger Beitrag, um die Erinnerung an all die Gefallenen und Vermißten von Diedelsheim in den heutigen Generationen lebendig zu erhalten.

Abschließend sei herausgestellt, was diese Ortsgeschichte für alle Heimatfreunde und Heimatforscher in so besonderer Weise wertvoll macht. 3 Register sind angefügt: Sachregister/Ortsregister/Personenregister. Die unendliche Arbeit, die solche Register erfordern, lohnt sich in hohem Maße. Nur dadurch kann der vielfältige Inhalt einer Ortschronik, der in langjähriger Arbeit zusammengetragen worden ist, von Anderen genutzt werden. Und im Grunde lohnen sich dann erst all die aufgewendete Mühe, die Arbeit und auch die Kosten. Keine Chronik dieser Art dürfte ohne diese 3 Register erscheinen, ja es würde sich sogar lohnen, solche Register nachträglich zu erstellen. Die Bewohner von Diedelsheim, ja die ganze Stadt Bretten, kann man zu dieser Ortsgeschichte nur beglückwünschen!

Dem Verfasser, Herrn Otto Bickel, aber sei nachdrücklich gedankt!

Finck, Adrien, Der Sprachlose. Eine Geschichte mit Zeichnungen von Tomi Ungerer; Morstadt-Verlag Kehl — Straßburg — Basel, 1985; 135 S.

Diese Erzählung mit dem eigenartigen Titel erscheint als Band Nr. 4 innerhalb der Edition Morstadt, die der Autor auch insgesamt betreut. Dieser schmale, sehr schön ausgedruckte Band, den Tomi Ungerer, ein Freund dieser Literatur im Elsaß, sehr ausdrucksstark illustriert hat, trägt autobiographische Züge und Elemente in sich, man spürt, daß der Autor sich das alles von der Seele geschrieben hat, um sich innerlich zu befreien. Wer Adrien Finck, Germanist an der Straßburger Universität und als solcher Nachfolger von Albert Fuchs, seit Jahren in seinem dichterischen und schriftstellerischen Schaffen verfolgt und wer ihn zudem vor kurzem aus diesem Bändchen vor einem Auditorium, das zumeist aus Elsässern bestand, hat vorlesen hören, der spürt diesen Zeilen auch so etwas wie eine Konfession ab. Es ist gut, wenn wir das beim Lesen nicht übersehen. Selbstverständlich liegt dieser Konfession auch eine in-

nere Entwicklung zugrunde, das Ergebnis ist dieses: dieser junge Mann aus dem Sundgau hat sich ganz mit der Sprache seiner Heimat identifiziert, diese Sprache macht nun den ganzen Menschen aus und wiederum wird der Mensch von der Sprache her bestimmt. Es ist aber nicht Erzählung im Sinne des Sichspiegelns, sondern Offenlegung des Selbst um des anderen willen, vielleicht zeichnerisch, ja mit Sicherheit, um etwas zu bewirken, was andere zum Insichgehen führen kann.

Insofern nimmt diese schriftstellerische Äußerung Adrien Funcks in einem gewissen Sinn moralische Züge an, Moral verstanden hier als Aufruf, Apostrophierung, Weckung, auch als Schrei, um eine Terminologie, wie sie André Weckmann zu eigen ist, aufzunehmen. Wie vieles andere bei Adrien Finck ist auch diese Erzählung vom ganzen Charakter her elegisch angelegt, es kommt darin wohl auch ein Erbe des Menschen aus dem Sundgau zum Ausdruck. „Die Geschichte eines jungen Dichters, der sterben mußte, weil er keine Sprache hatte. . .“ Das ist's aber, was gar nicht sein darf, denn dieser Dichter ist einfach notwendig für das ganze Land und für die Menschen dieses Landes. So kann dann auch auf dem Hintergrund der Elegie Hoffnung entstehen, die einfach für das Leben in dieser unserer Welt, gerade auch im Elsaß, unerlässlich ist.

Die Erzählung, zuweilen mit leiser Ironie niedergeschrieben — in Hochdeutsch und auf Elsässisch —, im Schicksal dieses jungen Dichters seinen roten Faden verfolgend, ist zugleich auch die Geschichte dieses Landes. Und die Geschichte dieses Landes ist die Geschichte seiner Sprache. Und auch darin ist noch Hoffnung, wenn es im Nachwort zuletzt heißt: „Wie lange wird es in diesem Land noch eine Sprache geben? Im Gedicht wird sie erhalten bleiben.“ Ist das nicht auch etwas und ist nicht ganz im Sinne von Reiner Kunze?!

Michael Ertz

Rastatt

1. Hans A. Bloss, Hrsg., *Rastatt, Dokumentation zur Stadtgeschichte I*

96 S., mit zahlr. Abb., kart. 19,80 DM, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1984

2. Dietrich Rentsch, *Barockstadt Rastatt, Führer durch Schloß und Stadnanlage*, 80 S., zahlr. Abb. und Stadtplan, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1985

Die Stadt Rastatt beging 1984 ihr 900jähriges Jubiläum mit einer Reihe hervorragender kultureller

Veranstaltungen. Mit Recht feierte man in Rastatt dieses Jubiläum in so ausgeprägter Form, denn die Geschichte der Stadt ist in ihrer speziellen Art einmalig. Deshalb ist es besonders zu begrüßen, daß rechtzeitig im Jubiläumsjahr zwei Schriften erschienen sind, die sowohl der Geschichte als auch der Kunstgeschichte der ältesten Barockstadt am Oberrhein gerecht werden.

Die Dokumentation zur Stadtgeschichte, für die Prof. Dr. Hans A. Bloss als Herausgeber verantwortlich zeichnet, ist ein gutes und notwendiges Werk. Es ist schwer, auf verhältnismäßig beschränktem Raum die vielfältigen, Höhen und Tiefen durchmessende Geschichte einer Stadt wie Rastatt zur Darstellung zu bringen. Daß Prof. Bloss dies gelungen ist, beweist seine Kompetenz. Aufgrund gewissenhafter Studien und sorgfältiger Auswahl bereits vorhandener Literatur, Urkunden und Texten wird in folgenden zehn knapp gefaßten, aber vollkommen ausreichend informierenden Kapiteln die breitgefächerte Chronik der Stadt dem Leser dargeboten: Halbdunkel der Frühgeschichte — Spuren der Römer — Leben und Treiben, Handel und Wandel im mittelalterlichen Marktflcken Rastetten — Türkenlouis — Markgräfin Sibylla Augusta — Friedensvertrag 1714 — Friedenskongreß 1797/99 — Festung Rastatt — Rastatt und die Revolution 1848/49 — Rastatt, wieder eine offene Stadt. Diese Aufzählung enthält eine Reihe höchst interessanter Kapitel, man denke nur an den Türkenlouis, die Festung und deren Rolle, welche diese 1848/49 gespielt hat in dieser durch ihre Lage bedingten alten Soldatenstadt. Durch diese Dokumentation wird nicht nur der Historiker angesprochen, sie wird bei allen in der Geschichte der Stadt Rastatt Interessierten willkommen sein. Ihr besonderes Verdienst ist es, daß sie erstmalig viele Einzeluntersuchungen und Quellen zu einer Gesamtschau der geschichtlichen Entwicklung zusammenfaßt. Der gut aufgemachte Band wird durch ein ausgezeichnetes Bildmaterial bereichert.

Die Barockstadt Rastatt wird in dem Führer durch Schloß und Stadnanlage von Dr. Dietrich Rentsch vorgestellt, eine willkommene Komplettierung der Stadtdokumentation. Dr. Rentsch, Hauptkonservator im Bad. Landesmuseum zu Karlsruhe, ist der sachkundige Verfasser dieses kunsthistorischen Begleiters durch das barocke Rastatt. Er ist ein profunder Kenner der Kunstschatze der Stadt, ein Fachmann also, der einen durch Text, Bildmaterial und Handlichkeit ausgezeichneten Führer durch Rastatt vorlegt, wie man ihn anderen Städten auch wünschen möchte. Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen natürlich der Markgraf Ludwig Wilhelm und das Schloß, das ausführlich zur Darstellung kommt. Aber auch die anderen Perlen der

Stadt, die neben dem Schloß „Ausdruck absolutistischer Gesellschaftsordnung“ sind, fehlen selbstverständlich nicht: Schloßkirche und Heilige Stiege, Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, ehem. Hofpfarrhaus und Piaristenkloster, Maria Einsiedeln-Kapelle, die Pagodenburg, St. Bernharduskirche, Stadtpfarrkirche St. Alexander, die evang. Stadtkirche, ehem. Franziskaner Klosterkirche, das Rathaus, die herrlichen Brunnen, und daß auch das Schloß Favorite nicht vergessen wurde, wird dankbar vermerkt. Mit diesem Führer durch die Barockstadt Rastatt erhält der Besucher ein Heft an die Hand, das er bei sich tragen kann, das ihn vollkommen informiert, das ihm die Augen öffnet über die Kunstschatze dieser schönen Stadt. Niemand wird es ohne Bereicherung aus der Hand legen.

L. Vögely

Adolf von Oechelhauser: Das Heidelberger Schloß

8. Aufl. 1986. Mit Ergänzungen von Joachim Göricke. Ca. 180 S. mit zahlreichen Tafeln, ca. DM 32,-

Heidelberg vor 200 Jahren.

25 Aquarelle und Zeichnungen von **Peter Friedrich de Walpergen** (1730–1809). [Kalender für 1987. = Aus Heidelberger Sammlungen, Folge 2.] 24 Bl. Reproduktionen, Kommentar v. S. Wechsler, 1986. DM 29,-

200 Jahre Alte Brücke Heidelberg.

[Kalender für 1986. = Aus Heidelberger Sammlungen, Folge 1.] 24 Bl., Reproduktionen u. a. von H. Fischer-Schuppach, Ch. und Ph. de Graimberg, F. Rottmann (3), 1985. DM 26,-

Ernst Hug erzählt Ziegelhäuser Geschichten.

183 S. mit 28 Abb., 1986. DM 29,-

Reinhard Hoppe: Vor den Mauern Heidelbergs. Stadtteil Schlierbach.

132 S. mit 49 Abb., 2. Aufl. 1984. DM 16,80

Schwarzwälder Originale leben erneut auf.

Hansjakobs „Erzbauern“ sind in der 11. Auflage erschienen.

Heinrich Hansjakob: „Erzbauern“, Erzählungen, 11. Auflage, 307 Seiten, Leinen, 26,60 DM. Erschienen im Selbstverlag der Stadt Haslach.

Kurt Gayer, Die schöne Badnerin... Heinrich Hansjakob: „Erzbauern“, Erzählungen, 11. Auflage, 307 Seiten, Leinen, 26,60 DM. Erschienen im Selbstverlag der Stadt Haslach.

Wenn die um das Erbe ihres größten Bürgersohnes besorgte Stadt Haslach die „Erzbauern“ als eines der besten Werke der Hansjakobschen Volksdarstellung in der 11. Auflage erscheinen ließ, so ist sie nicht nur dem vielfältigen Wunsche der Heimat- und Geschichtsfreunde nachgekommen. Bestimmt werden sich auch die Wander- und Naturfreunde freuen, daß sie nun neben den „Waldleuten“ auch die „Erzbauern“ lesen können, um das Reich jener „Original-Menschen“ und „Numero-Eins-Bauern“ noch näher kennen zu lernen, durch das der 1981 fertiggestellte „Kleine Hansjakobweg“ (I) führt. Wer dann die vier Erzählungen, „Der Vogtsbur“, „Der Benedikt auf dem Bühl“, „Der Bur und der Bürle“ und „Die Buren am Wildsee“ in sich aufnimmt, wird mehr als nur von der dramatischen Darstellung vieler menschlicher Einzelschicksale betroffen sein, vielmehr spürt er auch — und dies in unterhaltsamer Weise — den von Hansjakob verfolgten erzieherischen Auftrag. Mit feinführender, aber auch scharf beobachtender Feder zeichnet der Volksschriftsteller den Auf- und Niedergang des waldreichen Andreas Harter, des „ersten und letzten Millionärs seines Standes“, der sogar eine eigene Bauerngarde unterhielt. Durch die liebwerte, unbeirrbare Gestalt des Benedikt Lehmann wird der Haslacher zum großen Schilderer des Kinzigtäler Bergbaus, während er uns im Simon Armbruster den findigen, doch von der wirtschaftlichen Ungunst verfolgten Bauern und Unternehmer und in dessen Nachfahr Jakob Dieterle den fleißigen, bescheidenen Landmann vorstellt. Wir erleben aber auch, wie der Elefantenbur und der Ameisenbur vom Wildsee (Glaswaldsee) an ihrer Nachäfferei höfischer Pracht zugrunde gehen. Dazwischen leuchtet immer wieder das bunte Volksleben des 19. Jahrhunderts aus den Zeilen hervor. Der Pfarrer von St. Martin bekennt selbst, daß ihm sein Gewährsmann und „Vorarbeiter“, der Waldhüter Dieterle, „der so klar schreibt, wie die Waldquelle ihr Wasser zutage fördert“, so viel Material an die Hand gab, daß er damit nicht nur die „Waldleute“ fühlen, sondern sogar noch die „Erzbauern“ der Nachwelt erhalten konnte. Die jetzige 11. Auflage — der 17. Band der Neuauflage von Hansjakobs Werken, die die Stadt

VERLAG BRIGITTE GUDERJAHN
6900 Heidelberg · Im Anger 5

Haslach seit 1960 herausgibt — zeichnet sich durch die Wiedergabe der Original-Illustrationen des Tiroler Malers Hugo Engl aus, der dazu beitrug, daß dieses Buch die meisten Zeichnungen im Kreise des Hansjakobschen Gesamtwerkes aufweist. Dazu hat der Bearbeiter dieser Neuauflage der 1899 erstmals veröffentlichten „Erzbauern“, Manfred Hildenbrand, ein Kenner und Bewahrer des Lebenswerkes des Pfarrdichters, die Erzählungen durch annähernd 100 aufschlußreiche, erläuternde Anmerkungen kommentiert und für den

heutigen Leser verständlicher gemacht. Wer die Entstehung der vielgerühmten Werke der Volksdarstellung Hansjakobs näher kennt, weiß, daß die von ihm beschriebenen Menschen keine Phantasiegebilde sind, sondern wirklich gelebt haben. So weilte er im Mai 1897 längere Zeit eigens im Schapbacher „Ochsen“, um den Spuren seiner Originale, seiner „Helden“ nachzuspüren und seine „Erzbauern“ zu einer Fundgrube für den Heimatkundler werden zu lassen.

Kurt Klein

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Peter Assion
Philipps-Universität Marburg
Bahnhofstr. 5 a, 3500 Marburg

Bürgermeister Eugen Baur
Stadtverwaltung, Postfach 1240
7778 Markdorf

Dipl.-Ing. Edmund Kiehnle
Kleinheimstr. 24
7519 Eppingen

Studienleiter Pfarrer Eckart Marggraf
Religionspädagogisches Institut
der Evang. Landeskirche in Baden
Marie-Alexandra-Str. 22
7500 Karlsruhe

Ludwig Merz
Quinckestr. 18
6900 Heidelberg

Josef Müller
August-Bebel-Str. 40
7500 Karlsruhe 21

Dipl.-Ing. Heinz Schumacher
Merzhäuserstr. 64
7800 Freiburg

Kurt Sommer
Hauptstr. 200
6900 Heidelberg

Winfried Studer
Rathausplatz 1
7844 Neuenburg am Rhein

Joachim Sturm
Stadtarchiv Lahr, Postfach 2180
7630 Lahr

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

Elmar Vogt
Riedackerweg 7
7862 Hausen

Dr. Johannes Werner
Steinstr. 21
7551 Elchesheim